

Inhalt

KINDHEIT	1
----------------	---

Frauen haben es schwer, Männer auch. Von meiner Mutter und den Grenzen der Emanzipation	2
Dem Leben sieht man am besten in langen Unterhosen ins Gesicht	11
Lebensleistung.....	17
Gottes Brännlein und die liebe Verwandtschaft.....	21
Die Puppe mit dem roten Samtkleid	24
Ärger mit der Oma	26
Leute sterben.....	31
Hexen und Zauberer.....	34
Brottäschchen und Federmäppchen	38
Wohltätigkeit	41
Zufallspoesie.....	42
Von Hunden und Menschen	44
Naturlocken	46
What's in a name	49
Stille Wasser sind tief.....	52
Heimat und Welt, in fünf Anläufen	55
Herkunft.....	61
Wohin die Vögel fliegen.....	72
Die Natur und ich - eine <i>middle-story</i>	79
Epiphanie I.....	89
Epiphanie II.	90
Mein Tag am Meer, oder: Augenwischerei	90

SCHULZEIT	94
Keine Lust auf Kunststücke.....	95
Die Falten des Gehirns	99
Das Lächeln des Erfolgs.....	102
Idealistinnen und Realistinnen.....	105
Die Wahrheit ist konkret.....	110
Lob.....	113
Hegel und Currywurst, oder: Lob des Vorurteils	119
Die Emanzipation der Männer.....	120
Studienzeit.....	124
Vom Meinen	125
Der Sprung ins Urteil	126
Wie man seine Unschuld verliert, I	128
Wie man seine Unschuld verliert, II.....	131
Wie man seine Unschuld verliert, III	132
Plüschigkeit	140
So kam das Böse in die Welt.....	141
Wer hören will, muss fühlen.....	143
Präferenzlosigkeit	147
Der Thüringische Kleiderschrank	150
Wie wird man ein Dichter, oder: Heterogene Lerngruppen	152
Das arme Kind hat immer noch nicht gespielt – ein <i>teachable moment</i>	158
Der Sitz im Leben	159
LEBEN	166
Zeitverschiebung	167
Der innere Jahreskalender.....	169
Winter is coming, oder: vom Tod des Schneemanns.....	170
Träume I.....	174

Träume II	176
Träume III.....	177
Träume IV.....	178
Besuch von einem Engel, I.....	180
Besuch von einem Engel, II.....	182
Stimmbrüche.....	183
Vom Fall eines Startups.....	185
Kleine Scherze	190
Komplementärcharaktere	191
Wenn man sich selbst auf der Strasse begegnet.....	193
The joy of eating alone	195
Von der Originalität des Klischees.....	197
Herausforderungen.....	198
Was bleibt	200
Die traurigste Geschichte der Welt.....	201

KINDER..... 203

Leichte und schwere Geburten	204
Ich bin doch nur ein Bürger.....	208
Und die Steine schmolzen bei seinem Gesang.....	209
Geförderte Unterforderung. Ein Förderwettbewerb.....	211
Hymne auf den Muttertag	215
Weihnachtsworte	219
Im Zug	227
Leidensgeschichten	228
Die Stimme der Vernunft.....	229
Die Fahrt nach Himmelsleiter.....	230
Zivilisation ist nicht immer nett.....	231
Von Vätern, Müttern und patzigen Patentanten.....	232
Ode an die Rolltreppe	236
Pausenlos.....	238
Talking to a stranger	240

Wir sehen uns beim Fussball!.....	242
München, Monaco und Wiesbaden	243
Das grossartigste Foto der Welt.....	245
Natürlich ist heute gar nichts mehr	247
Bedeutungsschwere.....	247
Das Gulasch ist wirklich vorzüglich diesmal.....	249
Manche Leute mögen halt keine Kinder	250
Letztens sah ich einen Fischreier.....	250
Bitte alles aussteigen!	251
Personalisiertes Verbitterungssyndrom.....	252
Das Böse unter der Kapuze.....	255
Die weisse Strassenbahn	258
Kopfhörer.....	260
Watching CNN.....	261

REISEN.....	266
-------------	-----

Tot in Venedig.....	267
Neapel sehen und shoppen	270
Laizismus	273
Von Katzen und Menschen.....	276
Von Rehen und Stieren und der Globalisierung des Mittelalters.....	279
Nichts zu sehen in Troja.....	285
Die Ah-Sager. Eine Geschichte aus Armenien	288
Alesia-Aleria-Amnesia	294
Amerika-Notizen. (Kalifornien, Ende der 80er)	298
Der Heilige Josef und die Akku-Aufladestation.....	299
Wieder in Freiburg, oder: radikale Alternativen	303
Showdown in Giessen	306
In der Mitte sitzt ein Panda. Berlin-Impressionen.....	310
Deutschlandreise.....	314
Annäherung an den Kraniche (in drei Schritten)	316

Short Stories.....	325
LESEN.....	330
Leseerlebnisse.....	331
Ein Herz für Mr. Spock	335
Kassandra und Christa Wolf und ich	339
Die Ilias ist langweilig	351
Die Welt im Gleichgewicht halten.....	352
Das Kind braucht einen Namen - zu einer Lücke in den Wahlverwandtschaften.	357
Parzival, oder: Wald und Welt	358
The Kindness of Strangers.....	360
DENKEN und SPRECHEN	363
Warum ich nicht fluchen kann.....	364
Lass es uns nicht sagen	369
Herausforderungen.....	376
Verschwörungstheorien.....	377
Die drei Entschlüsse	378
Vielleicht fällt es ihr noch ein	382
Schockscharf.....	382
Orte der Erkenntnis.....	383
Setzkästen oder: Vom Ordnen der Welt.....	386
Kinderspiele und Lebensphilosophie.....	392

SCHREIBEN	396
Gelegenheitsschreiberei I: Mein Schreibraum.....	397
Gelegenheitsschreiberei II: Von Pegasus zu Ariel.....	401
Anschlussproduktivität	405
Schreibaufgaben.....	409

KINDHEIT

FRAUEN HABEN ES SCHWER, MÄNNER AUCH.
VON MEINER MUTTER UND DEN GRENZEN DER
EMANZIPATION

An diesem Wochenende saß ich vor dem Biographiebogen, den ich für das Seniorenheim ausfüllen sollte, in das unsere Mutter umzog. Und während ich darüber nachdachte, was ich von ihr wusste, was ich noch wusste oder schon immer gern wissen wollte und was ich sicherlich alles vergessen hatte, fiel mir auf, dass man die Geschichte ihres Lebens auf zwei Arten erzählen könnte (natürlich kann man sie auf noch viel mehr Arten erzählen, aber das sind sozusagen die Archetypen).

Variante A, nennen wir sie die "Unterdrückungsmatrix", geht so: Unsere Mutter gehörte noch zu der bedauernswerten Generation der Frauen, die weit vor der Durchsetzung der Gleichberechtigung und geradezu Äonen vor der Idee des *gender mainstreaming* geboren wurde. Ihre Kindheit war nicht einfach. Als der zweite Weltkrieg ausbrach, was sie gerade zwölf Jahre alt, und natürlich wurde sie von den Nazis indoktriniert; sie musste BDM-Lieder singen und wahrscheinlich Fahnen schwenken, falls Hitler und seine braunen Genossen jemals durch die Straßen von Kassel gezogen sind. Ihre eigene Mutter, unsere Oma, war streng, mit ziemlicher Sicherheit sogar autoritär. Sie selbst war ein etwas wildes Kind, und wenn sie wieder einmal ihr weißes Sonntagskleid für den Kirchengang zerrissen hatte, wurde sie wahrscheinlich nicht nur geschimpft, sondern geschlagen. Die Familie lebte immerhin in bescheidenem Wohlstand, der Vater war Schreiner und man hatte ein eigenes kleines Haus. Er hatte zum zweiten Mal geheiratet nach dem Tod der ersten Frau, sie hatte deshalb zwei ältere Halbschwestern, dunkelhaarige Mädchen mit streng geflochtenen Zöpfen, von denen eine, aber das war schon nach dem Krieg, von einem LKW überfahren wurde, auf der Bunten Berna (so hieß die kleine Straße am Bach entlang wirklich, so heißt sie bis heute). Aber zuerst kam der Krieg, er kam auch nach Deutschland, und immer wieder erzählte unsere Oma später die große

Geschichte, ihre Geschichte vom Krieg, wie ausgerechnet am letzten Tag, die Amis zogen schon durch die Straßen, ihr Haus von einer Bombe getroffen wurde – ein Versehen, man hatte versteckte Nazis vermutet. Und alles war weg, sie konnten nur noch die Trümmer durchwühlen, ein schmiedeeisernes Bügeleisen hatte sie gerettet, und eine schwere Pfanne, aber selbst, wenn unsere Mutter irgendwelche Spielsachen, Erinnerungen, persönliche Gegenstände gehabt hätte – es war alles weg, man musste ganz von vorn anfangen. Natürlich konnte sie sich ihre Ausbildung nicht aussuchen; sie besuchte, immerhin, nach der Realschule eine Handelsschule, die junge Mädchen auf die typischen Frauenberufe vorbereitete: Tippen, Steno, ein wenig Buchführung vielleicht, und selbst wenn sie eine Begabung, ein Interesse, einen Berufswunsch gar gehabt hätte, hatte niemand danach gefragt. Nach dem Krieg arbeitete sie als Schreibkraft bei der Bundesbahn, vielleicht war sie auch Telefonistin; und wie es sich gehörte, lernte sie dort ihren Mann kennen, einen jungen Ingenieur, der nach dem Krieg aus dem Gefangenenlager in Südfrankreich relativ unbeschadet an Leib und Seele zurückgekommen war (aber das ist eine andere Geschichte). Auch nach Liebe wird niemand gefragt haben; vielleicht gab es ein wenig Sympathie am Anfang, vielleicht aber auch nur Verzweiflung und Notwendigkeit und Ergebung in ein vorgezeichnetes Schicksal, und es hätte ja auch schlimmer kommen können: Der Mann war aus gutem Haus, er hatte eine gute Ausbildung, er machte später sogar eine Art mittlerer Beamtenkarriere, man baute wieder ein Haus, drei Kinder kamen, alles Mädchen, das Dreimädelhaus. Sie wurde Hausfrau, und sie blieb es, von der Geburt des ersten Kindes an, lange Jahrzehnte, erst in der beengten Zweizimmerwohnung, dann im neuen Haus mit dem Garten, dann später in der kleineren Dreizimmerwohnung, in die man nach dem Auszug des letzten Kindes irgendwann zog, als das Haus einfach zu groß war und die Kräfte nicht mehr reichten. Sie war Hausfrau und Mutter, weit über die Hälfte ihres Lebens, und wenn wir in der Schule gefragt wurden, was für einen Beruf die Eltern hatten, sagten wir natürlich, die Mutter sei

Hausfrau, so wie alle anderen auch. Wir sagten noch nicht mal "Mutter", wir sagten "Hausfrau". Sie putzte den ganzen Tag (viel zu viel), sie kochte (eher ungern), sie wusch, dann putzte sie wieder. Keine Gartenarbeit, das machte der Mann. Aber in einem Haus mit drei Kindern gibt es viel zu putzen, immer wieder, immer von neuem, gerade ist man fertig und alles blitzt und blinkt, da kommt der nächste mit schmutzigen Schuhen, denn Schuhe sind immer schmutzig, oder frisch gepflückten Johannisbeeren (was soll man nur mit den Unmengen Beeren machen?) oder zerrissenen Socken (nähen und flicken war das Allerschlimmste). Das konnte nicht gut gehen, und diese Variante der Geschichte endet damit, dass deutlich gesagt wird: Es war ein Verbrechen, diese Frauen so zu unterdrücken, sie niemals nach ihrer Meinung oder ihrem Willen zu fragen, sie in gesellschaftlich vorgegebene Rollen zu pressen, die sie sich niemals ausgesucht hatten; es war das Werk von Männern, die Frauen, "ihre" Ehefrauen, unterdrückt und dominiert haben, aus keinem anderen Grund, als dass sie Männer und die Frauen "nur" Frauen waren. Es war eine Katastrophe, dass sie keinerlei wirtschaftliche Selbstständigkeit hatten, niemals auch nur ein eigenes Konto, und für jeden neuen Mantel musste sie den Mann fragen. Ihre Kindheit, die autoritären Eltern, die totalitäre Gesellschaft, sie alle haben sie traumatisiert und seelisch verkrüppelt von Jugend an. Wenn sie nur die gleichen Chancen gehabt hätten, wenn sie sich ihrer Individualität entsprechend hätten entwickeln können, wenn sie in ihren ganz persönlichen Talenten frühzeitig gefördert worden wären, wenn sie Männer als Partner erlebt hätten und nicht als Herrscher – ja, dann wäre alles gut geworden. Oder wenigstens anders?

Denn man könnte die Geschichte auch anders erzählen. In Variante B – nennen wir sie die "Frauen haben es schwer, Männer auch"-Variante – ist anfangs nur wenig zu ändern: Die Eltern waren zweifellos autoritär, die Kindheit war kein Ponyhof, und vieles davon wird bleibende Wunden hinterlassen haben (aber gibt es überhaupt eine Erziehung, die keine Wunden hinterlässt?). Schon bei der staatlichen Indoktrination wird es jedoch schwierig. Denn eigentlich, so

erzählte es unsere Mutter später ganz naiv und ohne böse Hintergedanken (sie war nicht der politische Typ, und das gehört in Variante A natürlich mit zur Unterdrückungsmatrix), war sie ganz gern beim BDM. Es war, so würde man heute wahrscheinlich sagen, ziemlich cool dort. Gesungen hat sie von Kindheit an für ihr Leben gern, sie mochte die Geselligkeit durchaus und wahrscheinlich war es eine gute Möglichkeit, den Eltern zu entkommen. Sogar die Uniform war eigentlich schmuck, und niemand, der sich heute eine Gruppe gleichaltriger junger Mädchen anschaut, würde auf die Idee kommen, dass es heute keine Uniformen mehr gebe, bei aller präntendierten Individualität. Natürlich war das schlimm, die Geschichte mit dem Haus, natürlich war es furchtbar in den Kellern, wenn der Bombenalarm dröhnte, natürlich hat man gehungert nach dem Krieg. Aber die Geschichten, die sie im Alter, als sie sich wieder mehr an ihre Jugend erinnert hat, erzählt hat, klangen auch ein bisschen nach großem Abenteuer: Stellt euch vor, bis zum Edersee sind wir gelaufen, über vierzig Kilometer, nur für eine Handvoll Eier! Die Handelsschule war nicht so schlecht, immerhin hat man überhaupt etwas gelernt, und sie war ziemlich gut in Steno und stolz darauf. Im Büro ging es lustig zu bei den Betriebsfeiern, natürlich waren die Männer die Chefs, na klar, aber die Mädels sahen ziemlich pfiffig aus und wussten schon, wie sie mit den Kerlen umgehen wussten, man war ja nicht blöd. Und einen musste man heiraten, so oder so. Und dann kamen die Kinder, klar, und natürlich wollte man eine Familie, und Familienplanung war noch keine Option. Und wer hätte sie denn erziehen sollen, wenn man selbst weiter arbeiten gegangen wäre? Die Oma etwa, unter der man doch selbst genug gelitten hatte, mit ihrem strengen Dutt und ihrem Blick, der einem auch im Alter noch durch und durch ging? Nein, man blieb zuhause, und man kümmerte sich. Kinder wurden damals ja auch noch nicht vollzeitbespaßt und helikopterüberwacht, sondern Spielen geschickt. Immerhin, Bücher gab es immer, von Anfang an, Bilderbücher und dann richtige, obwohl sie selbst keine große Leserin war; aber das wusste sie, dass Kinder Bücher brauchen, ganz ohne

Erziehungsratgeber. Kindergarten? Gab es gar nicht in erreichbarer Nähe, und eigentlich hätte man auch nicht gewusst wieso. War denn die frühe Kindheit nicht das Beste, trotz der Arbeit und dem Schmutz und den anfangs noch mit der Hand zu waschenden Windeln? Außerdem waren die Kinder, im Großen und Ganzen, friedlich, nette Kinder, wissbegierige Kinder, leicht erziehbare Kinder, außer wenn sie sich miteinander zankten; am Anfang schlug man sie noch gelegentlich, aus Gewohnheit sozusagen, aber eigentlich war man schon nicht mehr mit dem Herzen dabei, und man hörte ziemlich schnell damit auf (die Wunden sind, mehr oder weniger, gut verheilt).

Aber der Haushalt, das war nun wirklich ein Problem. Wie man es auch anstellte, es hörte nicht auf, es wurde nur immer mehr, auch als dann irgendwann endlich die ersten Haushaltsgeräte kamen und man sich einmal gegen den Mann durchgesetzt hatte: Erst kommt die Waschmaschine, und dann erst der Fernseher! Ein Sieg, ein kleiner. Und sie machte es wirklich nicht gern, niemand putzt gern, sie putzte so viel, dass die Hände immer kaputt waren, halb von Wasser aufgelöst und immer trocken, viel zu trocken, an sanfte Händedrücke war nicht zu denken, was ihr später leidtat, als der ersehnte Enkel endlich kam mit seinen weichen Babyhänden. Sie steigerte sich hinein, in einen völlig sinnlosen Perfektionismus, einen ewigen Kampf gegen den Schmutz, den Staub, die Unordnung. Es war ein Kampf, den man nicht gewinnen konnte; aber man konnte aufrüsten. Und unsere Mutter begann, und das war, man lache nicht, der erste Schritt zu ihrer Emanzipation, die Zeitschrift "Eltern" nicht nur gelegentlich beim Zahnarzt zu lesen, sondern sie zu abonnieren – was unerhört war, natürlich hatte man eine Fernsehzeitschrift und eine Tageszeitung, aber eine, wie auch immer, Fachzeitschrift? Denn das war der durchaus heroische Anspruch von "Eltern": die Frauen zu besseren Müttern und besseren, ja, wirklich, Hausfrauen zu machen (Variante A: besonders perfider Unterdrückungsmechanismus!). Und es zeigte sich, dass unsere Mutter nicht nur lernwillig, sondern auch lernfähig war. Was haben wir, herzlos wie Kinder sind,

hinter ihrem Rücken über die "Eltern"-Diplome gespottet, die sie nun durch das Ausfüllen von Fragebögen erwarb, richtige Urkunden, die man sich an die Wand hängen konnte (ein Vorläufer des heutigen *Certificate*-Wahns)! Was waren wir erstaunt, als plötzlich ein geradezu revolutionäres pädagogisches Buch in unserem Haushalt auftauchte, "Familienkonferenz" hieß es, und auch wenn wir es wahrscheinlich nie zu einer solchen gebracht haben, es war ein ordentliches Konzept, das sicherlich in dem einen oder anderen Kopf einen kleinen Bewusstseinswandel ausgelöst hat: Eine Familie kann organisiert werden, sie kann gleichberechtigt geleitet werden, sie kann gemeinsam Entscheidungen treffen. Unsere Mutter, und das beeindruckte uns dann doch heimlich, hatte erkannt, dass sie, wenn sie schon ihr Leben lang Hausfrau und Mutter sein sollte, das wenigstens ordentlich lernen konnte; sie hatte es in einem durchaus fortgeschrittenen Alter beschlossen und dann entschlossen durchgeführt. Und als die drei Mädels aus dem Haus waren, fort zum Studieren, alle gute und sehr gute Schülerinnen mit Abitur, alle ein Produkt einer Zeit, in der die Mädchen selbstverständlich gefragt wurden, was sie denn studieren wollten, und in der sie das dann auch tun durften – in dieser Zeit ging unsere Mutter noch weiter mit dem eigenen Lernen. Sie sang wieder mehr, sie ging in den Kirchenchor in der Gemeinde, und man wusste, dass es ein guter Tag war, wenn sie beim Putzen ein Lied sang (es gab aber mehr schlechte Tage, das muss auch gesagt werden). Sie begann Englisch in der Volkshochschule zu lernen, auch wenn man dafür mit der Straßenbahn quer durch die ganze Stadt fahren musste und Vokabeln lernen wie ein Schulkind und sich den eigenen Kindern gegenüber unendlich dumm vorkommen. Sie spielte mit dem Gedanken, den Führerschein zu machen, das war jedoch der einzige Plan, den sie nicht umsetzte. Sie lernte Schwimmen und machte den Freischwimmer, auch wenn man sie mehr oder weniger vom Beckenrand schubsen musste beim Prüfungssprung. Sie nahm Tennisstunden. Sie ging, noch später, im Rentenalter, zum Eislaufen in die Eissporthalle und zog mit den anderen Senioren fröhliche Kreise, gern auch eingehakt.

Sie las mehr Bücher, häufig Autobiographien von Frauen ihrer Generation, von ihren Schicksalen und Problemen und wie sie damit umgegangen waren. Sie begann Tagebücher zu schreiben, viele, viele Kladden füllte sie, und wir alle hätten uns gefürchtet sie zu lesen; aber es war wohl notwendig. Sie emanzipierte sich bei alledem nicht, das wäre zu viel gesagt, aber vor allem irgendwie falsch gesagt: Von Männern hatte sie sowieso nie ein besonders gutes Bild gehabt, aber wie jede nur halbwegs begabte Ehefrau hatte sie irgendwann erkannt, dass alle wesentlichen Entscheidungen in der Ehe sowieso von den Frauen getroffen wurden, stillschweigend, routiniert; man sprach besser nicht darüber, das wäre unklug gewesen und hätte nur Konflikte erzeugt, und von denen gab es auch so genug. Nein, man hatte einfach den Eindruck, sie wurde immer mehr sie selbst, ganz unabhängig von ihrem Geschlecht: eine wissbegierige, kluge, disziplinierte, aber leider psychisch nicht besonders stabile und ganz sicher nicht unerheblich traumatisierte Frau – und vielleicht waren es sogar die drei Mädels, die ihr klargemacht hatten, dass sie das sein konnte, weil sie drei im Einzelnen durchaus unterschiedliche, aber wissbegierige, kluge, disziplinierte und selbstbewusste Mädchen waren, die sich niemals gegenüber irgendeinem Jungen zurückgesetzt gefühlt hatten, warum denn auch? Irgendwo mussten sie es ja herhaben! Hatte man also doch etwas richtig gemacht?

Nun kann man sicherlich sagen, dass Variante B verschönernd, verschleiern und immer noch unter dem Bann der männlichen Unterdrückungsmatrix geschrieben ist. Und ich muss zugeben, dass die Geschichte tatsächlich verschönernd ist; es ist viel Schlimmes geschehen, in der Ehe und mit den immer wiederkehrenden Depressionen und Panikattacken, aber das bleibt ihre Privatsache und, wichtiger: Es war nicht das, worüber sie sich selbst definiert hat, wie sie sich selbst gern gesehen hätte. Und auch die Sache mit dem Haushalt, Eltern-Diplom hin oder her, ist und bleibt ein riesiges gesamtgesellschaftliches Problem: Denn das kann man der männlichen Unterdrückungsmatrix ganz sicher vorwerfen, auch wenn es bemerkenswert selten geschieht, dass sie es geschafft hat, eine reale

Arbeitsleistung, eine hochprofessionelle und zeitaufwändige Tätigkeit, die zumindest in vermögenden Haushalten lange Zeit von sehr qualifizierten Fachleuten erledigt wurden – Butler und Hausdamen waren respektiert und hochbezahlt, das kann man nicht nur bei *Downton Abbey* lernen – zu einer belanglosen und unbezahlten Nebenbeschäftigung von rein privatem Nutzen, jedoch keinerlei gesellschaftlichen Wert gemacht zu haben. Das bisschen Haushalt macht sich doch von selbst, sagt der Mann. Und weil es allen so gut gepasst hat – denn keiner macht gern Dreckarbeit, die sich noch dazu ewig wiederholt, und vor allem will sie niemand bezahlen –, ist das bis heute, mehr oder weniger, so geblieben: Hausarbeit wird weder bezahlt noch gesellschaftlich anerkannt; sie ist geradezu ein Stigma geworden. ein Beweis für mangelnde Emanzipation und fehlendes Selbstbewusstsein. Dass das beispielsweise im Blick auf die neue Hochschätzung der Nachhaltigkeit eine Katastrophe ist, ist noch wenig ins allgemeine Bewusstsein vorgedrungen. Zwischendurch hat man eher den Eindruck gewonnen, dass die Tendenz dahin geht, das Geschirr lieber wegzuschmeißen und neues zu kaufen, anstatt es zu spülen; schließlich fördert man dadurch die Wirtschaft, sei sie nun heimisch oder global-freihandels-bewegt, und ist ein guter Bürger. Kinder lernen, dass Essen entweder aus der Tiefkühltruhe oder vom *TakeAway* kommt. Die Dreckarbeit macht eine unter- und schwarzbezahlte Immigrantin, und man tut ihr schließlich einen Gefallen damit. Nein, Haushalt ist so uncool, das kann man echt keinem zumuten – außer anderen Leuten, natürlich, emanzipierten Frauen vor allem, die schließlich nicht damit ausgelastet sind, einen Vollzeitjob zu haben und ein oder zwei Kinder zu erziehen. Emanzipation aber ist nicht nur, wie die deutsche Übersetzung so suggestiv und leider etwas einseitig nahelegt, Gleichbe-recht-igung. Sie ist in gleichem Maße Gleichver-pflicht-ung. Die Arbeit macht sich nicht allein, auch nicht im Haushalt, davon befreit einen keine Emanzipation, weder Mann noch Frau noch alles dazwischen.

Das war ein ziemlich langer Exkurs, aber er war nötig, und wir kehren zurück zu meiner Mutter und der Entscheidung zwischen

Variante A und B. Und auch wenn es richtig ist, dass Variante B verschleiern und verschönernd ist und reales Leid ausspart und reale Unterdrückung ignoriert, ist sie nicht nur näher an einer individuellen Lebensleistung und einer persönlichen Geschichte, sondern hat durchaus emanzipatorische Züge jenseits der Unterdrückungsmatrix und des permanenten, wohl niemals zu befriedenden Krieges der Geschlechter. Denn unsere Mutter war irgendwann emanzipiert genug, um zu beschließen, dass es Zeit ist, sie selbst zu sein, und zwar nicht gegen die existierenden Geschlechternormen und Rollenbilder, sondern unabhängig von ihnen. Sicherlich hat sie sich gelegentlich darüber geärgert, dass sie nicht das durfte, was die Männer durften und machten; zumal sie überzeugt war, dass Männer vieles davon reichlich schlecht machten und man vielleicht mal eine Frau hätte fragen sollen (beim Entwerfen von Haushaltsgeräten zum Beispiel, das war eines ihrer Lieblingsthemen, und sie hatte ganz sicher die erforderliche fachliche Kompetenz, um das behaupten zu dürfen). Aber niemals hätte sie tauschen wollen. Sie war eine Frau, und sie hatte es schwer, aber das eine erklärte das andere nicht vollständig. Und wenn man sie hätte zwingen wollen sich zu emanzipieren, dann hätte sie wahrscheinlich aus reinem Trotz gesagt, dass das nun auch wieder so eine Männeridee ist. Natürlich kann man sich emanzipieren, wenn man dazu Lust hat und es auch fertigbringt und nicht nur davon redet. Aber man lässt es sich nicht vorschreiben, und wenigstens kann man beim Staubputzen Lieder singen, im Büro jedoch nicht. Frauen haben es schwer. Männer auch. Männer müssen jeden Tag von neun bis fünf ins Büro, oder noch länger; die Arbeit der Hausfrau hört nimmer auf. Männer haben es schwer. Frauen auch. Wenn die Männer lieber beim Staubputzen Lieder singen wollen, sollen sie das gern tun. Wenn die Frauen lieber von neun bis fünf ins Büro gehen sollen, sollen sie das auch tun, sehr gern. Jeder für sich, und jede anders. Wenn jemand zwischendurch sogar noch Zeit für die Kinder hätte, die man sich so sehnlich gewünscht hat, um sie dann in die staatlich garantierte Vollzeitbetreuung abzugeben, wäre

das noch schöner. Und Bilanz zieht jeder am Ende sowieso für sich allein.

DEM LEBEN SIEHT MAN AM BESTEN IN LANGEN UNTERHOSEN INS GESICHT

Porträt meines Schwiegervaters

Sie nannten ihn Hinni. Der Name klang eigentlich viel zu albern, zu kindisch für ihn. Er war nicht so ein Typ, der allem verniedlichend ein kleines I anhängte, wie man das heute gern tut, eher das Gegenteil sogar: Er liebte das klare Wort, den rauhen Charme der plattdeutschen Sprache, ihre Kürze und Prägnanz. Aber er war ein zierlicher Mann, kleingewachsen, rachitisch, wie man das früher genannt hätte: die Brust ein wenig einzogen, die Schultern zusammengedrückt, und die abstehenden Ohren wirkten viel zu groß für das schmale, dreieckig spitze Gesicht. Aber beim zweiten Hinsehen sah man, dass die Augen eigentlich genauso groß waren wie die Ohren, und dass es hier nicht auf breite Schultern, ein quadratisches Kinn oder markige Worte ankam. Nein, Hinni hatte all das nicht nötig; er war schwächlich, aber das von Format. Zwar trug er gern und eigentlich das ganze Jahr hindurch lange Unterhosen, das einfachste Modell. Aber das wusste ja niemand außer seiner Frau; und ansonsten hatten genug Leute schon in einem kurzen Gespräch mit ihm feststellen müssen, dass sie es waren, die sich warm anziehen mussten. Das Leben war hart im armen Oldenburger Land, und wenn es durch lange Unterhosen ein wenig erträglicher gemacht werden konnte – warum nicht? Auf einen kühlen Kopf kam es an, nicht auf kalte Füße!

Hinni hatte niemals das erhalten, was man heute hochtönend ‚Bildung‘ nennt. Seine Schulbildung war sporadisch geblieben, obwohl dem einen oder anderen Lehrer vielleicht der aufmerksame Schüler mit den großen Augen und Ohren aufgefallen war. Aber es gab viel Arbeit auf dem Hof, und allzu oft kamen die Kopfschmerzen. Sie

blieben ein Leben lang, und erst später, als er sich schon gut auch von innen kannte, konnte er sie beherrschen, so wie er andere Menschen beherrschte: sanft im Ausdruck, aber hart in der Sache. Geht, ihr habt hier nichts zu melden, wird er gesagt haben; und wenn ihr schon bleiben müsst, dann macht euch wenigstens nicht wichtig. Ich habe anderes zu tun! Denn Hinni musste lernen. Er hatte so viel nachzuholen, dass sein ganzes Leben kaum dafür ausreichte. Er lernte lesen, Bücher, Zeitschriften, Literatur, sogar Fachliteratur, also eigentlich alles; schließlich konnte man aus allen lernen. Er lernte basteln, technische Dinge, Schaltungen, alles, was irgendwie mit Elektrizität zu tun hatte; das war nützlich für den Bauernhof, aber eigentlich wollte er vor allem verstehen, wie es geht, wenn so ein Radio Töne von sich gibt oder ein Motor läuft (oder auch nicht). Er lernte Musik machen, ohne jemals eine Note gesehen zu haben, und konnte mit seinem Repertoire am E-Piano ausgewachsene Betriebsfeiern unterhalten. Er malte seinen Kindern Bilder für den Kunstunterricht und schrieb notfalls auch den ein oder anderen Aufsatz für sie, meistens nachts. Was er nicht alles lernte – Talente, er hatte übergenug von ihnen, wie auch immer sie in den dreieckigen norddeutschen Kopf auf dem schwächlichen Körper geraten waren, wahrscheinlich auf Umwegen und nicht ganz astrein, so wie sein Name: Gräfje, ein kleiner Graf, und welcher adelige Herr sich da auf welchem fruchtbaren Acker herumgedrückt haben wollte, mochte keiner mehr so genau wissen. Sein älterer Bruder durfte studieren gehen und brachte es zu etwas im Nachkriegsdeutschland: zu einem Dokortitel, zu Personalverantwortung, zu Eigenheim mit Garten und Sekretärin und Kindern und Zweitehe. Aber immer wieder kam der Erste zurück nach Hude, wo der Zweite geblieben war und wo die Rhododendren im Frühsommer so tropisch-vielversprechend blühten auf karger Erde; denn nicht weniger klug war der zweite und vielleicht noch ein wenig mehr begabt, eine Künstlernatur, versteckt hinter all dem plattdeutschen Understatement und unter wollenen Unterhosen und in den Nachtstunden eines Lebens, das vor allem eines war: harte Arbeit.

Aber Hinnis größtes Talent waren zweifellos die Menschen. Wie man mit Menschen spricht, musste er niemals lernen, genauso wenig, wie man mit Katzen oder Kühen spricht, der Unterschied ist so groß nicht. Er wusste, wie man ihnen zuhört und wie man sie versteht, wie man ihre Interessen vertritt und Uneinsichtige notfalls etwas manipuliert, schließlich: wie man Geschichten erzählt – es müssen ja nicht die eigenen sein. Charisma wäre ein viel zu großes Wort dafür, es hätte ihm so wenig gepasst, wie die Anzüge, die er manchmal tragen musste bei offiziellen Anlässen (und wahrscheinlich trug er auch darunter warme lange Unterhosen), und er legte seine Schaffnermütze dazu nur ungern ab. Es war eher eine – sachliche Solidarität, gar nicht gefühlig oder aufdringlich; es war eine Ausstrahlung, die sehr ernsthaft vermittelte, dass man sein Leben zu meistern hatte, und dass nicht jeder ein Meister werden konnte; aber wenn man sich Mühe gab und sich gegenseitig ein wenig half, konnte man es zu einem ganz ordentlichen Handwerksbetrieb bringen. Aber ehrlich musste man dabei bleiben. Redlich. Auf dem Boden. Hatte man ihn nicht selbst abgetragen, mit den Händen, das Moor hinterm Hof und jenseits der Weide urbar gemacht? Konnte man nicht daraus nicht lernen, wie mühsam das Leben war, aber wie dankbar für jede ehrliche Arbeit? Das Moor, ach, es war ja schön, mit seiner windstillen Wärme, den schwirrenden Libellen über den Seen, in denen eine tiefe Dunkelheit das Licht geradezu aufzusaugen schein; mit den rötlichen Herbstfarben der Erika, in dem die Wollgräser weiße Tupfen setzten; mit der unter den Tritten schwingenden, warm riechenden, beim Anfassen krümeligen, braunschattierten Erde; mit den hellen Birken im Frühling, die Füße im sumpfigen Wasser und das helle Haupt im Himmel. Aber es war der Mensch, der diese Wildnis meisterte und dem Boden einen Grund gab, und Hinni war nicht der Typ für bildungsbürgerliche Besinnungsspaziergänge, das war für Bremer. Sümpfe musste man trockenlegen; wer das nicht verstand, konnte auch gleich in die Stadt gehen (oder grün wählen, eine modische Verirrung, für die er wenig Verständnis hatte).

Vielleicht kam es ihn hart an, als er den Bauernhof nach langen Jahren doch aufgeben musste und zur Bundesbahn ging. Männer wie er waren gesucht in der großen Männernot nach den Weltkriegern, und niemand sah auf Zeugnisse oder Noten, wenn es auf einen wachen Verstand, Pflichtbewusstsein und Zuverlässigkeit ankam. Die Nächte in den Stellwerken waren lang, man konnte sicherlich weiter lernen, lesen, basteln, zeichnen, nebenbei, ein Auge auf dem blinkenden Schaltpult mit den Gleisanlagen, die Thermoskanne mit dem unentbehrlichen Kaffee bei der Hand und ganz sicher mit warmen Unterhosen nicht nur in verschneiten Winternächten, wenn sich die Züge von der Nordsee her durch den Schnee kämpfen mussten. Aber alles war gut, man bekam sein Beamtengehalt und dann noch ein wenig mehr von Stufe zu Stufe, ohne dadurch reich zu werden, oh nein; aber es war ein bescheidender Wohlstand, und es gab Zufriedenheit – bis die Sache mit der Kasse passierte, jedenfalls. Sie war nämlich aufgebrochen worden, das Geld war weg, und er war der letzte gewesen, der vorher noch im Verkaufsschalter gewesen war. Niemand, der Hinni nur einmal ernsthaft ins Gesicht geschaut hätte, wäre jemals auf die Idee gekommen, dass er etwas damit zu tun gehabt haben könnte; aber so funktionieren Behörden nicht. Es gab eine Ermittlung. Natürlich konnte man ihm nichts nachweisen, natürlich kam überhaupt nichts dabei heraus – außer für Hinni, der sich wohl plötzlich, zum ersten Mal in seinem Leben (vielleicht), wie ein ‚armer Hinrich‘ vorkam. Sie hatten an ihm gezweifelt? An seiner Ehrlichkeit, seiner Zuverlässigkeit, seinem Pflichtgefühl, ja, sogar (vielleicht) an seinem Verstand (denn wie dumm musste man sein, seine eigene Kasse auszuräumen, die noch nicht einmal besonders wohlgefüllt gewesen war?)? Wofür denn? Für ein Leben in Saus und Braus, das er nie wollte? Für die Kinder, die schon beinahe zu Ende studiert hatten, alle drei, auch wenn es einige Opfer gekostet hatte? Für die Frau, die nie einen Anspruch gemacht hatte auf etwas Besseres? Es brach etwas in ihm entzwei, kurz vor der Rente, man konnte es sehen. Vielleicht hat er noch etwas mehr geraucht als vorher, es war ein Laster, sein einziges, wenn man seine starrsinnige

Geradheit nicht dazurechnen wollte und seine unausrottbare Neigung, keinem zu glauben und schon gar nicht denen, die man dafür bezahlte.

Aber dann war auch das vorbei, die Pension kam und man hätte es ihm gegönnt, dass er noch weiter Musik machte, in seinem Bastelstübchen verschwand, mit den Leuten redete und mit den Katzen schwieg, die Brille tief auf die Nase gerutscht, das immer schütterer werdende Haar quer über den Kopf gezaust, und die Augen hell vor bleibender Altersneugier. Tatsächlich jedoch kam die Krankheit, und es war, als hätten all die alten Bekannten, die er doch zahm gemacht zu haben glaubte, sich nun gegen ihn verschworen hätten: die Kopfschmerzen, das Asthma, die Verletzungen bei der Arbeit und anderswo, und jetzt also – der Lungenkrebs. Er wird gewusst haben, dass es ein Todesurteil auf Raten war. Gemacht hat er jedoch, *last minute* sozusagen, zwei Kreuzfahrten. Nach all den Jahren, in denen die Grenzen der Welt die Endbahnhöfe seiner Regionalzüge gewesen waren und Norddeich Mole das *ultima Thule*, sah er nun das Mittelmeer und den Atlantik, sah Jerusalem und Rom, die blühenden Gärten des Südens und die schweigenden Wüsten Afrikas. Man kann sich vorstellen, dass er kein großes Geschrei davon machte, sondern still blieb angesichts all der Wunder; ein wenig respektlos in seinen warmen Unterhosen (trug er sie wohl in Rom?) und gleichzeitig voller Achtung für die unfassbare Größe der Welt. Abends unterhielt er die Mitfahrer am gemeinsamen Tisch beim Dinner; oder er hörte zu. Vielleicht auch sah er am Abend auf das Meer und dachte – aber nein. Lassen wir ihn noch ein wenig am Tisch sitzen, in dem etwas zu groß gewordenen Anzug, und sein verschmitztes Lächeln lächeln, von dem man nie ganz wusste, ob es einen ernst nahm oder nicht (als ob es darauf ankäme). Vielleicht haben sie sogar getanzt, das stille alte Ehepaar, wer weiß?

Aber dann kam das Sterben. Kurz vor dem Ende war sein erster Enkel noch einmal zu Besuch. Er hatte ein wenig schwer Kontakt zu ihm gefunden, als er noch ein Kleinkind war und damit jenseits der Sprache, die doch für Hinni das Leben war, weil er nie gelernt hatte,

Gefühle ohne Sprache auszudrücken (außer bei den Katzen, aber die waren sowieso klüger). Doch jetzt war der Enkel groß genug, um einen Flitzbogen zu bekommen. Dafür musste man nur die Straße überqueren, ein kleiner Hopser für den Knaben, aber eine Weltreise in Hinni in seinem jetzigen Zustand. Und dann musste man ein wenig nach links in den Wald gehen und einen Zweig schneiden; genau das richtige Holz musste es sein, amerikanische Weide nämlich, und genau die richtige Länge und Dicke, und damit konnte man den besten Flitzbogen der Welt bauen. Und Hinni baute einen Flitzbogen, da war er kaum noch ein Geist seines schwächtigen Selbst; er machte es mühevoll, mit kleinen Bewegungen, und dann überreichte er den Bogen dem sehr ernsthaft schauenden kleinen Mann, der das spitze Gesicht des Großvaters und seine großen Ohren und vielleicht auch das eine oder andere seiner Talente geerbt hatte, ganz sicher jedoch das zur Ehrlichkeit und zum Pflichtbewusstsein.

Danach legte Hinni sich hin zum Sterben, und er hat es sich nicht leicht gemacht damit. Aber hatte es sich jemals gelohnt, etwas zu machen, das leicht gewesen wäre? Hinni wurde betrauert; nicht laut und tränenreich, das lag nicht in der Natur seiner Liebsten und Nächsten, aber ernsthaft und durchaus tief. Und noch heute denkt man oft, dass man ihn gebraucht hätte, gerade jetzt, oder dass er dazu etwas zu sagen hätte, mit seinem trockenen Humor und seinem nicht unfehlbaren, aber noch in den Irrtümern erhellenden Urteilsvermögen. Man hätte gern gesehen, wie er älter wird, vielleicht ein wenig weicher; wie er seine Enkel aufwachsen sieht, ihm ähnlich und unähnlich; wie er seine Frau begleitet, die allein geblieben ist, aber niemals gänzlich allein wirkt. Natürlich welkt die Erinnerung mit der Zeit, alles welkt auf dieser Welt, nur das Moor schweigt unergründlich und die Katzen wechseln beinahe unmerklich die Geschlechter. Aber dann wächst doch wieder neues Moos, und eine Katze hat vielleicht einen Blick, der viel älter ist als ihre Jahre.

LEBENSLEISTUNG

Es war eines dieser Worte, das ich als Kind und auch eine ganze Zeit lang danach nicht verstanden habe. Was denn bitte sollte eine Leistung daran sein, wenn man gemächlich alt wurde und nicht eben schöner dadurch, wenn auch vielleicht klüger (woran ich sehr zweifelte in der vollen Hybris der Jugend)? Erwachsenwerden, ja, das war vielleicht eine Leistung, es war jedenfalls anstrengend, und man war sich noch nicht sicher, ob sich all der Aufwand wirklich lohnte. Aber Altwerden, eine Rente bekommen und sein Gärtlein pflegen? Ach, die Hybris der Jugend. Dahin ist sie, so wie ihre Bundesgenossen dahin sind, die unerschütterliche Gesundheit, die moralische Gewissheit, der Glaube an das Gute im Menschen. Ich weiß nicht mehr, wann es mir zum ersten Mal auffiel, und gewiss nicht bei den eigenen Eltern; da war der Blick zu nah und zu verstellt, um irgendetwas sehen zu können oder zu wollen (Rilke schreibt einmal: er war mir so nah wie mein eigenes Ohr. Genau). Aber irgendwann entwickelte ich, eher unbewusst und subkutan sozusagen, einen Respekt für alte Menschen – der im Übrigen nichts damit zu tun hatte, ob sie etwas Großes, Bedeutendes, Anstrengendes, Wichtiges geleistet hatten. Nein, darauf kam es gar nicht an. Sie waren, irgendwie, in Ehren alt geworden. Sie hatten Kinder bekommen und nun vielleicht gar Enkel; sie hatten gearbeitet, sehr lange gearbeitet, so wie meine Oma, die noch im hohen Alter länger in der Sommersonne gebückt Erdbeeren pflücken konnte als ich (vielleicht war es meine Oma, die mir die Lebensleistung aufklärte? aber nein, sie war – naja, vielleicht so nah wie der große Zeh?). Vielleicht hatten sie ein Haus gebaut und einen Garten gepflegt, und je mehr ich darüber nachdenke, umso deutlicher verfestigt sich ein Bild in meinem Gedächtnis: Vielleicht war es die Mutter meines ersten Freundes, damals, nach dem Abitur. Er kam aus einem kleinbürgerlichen Haushalt – wahrscheinlich verstand ich bei dieser Gelegenheit auch zum ersten Mal, was man mit „kleinbürgerlich“ sagen wollte (also, wenn man es irgendwie beschreibend meinte und nicht so abwertend, wie es meist von intellektuellen Pseudo-Großbürgern gebraucht wird). Sie hatten

ein sehr kleines Haus, aber es war ihr eigenes; es war geradezu winzig, zum Klo kam man nur durch die Küche, an eine Badewanne war überhaupt nicht zu denken, und die Stiege ins Obergeschoß war ein dunkles Abenteuer. Dahinter aber erstreckte sich ein größerer Garten in die Länge, er hatte sogar ein Gartenhaus, das verglichen mit dem Haupthaus ziemlich groß war und vor dem man abends sitzen konnte, bei bunten Lichtern und – nun ja, meist nicht Wein; so großbürgerlich waren wir alle damals noch nicht. Der Garten machte viel Arbeit, das wurde immer wieder betont, denn so jung waren sie beide nicht mehr, die Mutter und der Vater meines Freundes; aber es wurde immer wieder beteuert, gern auch in der gleichen Formulierung, dass es trotzdem eine Freude sei. Sie sagten überhaupt gern einfache Lebensweisheiten in immergleicher Formulierung, was mir aber gar nicht falsch oder dumm oder kleinbürgerlich erscheinen wollte: Vielleicht ahnte ich auch schon, dass einfache Lebensweisheiten oft genug viel wichtiger sind als komplizierte, und dass man sie übrigens gar nicht oft genug sagen konnte (und, wenn ich schon so gebildet gewesen wäre oder einen späteren Kollegen gekannt hätte, dann hätte ich dazu noch sagen können: darauf war schon Sokrates stolz, nicht nur immer wieder das Gleiche zu sagen, sondern auch noch in den gleichen Worten!). Das alles gehörte ebenso zum Komplex „Kleinbürgertum“ wie das eingemachte Gemüse, die sorgsame Pflege der kleinen Dinge des Haushalts, die immer frisch gepflückten, einfachen Blumen. Der Vater arbeitete, er war wohl der erste Arbeiter, den ich in meinem verwöhnten Mittelstandsleben kennenlernte, bei VW. Er hatte eine große gebogene Nase und einen gelegentlich etwas vulgären Humor, was seiner Frau peinlich war, aber sie wusste geschickt darüber hinwegzubügeln. Später, als er in Rente war und sich schon der Parkinson anschlich, begann er mit etwas zitternden Händen zu malen, impressionistisch angehauchte Gemälde von Pariser Straßenszenen, so erinnere ich mich dunkel; das war nun eine durchaus erstaunliche Themenwahl, aber irgendwie passte sie zu ihm, sie sprach von einer anderen Lebensmöglichkeit, die in ihm gewohnt hatte, und wenn er nicht ein

schlesischer Kriegsvertriebener gewesen wäre, vielleicht wäre ein Weltenbummler und Künstler aus ihm geworden! So aber malte er im Alter, oder er bastelte kleine Zimmerpanoramen, in die man hineinschaute konnte; sie waren eher kleinbürgerlich im Vergleich zu den Bildern, aber man sollte froh sein über jede Seele, die einem in der Brust wohnt, und wenn sie sich mit möglichst vielen anderen dort verträgt, umso besser! Lebensleistung, da dämmerte es mir vielleicht, wenn ich die leicht zitternden Hände sah, das alte meist stark gerötete Gesicht mit der schlesischen Hakennase, den Respekt vor der eigenen Frau und ihrer Fremdheit. Denn sie war die eigentlich Starke in dieser Beziehung, das war klar; sie hatte klare Vorstellungen davon, was sich gehörte und was nicht, aber sie hatte auch ein Schmunzeln und die von der Brille leicht eulenartig vergrößerten Augen schauten freundlich und gelegentlich schalkhaft in die Welt. Und sie liebte ihren Sohn, der so ungewöhnlich klug und dabei wohlgeraten war, über alle Maßen; sie hätte ihn aber auch, wenn er weniger außergewöhnlich gewesen wäre, über alle Maßen geliebt, da bin ich sicher. Ich war eine durchaus willkommene Schwiegertochter-Kandidatin (sie sah offenbar auch in mir etwas, was ich selbst zu diesem Zeitpunkt noch nicht sehen konnte, es war mir näher als mein eigenes Ohr), ich konnte immerhin sogar Socken stricken und kannte die eine oder andere Blume beim Namen und aß gern und dankbar eingemachtes Gemüse.

Und eines Tages, ich weiß nicht, wie es kam, erzählte sie mir ihr Leben. Von der ersten Ehe; die jetzige war ihre Zweite, ein spätes Bündnis zweier vom Leben schon ein wenig gestählter Menschen, das sich unerwartet freundlich gestaltet hatte. Von ihrer Arbeit, ihrem kleinen Handarbeitsgeschäft, das sie lange Zeit geführt hatte und das sie offensichtlich geliebt hatte; aber dann war der Krieg gekommen, und dann war der Mann gekommen, und dann der Sohn, und dann war keine Rede mehr vom Arbeiten. Ich habe alle Einzelheiten komplett vergessen, meine mich aber noch genau zu erinnern, dass ich beeindruckt war: So konnte einem das Leben also mitspielen, wenn man nicht ganz auf der Sonnenseite geboren war,

aber sich mühevoll zu einem milden Abendsonnenschein durchgearbeitet hatte; mit nicht allzu großen Ansprüchen, mit sehr, sehr viel gutem Willen, mit Disziplin und mit einem Humor, der einen über das Schlimmste rettete. Das war wohl – eine Lebensleistung.

Später, da hatte ich mich schon längst von meinem damaligen Freund getrennt und inzwischen einen eigenen kleinen Sohn, später hat sie mich ein zweites Mal beeindruckt. Ihr Mann war zuerst gestorben, er war in Frieden alt geworden, aber irgendwann war der Krebs zum Parkinson dazugekommen und hatte ihn abgeholt. Und sie konnte nun nicht mehr in dem kleinbürgerlichen Häuslein mit dem großen Garten bleiben, bei allem Wohlwollen der Nachbarn, des Sohnes und aller Hilfe; sie musste in ein Seniorenheim. Es war das gleiche, in dem meine eigene Mutter schon seit einiger Zeit lebte, es war, weil der Sohn inzwischen längst so erfolgreich war, wie man ihm das immer zugetraut hatte, eines der besten und teuersten der Stadt, gelegen in ihrem großbürgerlichsten Viertel. Als ich sie nach ihrem Einzug dort besuchte, saß sie in einem Wohnzimmer, in dem all das stand, was aus dem kleinen Häuschen noch hineingepasst hatte; es war etwas dunkel, aber man blickte hinaus auf den Bach, der am Seniorenheim entlanglief, und die Bäume, die ihn säumten. Und sie schaute auf die Bäume, und sie sagte, das sei ihr wichtig gewesen, dass man auf die Bäume schauen könnte und ein wenig Natur sehen. Und dann sah sie mich an aus ihren großen alterstrüben Augen und sagte ganz ohne Selbstmitleid oder auch nur Bedauern: Ja, Jutta, sieh, da bin ich nun hergekommen zum Sterben. Und ich versuchte nicht ihr zu widersprechen oder mit einer Lebensweisheit darüber hinwegzubügeln (das Leben geht doch weiter, man gewöhnt sich an alles), sondern nickte einfach und sah mit ihr ein wenig auf die Bäume. Ich hatte das Gefühl, das war das Richtige in diesem Moment. Sie machte dann auch, zielstrebig und diszipliniert, wie sie immer noch war, ihre Ankündigung bald wahr. Und das ist wohl die ultimative Lebensleistung.

GOTTES BRÜNNLEIN UND DIE LIEBE VERWANDTSCHAFT

Unsere Familie, ja auch unsere gesamte (nicht besonders große) Verwandtschaft war ziemlich bieder. Das war nicht besonders schlimm, man konnte gut damit leben, dass der Vater ein Beamter war, der im Nachkriegsdeutschland eine mittlere Karriere machte und regelmäßig ein bisschen mehr Geld nach Hause brachte; dass man irgendwann mit Hilfe der Großeltern ein Eigenheim baute, ein Auto bekam und eine Waschmaschine und einen Fernseher (nicht in dieser Reihenfolge). Und die Mutter war natürlich daheim und war Hausfrau und versorgte das Dreimädelhaus (sie war nicht glücklich dabei, aber das ist ein anderes Thema). Man kam in den frühen Kindheitsjahren nicht viel herum, aber als dann endlich das Auto da war, besuchte man auch ein wenig häufiger die biedere Verwandtschaft (andere Eigenheime, andere bürgerliche Berufe, andere Kinder, immer Hausfrauen). Uli aber war anders. Das sah man schon am Namen: Uli, konnte man denn so heißen, so kurz, so verschmitzt, so fröhlich irgendwie? (meine Großväter waren beide Friedrichs, mein Vater ein Johannes, sein Bruder ein Wolfgang – bieder also; und um ehrlich zu sein: Uli hieß eigentlich Hans Ulrich, so stand es in seiner Todesanzeige, die ich gestern gelesen habe, aber auf den Kränzen heute steht natürlich: Uli). Aber vielleicht lag es daran, dass man den Namen sofort mit der Person verschmolzen hatte, und die war, zweifellos und auf den ersten Blick, unbieder: nicht groß, irgendwie verwuschelt, immer fröhlich, verschmitzt: Dieses Wort sprang einen an, sobald man lang genug hingesehen hatte, es erschien für Uli erfunden. Es war eine Physiognomie, die es in unserer Familiengeschichte nicht gab, das spürten wir schon als Kinder; so kluge bewegliche Augen hinter der etwas künstlerhaften Brille, der struppige Bart, vor allem aber der lustige Mund, der gern und viel redete – nicht immer Verständliches, aber man hatte schon den Verdacht, es könnte trotzdem, eben deshalb sogar, klug sein, meist jedoch Lustiges, Ungewöhnliches, Verschmitztes.

Uli war, und das war für mich als Kind in gleichem Maße faszinierend wie bedrohlich, der erste (und einzige) Künstler in der Familie. Nun gut, eigentlich war er ein Architekt, aber davon hatte ich nur sehr vage Vorstellungen. Aber wenn es bedeutete, dass er diese Häuser erdacht hatte, die sich in Bad Wildungen nun den Hang hinabzogen und die untereinander verbunden waren durch seltsame Treppenhäuser und überhaupt viel verwinkelter als unser Lego-Haus mit seiner klaren Struktur (es hatte aber immerhin eine freischwebende Treppe und eine Wand mit Glasbausteinen, und das war schon viel) – dann war das zum Erstaunen und eigentlich kaum vorstellbar (später wollte ich Architektin werden, ich träumte davon im kalten Deutschland flache Häuser um ein Atrium herum zu bauen, mit einem Brunnen in der Mitte und leisen Gängen, ich hatte sogar schon einen Studienplatz, aber zum Glück hat das Schicksal, das viel eher wusste als ich, dass meine räumliche Vorstellungsgabe noch nicht einmal ansatzweise mithalten konnte mit meiner Phantasie, das verhindert). Uli lebte mit seiner Frau Erika – sie war größer als er, resoluter und etwas dominant, aber man verstand beinahe intuitiv, dass er sie brauchte, so wie sie ihn brauchte, es war ein äußerlich etwas befremdliches, aber innerlich geradezu verschweißtes Paar – im untersten Teil der Weinberghäuser. Und auch das Innere des Hauses war genau das Gegenteil von unserem biederem, etwas manisch geputzten Eigenheim: Schon beim Hereinkommen flogen Schuhe und Jacken überall herum, es war nicht besonders ordentlich und deshalb für etwas kontrollfixierte Typen wie mich, genau wie Uli selbst, faszinierend und bedrohlich.

Wir waren nicht oft zu Besuch dort, ich kann mich an keinen einzelnen Besuch genau erinnern; dunkel sehe ich uns über einen Rasen auf einer Waldlichtung laufen, keine Ahnung, wie wir dort hingekommen sind, und Fußball spielen. Es ist meine einzige Erinnerung, in der ich jemals Fußball spiele, und schon das spricht dafür, dass Uli dabei war, der ganz sicher mitgespielt hat und uns alle, sogar mich, irgendwie zum Mitspielen gebracht hatte. Denn Uli war der seltene Fall eines erwachsenen Mannes, der mit Kindern sprach.

Also, richtig sprach, wie man mit Leuten spricht, nicht mit Kindern, und der sich dafür nicht mühsam „auf Augenhöhe“ begeben musste, wie man heute gern und herablassend sagt. Nein, Uli redete sowieso mit jedem, und heute würde ich sagen: Er redete mit jedem, weil er neugierig war auf Menschen. Er biederte sich dabei nicht an, oh nein! Vielleicht fragte er uns noch nicht einmal aus. Er erzählte einfach, von irgendetwas, und man kam ins Gespräch, selbst wenn man so schüchtern und verstockt war wie ich und etwas eingeschüchtert durch die wilden Haare, die unordentlichen Schuhe und das verschmitzte Lächeln. Aber dann erinnerte man sich doch wieder, dass es Verwandtschaft war, und Verwandtschaft waren Leute, die lähmend um Kaffeetische saßen und umso fremder waren, je verwandter man mit ihnen eigentlich sein sollte (schon sie „Onkel“ oder „Tante“ zu nennen, war vollständig ausgeschlossen, lieber sprach man gar nicht), und deshalb ging man besser wieder in sein Schneckenhaus zurück. Fußballspielen mit Verwandten, wo sollte das denn hinführen!

Wahrscheinlich ist die Szene ausgedacht, wie so viele angebliche Erinnerungen, aber unser Gehirn denkt sich ja immer etwas dabei, wenn es uns mal wieder betrügt. Und so sehe ich Uli weiter, die Haare zerzaust, etwas abgekämpft, besonders gesund sah er nie aus; und er schaut mich verschmitzt lächelnd an, und ich fürchte mich ein wenig, und dann trete ich beherzt an den Ball, der wieder in die völlig falsche Richtung fliegt, und Uli schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, theatralisch, aber er grinst dabei. Ich hoffe, ich habe trotzdem zurück gelächelt, ich war in einem ein sehr schüchternes und ein sehr tapferes Kind, und wenn mir alles zu viel war, habe ich eigentlich immer gelächelt; die Fotos aus dieser Zeit sagen mir, dass es sogar ein ziemlich überzeugendes Lächeln war, mein Verzweiflungslächeln. Denn wenn ich auch ganz sicher Uli zu dieser Zeit nicht verstanden habe und ihn niemals genug kennenlernen würde, um das zu tun – so habe ich doch vielleicht genug erahnt, um mit ihm darin übereinzustimmen, dass diese Welt nur lächelnd zu ertragen ist (an Verschmitztheit arbeite ich aber noch).

Ulis Grabspruch, den der Pfarrer heute auf der Beerdigung verlas und der schon sein Trauspruch gewesen war, lautete im Übrigen: „Gottes Brunnlein haben Wasser die Fülle“. Es war ein außerordentlich passender Spruch mit seinen fröhlich hüpfenden Üs und den kleinen Brunnlein, die man vor sich sieht; sie entspringen gleich bei der alten Kirche in Altwildungen mit ihren „Kumps“, den Reservoirs der historischen Wasserleitung, und dann hüpfte das Wasser den Weinberg herunter, und niemals, niemals werden sie aufhören zu fließen, so wie kein Mensch stirbt, wenn die anderen denn nur daran glauben und sich das Wasser weiterreichen, von Generation zu Generation. Komischerweise sagte der Pfarrer dann aber, am Ende der Feierlichkeit, den Spruch ein wenig falsch, er merkte es gar nicht, er sagte: "Gottes Wasser haben Brunnlein die Fülle", und das war nun eine der intelligentesten Fehlleistungen, die man an dieser Stelle machen konnte: Denn Uli war ein Brunnlein gewesen, ein fröhlich sprudelndes Brunnlein (er wird auch seine dunklen Stunden gehabt haben, aber davon sprechen wir hier nicht), und Gott vielleicht, wer immer das ist, die Menschen aber ganz sicher brauchen solche Brunnlein dringend.

DIE PUPPE MIT DEM ROTEN SAMTKLEID

Es war keine besonders hübsche Puppe. Eigentlich war es eher ein pummeliges Puppenbaby, und es hatte auch keine beweglichen Kulleraugen, sondern aufgemalte blaue Augen. Auch die Haare waren nur aufgemalt, keine seidigen Kunststofflocken, die man hätte bürsten oder zu Zöpfen hätte flechten können. Aber eines Tages, wahrscheinlich war es zu Weihnachten, hatte meine Oma Betty der Puppe ein Kleid genäht. Es war aus dunkelrotem Samt, mit einem langen Rock und einem einfachen Gürtel, und dazu gehörte ein Käppchen, das aus dem gleichen dunkelroten Samt war und das man zuknöpfen konnte mit sehr zierlichen Druckknöpfen. Das alles war ein großes Wunder für mich. Schon dass meine Oma so etwas einfach nähen konnte, mit einer sehr alten Nähmaschine, die man noch mit den Füßen treten musste und die geschwungene Beine

hatte und ein goldenes Muster, und die seltsam tackernde Geräusche machte, wenn man sie bediente – meine Mutter konnte das nicht, meine andere Oma auch nicht, und auch ich habe es niemals gelernt, wir waren einfach ein anderer Typ Frau.

Vielleicht fiel mir auch bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal auf, dass ich meine Oma Betty eigentlich schön fand. Sie hatte ein zierliches Gesicht, mit tiefen Grübchen in den Wangen, und sie war, sogar wenn sie eine der damals noch üblichen Alltagsschürzen trug, sorgfältig angezogen. Für Festtage hatte sie auch eine Perlenkette mit einem matten Glanz, die gut zum dunkelroten Samt meines neuen Puppenkleides gepasst hätte. Aber eigentlich war es gar nicht mein Puppenkleid; es war das meiner unscheinbaren Puppe, und es verwandelte sie von einem plumpen Puppenbaby in ein verzaubertes Rotkäppchen. Schon das Rot war eine Farbe wie aus einer anderen Welt; heute würde ich es mit einem gut gereiften Rotwein vergleichen, es hatte die gleiche Wärme, und niemals hatten meine Kinderkleider einen solchen Rotton gehabt, sie waren kinderrot und kinderbunt. Der Samt des Kleides schimmerte seidig, man musste ihn einfach streicheln, und das tat besonders gut, wenn man mal wieder mit viel Geschrei gezwungen worden war, eine kratzige Wollstrumpfhose anzuziehen, weil sich das eben so gehört (das war eher der Job von Oma Else, der anderen Oma, der strengen mit dem Dutt). Ich denke, danach habe ich nicht mehr viel gespielt mit der Puppe; sie war viel zu schön zum Spielen, und nachher hätte man das Kleid zerrissen. Es kamen dann auch keine anderen Puppenkleider nach, denn meine Oma Betty wurde dement, und das war etwas, worüber man nicht sprechen konnte. Eines Nachts sah ich sie am Fenster stehen, meine Großeltern wohnten im Haus direkt gegenüber; und sie rief etwas, was ich nicht verstehen konnte, immer und immer wieder, vielleicht hat sie nach ihrer Mutter geschrien. Bald danach kam sie nach Merxhausen, das war die psychiatrische Anstalt, und wir mussten sie nur einmal besuchen, bevor sie starb. Da war sie aber schon nicht mehr meine Oma, und das Puppenkleid und die Perlenkette waren endgültig in einer anderen Welt.

Vielleicht habe ich mich auch erst wieder an sie erinnert, als ich mich in ein rotes Samtkleid, das ich in einem Katalog gesehen hatte, so verliebte, dass ich es sofort bestellen musste; inzwischen war ich um die vierzig Jahre alt. Niemals hätte man so etwas in meiner Jugend tragen dürfen, wo sich Emanzipation im Wesentlichen darin zeigte, dass Mädchen niemals Kleider oder Röcke trugen, Mützen oder Käppchen schon gar nicht, und die bevorzugten Farben eher existentialistisches Schwarz oder Grau oder gelegentlich, wenn man ganz mutig war, ein dunkles Blau waren. Und Samt wäre uns geradezu dekadent vorgekommen; aus Samt waren alte Sofakissen, mit goldenen Rüschen daran. Heimlich kuschelte man sich wohl schon einmal an ein solches Kissen, aber dann war man schnell wieder emanzipiert und zwängte sich in seine unbequeme Jeans zum form- und geschlechtslosen Sweat Shirt. Aber wenn man alt genug wird und sich endlich genug farblos emanzipiert hat, darf man auch wieder weinrote Samtkleider tragen; und dann und wann schaut man sogar im Spiegel nach, ob man eine Chance hat, so schön zu altern wie meine Oma Betty, bevor sie aus dem Fenster schrie und nach Merxhausen kam. Das Einzige, was ich außer der Puppe mit dem roten Samtkleid noch von ihr habe, ist ein zierliches Opernglas aus Perlmutter. Gelegentlich nehme ich es aus der Vitrine, es fühlt sich kühl an, schillert metallisch in allen Farben und wird, ich kann nicht genau sagen warum, immer kleiner. Ich kann mich nicht erinnern, dass meine Oma Betty jemals in der Oper gewesen wäre. Aber sie war der Typ Frau, der trotzdem ein solches Opernglas hatte und Puppenbabys tiefrote Samtkleider nähte.

ÄRGER MIT DER OMA

Aus irgendeinem Grund war meine Oma Else (die andere Oma, nicht die mit dem Puppenkleid) an diesem Tag sehr, sehr böse auf mich gewesen. Meine Oma Else war eine strenge Frau, die blendend weißen Haare immer zu einem strengen Dutt geknotet, und sie bat mich häufig – nein, sie befahl eigentlich eher –, ich solle von hinten schauen, ob alles "in Ordnung" sei mit den Haaren. Ich hatte nicht

die geringste Ahnung, was sie damit meinte, schaute aber natürlich folgsam auf den Hinterkopf und bestätigte dann, ja, es sei alles "in Ordnung" (wahrscheinlich stand ab und zu ein Härchen vor, aber nie und nimmer hätte ich gewusst, wie ich es im Dutt mit einer Haarnadel hätte befestigen sollen). Andererseits backte meine Oma mir aber Pfannkuchen, wenn es zuhause mal wieder etwas zum Essen gab, was ich nicht mochte (Kartoffeln beispielsweise, also ziemlich häufig). Aber an diesem Tag muss ich irgendetwas völlig falsch gemacht haben, ich habe keine Ahnung mehr, was, ich weiß nur noch, dass ich sehr schnell die Kellertreppen hinunter geflüchtet war und dabei, die Treppe war dunkel und eng, gestürzt war. Ich war also die Treppe hinuntergefallen, und ich stand auf und war wohl ein wenig unter Schock, denn ich kann mich nur noch erinnern, dass ich die Hand zum Kopf führte und sie voller Blut zurückkam. Dann, so meine nächste Erinnerung, liege ich auf dem Sofa in unserem Wohnzimmer, wir wohnten im Haus gegenüber von der Großmutter, und meine Mutter kommt mit einer Schere auf mich zu. Meine Mutter konnte auch eine strenge Frau sein (wie ich heute auch), aber sie wollte ja nur ein Pflaster abschneiden, für die Platzwunde am Kopf. Und ich habe geschrien wie am Spieß, ich weiß es genau, ich schrie und schrie. Ich weiß nicht mehr, wie man mich beruhigt hat, und ich weiß schon gar nicht, warum ich so geschrien habe, aber die Erinnerung an den Schrei sitzt sehr tief, und sie ist sehr eng verbunden mit der Schere. Es war sicherlich nicht wegen der Schmerzen, ich erinnere mich nämlich überhaupt nicht daran, ob es wehgetan hat, und die Wunde musste noch nicht mal genäht werden. Erst Jahre später kam mir die Erleuchtung, in einer ganz ähnlichen Situation (aber das gehört nicht hierher): Man hatte mir nämlich einige Zeit vor dem Sünden-Fall die Treppe hinunter die Rachenmandeln entfernt. Es waren dunkle Zeiten gewesen, und die Operation wurde nur unter lokaler Betäubung durchgeführt. Das heißt, ein Kind, das sowieso nicht recht weiß, wie ihm geschieht, sitzt mehr oder weniger festgeschnallt auf einem Stuhl und soll den Mund aufmachen, und der Arzt kommt meiner furchterregenden

Schere auf das Kind zu. Ich weiß, dass ich dabei ganz gewiss geschrien habe, denn ich wurde angefahren, damit endlich aufzuhören und mich "nicht so anzustellen". Kurz danach schmeckte alles nach Blut im Mund. Wenn ich heute einen Scherz darüber machen sollte, würde ich wahrscheinlich von einer Variation von Kastrationsangst sprechen. Aber die Wunde sitzt tief, und ich habe immer noch ein ungutes Gefühl beim Gebrauch von Scheren.

Oder: Scherenschnitte

Wahrscheinlich weiß keiner, noch nicht mal *Wikipedia*, wer die Schere eigentlich erfunden hat; aber es muss vor der Erfindung des universellen Copyrights gewesen sein, sonst hätte heute jede Schere ein kleines © mit dem Namen des Erfinders dahinter. Eine Schere ist ein unscheinbares, aber sehr sinnig konstruiertes und äußerst nützliches Teil: Zwei Ärmchen überkreuzen sich, vorn haben sie scharfe Klingen und hinten runde Löcher, und wenn man die beiden Ärmchen bewegt, macht es "Schnipp-Schnapp", und man hat zwei Teile. Eine ganze Kulturgeschichte könnte man über dieses nützliche und in gewissem Sinn auch ästhetisch ansprechende Ding schreiben, über all das, was man machen kann mit so einem einfachen Werkzeug. Man kann zum Beispiel komplizierte Schnittmuster für Kleider damit schneiden, aber auch elegante Frisuren herbeizaubern, sogar ganze filigrane Papierkunstwerke wie Scherenschnitte anfertigen: Sie zeigen eine kleine Welt, nur zweidimensional mit Licht und Schatten, aber welche Präzision! Schon in der Kindheit lernen wir deshalb alle mit diesem wichtigen kulturellen Instrument umzugehen: Wir bekommen irgendwann die erste Kinderschere, meistens sind die Griffärmchen bunt und die Schneideärmchen nicht besonders scharf. Dafür können manche sogar Zacken und Muster schneiden, und man ist sehr stolz, wenn man zum ersten Mal eine wirklich gerade Linie geschnitten hat, ganz allein. Jetzt gehört man dazu.

Aber alles Schöne hat auch eine schreckliche Seite, so ist das mit der Kultur. Scheren können nämlich auch zerteilen, zerschneiden, verletzen; Dinge, die zusammengehören, werden getrennt, und das sind eben nicht nur abgeblühte Rosen oder farbige rote Seidenbänder zur Eröffnung einer Autobahn, sondern auch lebendige Dinge. Im Kopf jedoch wohnt das Schöne neben dem Schrecklichen, Tür an Tür, und beide sind untrennbar verbunden: Neben der bunten Kinderschere mit den weichen Griffen und den abgestumpften Klingen wohnt die bedrohlich metallisch glitzernde Schere des Chirurgen. Der Faden, der diese Erinnerungen verbindet, kann nicht einfach abgeschnitten werden; wenn man an einem Ende zieht, kommen all die anderen Erinnerungen mit, schnipp-schnapp, eine nach der anderen, und wenn man einmal eine einschneidende Erfahrung gemacht hat, verheilt die Wunde zwar am Körper, aber nicht im Kopf. Das Schöne und das Schreckliche sind die beiden Seiten der Schere; und dass sie überkreuz vereint sind, hat eine tiefere Wahrheit als jeder zweidimensionale Scherenschnitt.

Oder: Scheren sind nicht ihr Ding

Scheren, dachte sie. Schon immer hab ich das Zeug gehasst, schon damals, als man immerzu die Fußnägel geschnitten bekommen sollte, und immer hatte man heimlich Angst, sie würden etwas vom Zeh mit abschneiden, weil sie so gründlich waren. Oder die Haare abschneiden, auch so eine Fixierung: Konnte man sie nicht einfach wachsen lassen, lang und lockig, auch wenn sie dann manchmal kutzelten und es schrecklich ziepte, wenn die Oma mit dem Kamm mal wieder Ordnung schaffen wollte? Die Oma war überhaupt ziemlich streng. Ihre eigenen Haare waren immer zu einem strengen weißen Dutt zusammengebunden, nie hatte sie sie mit offenen Haaren gesehen, erst ganz spät, kurz vor ihrem Tod, als ihr schon alles egal gewesen war; und es hatte eigentlich schöner ausgesehen, die schütterten weißen Haare, die über die Schulter fielen und das ausgemergelte Gesicht rahmten wie das eines Engels. Und dann die blöden Kinderscheren im Kindergarten, die reine Quälerei war das gewesen:

Immer schön an der Linie lang, und noch ein Kärtchen und noch ein Tierchen, und dabei taten die Finger schon weh und die Hände krampften sich zusammen, weil die Schere dann doch zu klein war. Am Ende war die Linie nicht gerade genug und der Igel hatte zu wenig Zacken, und man durfte noch mal von vorn anfangen.

Nein, Scheren waren nicht ihr Ding. Und das schon, bevor die Sache mit der Treppe passierte. Die Oma war streng mit ihr gewesen, weiß der Himmel warum, wahrscheinlich eine Linie nicht gerade genug geschnitten, oder der Dutt hatte gedrückt, und sie war vor der Oma weggerannt und die Kellertreppe hinuntergefallen, mindestens zehn Steinufen hinunter, und es hatte übel geblutet am Kopf. Komischerweise hatte es gar nicht wehgetan. Aber als sie dann auf dem Sofa lag im Wohnzimmer und ihre Mutter mit der Schere auf sie zukam, konnte sie auf einmal nicht mehr aufhören zu schreien. Es schrie aus ihr heraus, und es war weder das Blut noch die Mutter noch das schlechte Gewissen, was da schrie, weil sie ja selbst schuld war, sie war böse gewesen zur Oma und zur Strafe die Treppe hinuntergefallen – so war die Welt eben, nämlich gerecht: Die Strafe folgte der Untat auf dem Fuße. Aber der Schrei kam aus einer tieferen Schicht, und das war das eigentlich Schlimme an ihm: Es schrie in einem, es musste etwas Fremdes in einem selbst sein, was so schreien konnte, denn sie kannte es nicht und konnte es nicht beherrschen oder gar verstehen. Jahre später erst, die Wunde am Kopf war längst verheilt, die Oma lag mit ihren schönen weißen Haaren längst im Grab und ihr Kinderglaube an die Gerechtigkeit der Welt war längst erschüttert, kam die Erinnerung: Es war die Schere gewesen. Die Schere, die nicht nur die verhasste Kinderschere aus verunglückten Bastelstunden war oder die Friseurschere, die ihre schönen Locken abgeschnitten hatte; es war die Schere, mit der der fremde Arzt in einem OP auf sie zugekommen war, um ihr "die Mandeln herauszunehmen", so hieß das damals, klang total harmlos, es war aber eigentlich eine barbarische Verstümmelung gewesen. Und sie hatte geschrien und geschrien, bis die Schwestern sie gewaltsam im Stuhl festgehalten hatten und auf einmal alles im Mund nach Blut

geschmeckt hat. Dass man hinterher so viel Eis essen durfte, wie man wollte, war nur für diejenigen ein Trost gewesen, die meinen, dass man Kinder mit Eisessen über alles hinwegtrösten kann. Nein, Scheren waren wirklich nicht ihr Ding.

LEUTE STERBEN

Leute sterben. Das versteht man auch als Kind. Als erstes stirbt die Oma, und das ist auch ganz in der Ordnung der Dinge; sie war schon vorher in einem Heim. Man hatte sie lange nicht mehr gesehen, sie war dahingeschwunden, in ihrem eigenen Körper und im Kopf des Kindes, und eines Tages sagten die Eltern dann, die Oma sei jetzt tot, und eigentlich waren alle ein wenig erleichtert. Man beschloss, dass das Kind alt genug sei, um zur Beerdigung mitzukommen, und schon aus Neugier ging sie mit. Es war alles nicht besonders aufregend anfangs, wahrscheinlich ein langweiliger Gottesdienst mehr, der nun auf dem Friedhof stattfand, und an all das erinnert sie sich überhaupt nicht mehr. Woran sie sich erinnert, war das Geräusch. Es entstand, als der Sarg endlich an Seilen in die aufgehobene Grube herabgelassen wurde, und als der Erste, sie weiß nicht mehr, wer es genau war, die kleine Schaufel nahm, die neben der Grube stand, ein kleines Häufchen Erde damit aufhob, die man sorgsam aufgeschichtet hatte, und es auf den Sarg, den man jetzt nicht mehr sehen konnte, fallen ließ. Das Geräusch klang hohl, mit einem kleinen Echo dazu. Sie meinte, noch nie in ihrem ganzen Leben ein so hohles Geräusch gehört zu haben. Sie musste sich gar nicht vorstellen, dass dort unten jetzt ihre Oma lag, die ihrer Puppe vor langer Zeit ein samtrottes Puppenkleid von unaussprechlicher Schönheit genäht hatte, oder dass die Oma dort jetzt ganz allein war, für immer und ewig, eingesperrt in eine dunkle Kiste - es war viel schlimmer, das hohle Geräusch zu hören. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, vorher hatte sie nicht geweint, gar nicht, aber jetzt wollte sie am liebsten weglaufen, um niemals wieder das hohle Geräusch zu hören. Die Eltern waren ganz erstaunt, nanu, sagten sie, etwas verunsichert, und nana, wird schon wieder gut. Sie war auch

nicht direkt als ein Kind bekannt, dass nah am Wasser gebaut war, eher das Gegenteil: Ein wenig träumerisch war sie, näher am Himmel gebaut, wenn man das so sagen kann, und die Erde war ihr damals noch ziemlich fremd. Aber der Grund dafür, dass sie jetzt weinend und zitternd am Grab meiner Oma stand, war ja auch nicht, dass sie für die Oma traurig war; die war tot, ihr konnte das alles sowieso nicht mehr wehtun, und sie hatte schon lange vorher keine Puppenkleider mehr nähen können. Es war das reine Geräusch der Vergänglichkeit gewesen, das sie in diesem Moment mit aller Gewalt anfasste und irgendein Echo in ihr selbst gefunden hatte, schnurstracks am Kopf vorbei und ganz von allein. Als wenige Wochen darauf der Opa starb – er wollte wohl nicht mehr leben ohne die Oma, obwohl sie doch schon vorher im Heim gewesen war, und das war auch irgendwie in der Ordnung der Dinge –, da erfand sie einen Vorwand, um nicht mit zur Beerdigung gehen zu müssen, irgendeine ausgedachte Migräne. Sie wollte das Geräusch nicht schon wieder hören, es klang doch sowieso immer noch in ihr nach.

Leute sterben. Der andere Schock war, und sie kann sich nicht genau erinnern, ob das vor oder nach dem Tod der Oma oder dem von Kuschel, ihres Meerschweinchens, dass auch Häuser sterben können. Das hört sich ziemlich dumm an, aber so dumm kann man durchaus sein, gerade wenn man sonst ein außerordentlich kluges Kind ist. Natürlich gingen Hosen kaputt, wenn man auf die Knie fiel, natürlich ließ man gelegentlich eine Tasse fallen und wurde geschimpft, obwohl man es doch gar nicht absichtlich gemacht hatte. Aber Häuser wurden gebaut für die Ewigkeit: Sie waren doch so groß und massiv und sicherlich sehr teuer, und es war völlig unvorstellbar, dass sie einmal kaputt gehen sollten; sie hatten doch massive Mauern und das Dach schützte vor dem Regen, und man hatte es noch nicht einmal gesehen, dass ein Fenster kaputt ging oder eine Türe oder dass ein Ziegel vom Dach gefallen wäre, niemals. Natürlich erinnerte sie sich vage, dass das Haus ihrer Eltern nicht immer dastand; sie selbst war noch in der Baugrube herumgerutscht, als Kleinkind, man hatte ihr die Fotos gezeigt, und ganz dunkel

erinnerte sie sich auch noch, dass sie alle vorher in der Wohnung gewohnt hatten, wo danach die Oma wohnte, die war aber ganz klein gewesen, und natürlich hatte sie kein eigenes Zimmer gehabt. Aber warum um Himmelswillen sollten Häuser vergänglich sein? Da sie nicht lebten, alterten sie nicht. War doch klar!

Das gleiche galt im Übrigen für Autos, sowie, und nun wird es wirklich peinlich, für Bäume. Bäume wuchsen, natürlich, obwohl man das nicht sehen konnte, weil es so entsetzlich langsam ging; man konnte sehen, wie die Erdbeeren wachsen, oder die frisch gesäten Erbsen auf dem Gemüsebeet der Großeltern, von denen man so gern die ganz frischen Schoten naschte, aber dann wurde man gescholten, es ging nur ganz heimlich. Und wenn der Vater, was selten vorkam, aber es kam vor, einen der Obstbäume fällte, weil sie "zu alt" waren, war das ein unnatürlicher Gewaltakt und konnte sowieso nur geschehen, wenn die Kinder in der Schule waren. Hinterher musste man ein bisschen mit den Tränen kämpfen, wenn da, wo der alte Pflaumenbaum mit seinen krummen Ästen vor dem Kinderzimmerfenster gewesen war, nur noch ein kleiner Stumpf war, als wäre einem ein Zahn ausgefallen, es zog einem richtig im Mund bei dem Anblick. Aber wenn man sie nicht fällte, würden die Bäume in alle Ewigkeit und in den Himmel wachsen, davon war sie überzeugt - obwohl schon ein einziger weiterer Gedankenschritt ausreichend gewesen wäre um zu erkennen, dass das, bei aller Langsamkeit, nun wirklich nicht der Fall sein konnte, weil die Bäume sonst längst im Himmel angekommen wären und man an ihnen einfach emporsteigen und in den Himmel hätte hineinspazieren können.

Später liebte sie diese Redensart genau dafür, dass sie so erbarmungslos demonstrierte, wie wenig der Mensch, selbst wenn er schon ein wenig klug ist, geneigt ist, einen Gedanken logisch nur ein, zwei Schritte weiter oder gar zu Ende zu denken - vor allem, wenn es kein gutes Ende ist. Der Tod aber will nicht nur nicht gedacht werden; er will auch nicht gesehen und nicht gehört werden, und man kann ziemlich lang wegsehen und wegdenken. Aber dann erwischt einen, man hatte sich gerade noch sicher gewähnt, ein kleines hohles

Geräusch, das man nie mehr vergisst. Und dann sieht man den Tod, überall. Sogar bei Häusern. Sogar bei Autos. Sogar bei Bäumen (allein bei Büchern war sie sich nicht sicher).

HEXEN UND ZAUBERER

Ich habe schon als Kind niemals verstanden, warum man Kindern ausgerechnet Märchen vorlesen sollte. Ich fand die meisten Märchen gruselig und blutrünstig, und es tröstete mich auch nicht, wenn man mir sagte, es seien nur Geschichten. Ganz egal, ob es nun wahr war oder nicht, es hatte für mich einfach gar nichts Lustiges, wenn die Hexe in ihrem eigenen Ofen schmorte oder der Wolf die sieben Geißlein fraß, auch wenn die Hexe es tausendmal verdient haben sollte und die Geißlein wenig später alle sieben wie aus dem Ei gepellt dem Bauch des Wolfes wieder entstiegen – denn dafür musste man den Bauch ja auch wieder aufschlitzen, und es lief mir kalt den Rücken herunter, und ich litt mit Wolf und Geißlein und Hexe gleichermaßen. Die als phantasievoll und wunderbar angepriesenen Zaubertricks waren, wenn man einmal begriffen hatte, dass die Realität eben außer Kraft gesetzt war, eine ziemlich langweilige Angelegenheit, aus der nichts zu lernen war; nichts wurde einem erklärt, rein gar nichts, und es war weder lustig noch besonders spannend, da keine Logik oder Entwicklung erkennbar war, die Ereignisse vielmehr bizarr übereinander purzelten und am Ende sowieso alles gut ausging.

Das hieß nun nicht, dass es keine Hexen und Zauberer gab (und natürlich wäre man selbst gern eine Prinzessin gewesen, aber das ist ein anderes Thema). Sie waren aber real, und sie waren wirklich schrecklich. Zu ihnen gehörte Frau Wagner, die immer montags kam, um unserer Mutter beim Bügeln und Flickern zu helfen; eigentlich aber, so sah es für mich aus, saßen die beiden Frauen in der Küche und tauschten schreckliche, unbegreifliche Geschichten über andere Leute aus. Meistens hatten sie mit Ehen und Scheidungen und Krankheiten und so etwas zu tun, Frau Wagner war nämlich

geschieden, und sie trug die Verbitterung darüber in den herabhängenden Mundwinkeln und die Überzeugung ihrer eigenen Unschuld wie einen unsichtbaren Königsmantel über den Schultern. Sie war zudem, man kann es leider nicht anders sagen, hässlich: Sie hatte nur noch ganz dünnes, unnatürlich rotbraun gefärbtes und in Wellen gelegtes Haar, durch das an vielen Stellen die bleiche Kopfhaut schimmerte; sie hatte tiefliegende rot unterlaufene Augen, aus denen man nicht klug werden konnte, Altersflecken und Warzen verteilten sich auf dem zerfurchten Gesicht, und ich hatte das Gefühl, dass dieser Mund noch nie gelächelt hatte, sondern immer nur etwas höhnisch verzogen war, weil er eben furchtbare Geschichten erzählte; es kann sogar sein, dass es Spuren von verwischtem Lippenstift auf ihm gab, in einem schrecklichen Rosa, und die Wangen waren zu rot. Und die Ohrläppchen waren zu lang, ich weiß nicht, wie und warum mir das auffiel, aber es war wichtig. Ich fürchtete mich entsetzlich vor Frau Wagner und versuchte montags die Küche zu vermeiden; aber wenn sich eine Begegnung doch nicht vermeiden ließ und sie irgendetwas zu mir sagte, ja sogar, wenn sie mich nur ansah, fühlte ich mich vom Grunde aus durchschaut. Ich weiß nicht mehr, was sie sagte, an keinen einzigen Satz kann ich mich mehr erinnern, aber ganz genau an das Gefühl, dass man ein irgendwo doch ein schlechter Mensch sein musste, auch wenn man es selbst noch gar nicht wusste, wenn einen Frau Wagner so anschauen konnte. Man war durchschaut.

Später, als ich schon älter war und Frau Wagner nicht mehr zu uns nach Hause kam, weil sie irgendeine furchtbare Krankheit hatte – was mich nicht wunderte, sondern ganz richtig fand im Gang der Dinge, ich war eben doch ein schlechter Mensch, sie hatte es ja gleich gewusst – und wir manchmal im Auftrag unserer Mutter irgendetwas nett Gemeintes dorthin bringen mussten, sah ich auch ihre Wohnung. Wir lebten in einem Haus, nicht allzu groß, aber anständig und umgeben von einem großen Garten, und ich hatte uns nie als besonders reich oder gar privilegiert empfunden; aber wenn ich diese Wohnung in einem fünfstöckigen Miethaus betrat,

bekam ich Beklemmungen. Sie war klein, und nirgendwo hätte ich mich vor Frau Wagners durchdringendem Blick verstecken können. Sie war mit Dingen gefüllt, die ich nicht verstand und die noch nicht einmal schön waren, Porzellandingen, Deckchen, seltsame Blumen (von denen ich heute vermute, dass sie wahrscheinlich künstlich waren, aber das kommt, weil ich ein schlechter Mensch bin; es hätten aber auch Orchideen sein können), alles war peinlich sauber und etwas zu ordentlich, und ich verstand nicht, wie man hier leben konnte, noch nicht mal als Hexe. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt immerhin schon genug soziales Gewissen entwickelt, um zu verstehen, dass Frau Wagner einsam und verbittert war und dass es besser gewesen wäre, wenn wir ein wenig geblieben wären und vielleicht sogar die eine oder andere Porzellanvase bewundert hätten; aber die Angst saß zu tief. Sie war eine Hexe, und auch wenn die Menschen und ein böses Schicksal sie erst zu einer gemacht hatten, kam das Kind in mir nicht darüber hinweg. Niemals hätte ich sie in einen Ofen stecken wollen; aber es war mein kindliches Recht, um ihren Hexenbau einen großen Bogen zu machen.

Alte Männer hingegen waren Zauberer. Man konnte sie ebenso wenig verstehen wie Hexen, und ihre Gesichter waren auf eine andere Art unergründlich. Das galt sogar für meinen einzigen Großvater, Opa Fritz, den ich nur noch in meinen ersten Kinderjahren erlebte. Opa hatte eigentlich ein ganz lustiges Gesicht, es war ein bisschen spitz um das Kinn herum, und die Ohren waren nur ein wenig zu groß auf dem beinahe kahlen Kopf mit den wenigen grauen Haarsträhnen. Aber er rauchte sehr oft große stinkende Zigarren, und das machte ihn fremd; ebenso wie seine Werkstatt im Keller, die man nur selten betrat und in der dunkle unverständliche Werkzeuge ein eigenes Dasein fristeten. Nur gelegentlich, wenn man einmal an der Werkbank einen der vielen Hebel drehen durfte, ganz vorsichtig, fühlte man sich ein wenig sicherer, aber auch ein wenig wie ein Betrüger, denn man wusste nicht, was man tat, und das Metall fühlte sich kalt an. Daneben aber gab es schwere Hämmer und blanke Sägen und unendlich viele andere Sachen, deren Zweck man nicht

kannte. Man ging dann schnell wieder hinaus in den hellen Garten, und Opa kam mit und rauchte noch eine Zigarre.

Opa war also nur ein bisschen ein Zauberer, nämlich nur wenn er in seinem Zauberkeller war; ein richtiger Zauberer hingegen war der Schuhmacher in unserer Siedlung. Seine Werkstatt war nicht aufgeräumt wie die von Opa, sondern in einem winzigen Raum schien alles über- und untereinander zu fallen; Reihen von alten Schuhen, deren Besitzer man sich nicht vorstellen konnte, säumten die Wände, und man hatte den Verdacht, sie könnten jederzeit lebendig werden und einen wilden Tanz aufführen, der niemals aufhören würde und bei dem kein Paar beieinander bleiben würde. Die Sohlen sahen aus wie lebendig gewordene Teile eines Fußskeletts, und auch hier gab es eindeutig zu viele spitze oder gewalttätige Werkzeuge. Außerdem wollte man selbst natürlich lieber neue Schuhe anstelle der reparierten Spitzen oder Sohlen, aber damals wurden Dinge noch repariert; dazu brauchte man, das war ja ganz logisch irgendwie, eben Zauberer, und heute ist man dankbar, wenn man noch einen Schuhmacher für die Lieblingsschuhe findet. Aber damals blieben sie unheimlich.

Und dann gab es noch die Diakonisse. Sie verwaltete die Gemeindebücherei, also einen wahren Schatz in meinen Kinderaugen, und sie war ganz sicher kein böser Geist. Aber ganz von dieser Welt war sie auch nicht, da war ich mir sicher. Schon ihr Name: eine Diakonisse, und keiner konnte einem so ganz erklären, was das sein sollte; sie trug jedenfalls eine Art Nonnentracht, und ich erinnere mich gut an ihren ganz weißen Kragen und die weiße Haube, die hinten in eine Art Kasten zulief und sie als einen seltsamen plumpen Vogel erscheinen ließ, mit einem weißen Federkopf über einem pechschwarzen Körper. Schwester Martha war in meiner realen Märchenwelt so etwas wie die gute Gegenspielerin von Frau Wagner; ihr Gesicht war auch alt, und ich konnte es auch nicht ganz verstehen, aber jeder konnte sehen, dass das Leben es nicht hässlich und verbittert gemacht hatte, sondern auf eine kaum zu fassende Art – milde, würde ich heute sagen; damals hätte mir wahrscheinlich das Wort

gefehlt. Noch nicht einmal, wenn man das Buch nicht rechtzeitig zurückgab, wurde sie richtig böse, obwohl mir das sowieso nie passierte; aber andere Leute taten das ärgerlich oft, und so musste man wieder einmal auf sein Lieblingsbuch warten.

Es gab noch viel mehr Hexen und Zauberer, Ärzte gehörten dazu, besonders Zahnärzte mit all ihren Instrumenten, Friseure mit ihren Folterstühlen und Scheren, und Schulrektoren natürlich. Aber es gab nur wenig gute Feen, und ich fürchtete mich im Übrigen auch vor ihnen. Aber auch das hatte seine gute Richtigkeit, denn so ist das Leben, Gutes und Böses purzeln durcheinander, oft versteht man beides nicht, und manchmal ist es das Böse, das gut für einen ist, und manchmal ist es umgekehrt. Bis heute jedenfalls habe ich nicht verstanden, wozu man Märchen brauchen sollte. Die Wirklichkeit ist märchenhaft genug; aber es kann sein, dass man erst erwachsen werden muss, um das zu sehen.

BROTTÄSCHCHEN UND FEDERMÄPPCHEN

Das ist eine der Geschichten, von denen man nicht so genau weiß, ob man sie wirklich erlebt hat in der Kindheit, oder ob sie einem nur von den Eltern erzählt wurde, oder ob man sie sich vielleicht sogar selbst beim Anblick eines alten Fotos ausgedacht hat. Aber eigentlich kommt es darauf auch nicht an. Zu sehen ist auf dem Foto ein Schulmädchen, der Rock ist etwas zu kurz, und sie lächelt ganz natürlich zwischen den beiden Rattenschwänzen (so nannte man die beiden seitlichen Zöpfe damals, sie hatte Naturlocken, auf die sie sehr stolz war, und die Zöpfe wurden mit kleinen Kirschgummis zusammengehalten). Worauf es aber ankommt, ist das Brottäschchen, das sie trägt. Es war eine kleine Umhängetasche, gar nicht unelegant, in die eine Butterbrotdose passte. In der Erinnerung meldet sich vage ein roter Farbton, und ganz sicher hatte es eine Schnalle. Es kommt aber auch gar nicht darauf an, wie das Brottäschchen genau aussah. Dass einzige, worauf es ankommt, war, dass sie stolz war auf das Brottäschchen; noch mehr als auf ihre Naturlocken sogar. Man

hatte noch sehr wenige Dinge, die einem ganz allein gehörten und auf die man stolz sein konnte und die man schön fand, bevor man auch nur eine Idee von Geschmack oder Schönheit hatte. Sie mochte auch keine Pausenbrote, da ist sie sich sicher, es hatte also ganz bestimmt nichts mit Nützlichkeit zu tun, eher im Gegenteil. Aber sie war die Einzige in der Klasse, die mit einem Brottäschchen zur Grundschule kam hatte, und das war in diesem Fall nicht gut. Die anderen lachten sie nämlich aus. Es kommt nicht darauf an, wer sie wann genau auslachte, vielleicht hat sogar das erste und einzige Mal gereicht, denn ein Kinderherz bricht schnell. Es wäre wahrscheinlich noch leichter gewesen, wenn sie über ihre Zöpfe mit den Kirschgummis gelacht hätten, aber sie sollten nicht über das Brottäschchen lachen. Es war ein unschuldiges Ding, und sie fand es schön, und sie war stolz darauf. Aber sie konnte es danach nicht mehr mitnehmen zur Schule.

Das war der erste Verrat, und sie war das Opfer. Wenig später muss sich der zweite Vorfall ereignet haben, und auch bei ihm kommt es nicht darauf an, ob er wirklich so geschehen ist. Aber dass das Opfer Lothar hieß, gehört zu den wenigen Dingen, derer sie sich sicher ist; und dass Lothar ein sehr schüchtern Junge war, die Unscheinbarkeit selbst, blass und immer wohlgekämmt und wohlgescheitelt. Und sie hatte eines Tages, weiß der Himmel warum und wo, ihr Federmäppchen verloren, vielleicht hatte sie es auch kaputtgemacht, aber sie war eigentlich nicht der Typ, der schlampig oder sorglos mit Dingen umgeht, deshalb war es natürlich doppelt peinlich. Und als man sie fragte, was mit dem Federmäppchen geschehen sei, zeigte sie auf Lothar und sagte: Er war es! Niemand glaubte es, noch nicht einmal sie selbst glaubte es, so schlecht war es gelogen. Nach einigem Ärger auf allen Seiten ließ man die Sache auf sich beruhen, es war ja nur ein Federmäppchen. Ihre Scham jedoch nahm kein Ende, und sie wusste auch gar nicht richtig, warum sie es getan hatte; es war eine böse Stimme in ihr gewesen in diesem Moment, und diese hatte auf Lothar, ausgerechnet auf Lothar, gezeigt. Er war auch ganz sicherlich nicht beteiligt gewesen an dem Vorfall mit dem

Brottäschchen, wenn es ihn denn überhaupt gegeben hatte, dazu war er viel zu schüchtern, und über solche Dinge lästerten überhaupt nur Mädchen; und sie hing auch ganz sicher nicht so an dem verlorenen Federmäppchen wie an dem Brottäschchen. Aber der Kopf verbindet die Dinge auf seine Weise, und nachdem man einmal erkannt hat, dass die Welt böse sein kann, muss man es selbst ausprobieren. Es ist schwer zu entscheiden, welcher Schmerz größer ist, der der Kränkung oder der der Scham. Aber beide wurzeln tief, und hinterher ist das Lächeln auf den Fotos nicht mehr ganz so natürlich.

Oder: Herzensdinge

Wahrscheinlich hat jeder, bevor er sein Herz das erste Mal an einen anderen Menschen verschenkt (die Eltern natürlich ausgenommen, und das ist kein Geschenk, sondern die schiere Notwendigkeit und reiner Selbsterhaltungstrieb), sein Kinderherz an Dinge verschenkt. Es muss gar nicht der Teddybär mit dem abgerissenen Ohr und dem treuherzigen Blick oder die Puppe sein, der inzwischen alle Kunsthaare ausgegangen sind. Oft ist es auch ein Alltagsgegenstand, eine Kindertasse, ein Pullover mit einem ganz bestimmten Geruch, ein Buch, dem die Seiten schon ausfallen. Das hat nichts zu tun mit so oberflächlichen Dingen wie Schönheit oder Nützlichkeit oder gar trivialem Geldwert; so etwas schätzen Erwachsene an Dingen, und sie haben ja auch Geld um sie zu kaufen und ein unstillbares Bedürfnis damit zu prahlen. Es hat noch nicht einmal etwas mit einem sentimentalen Wert zu tun; Sentimentalität ist auch nur eine späte Ausrede für verlorene Original-Gefühle. Nein, Kinder schätzen andere Dinge aus anderen Gründen; und man kann den Vorgang sicherlich altklug "Projektion" nennen, aber damit hat man ihn noch nicht ganz verstanden. Denn kleine Kinder haben auch ein sehr kleines Ich, das gerade erst wach geworden ist; es reibt sich etwas verwundert die Augen und schaut sich um. Und da das kleine Ich noch nicht gelernt hat, was all die großen Ichs am besten können - nämlich ununterbrochen in den Spiegel zu schauen und sich zu fragen:

Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist das größte-tollste-beste Ich im Land? –, kennt es sich selbst noch nicht. Es erkennt sich aber in anderen Spiegeln: in den Dingen seiner Umgebung nämlich, in der kleinen Welt, über die es herrscht, und den wenigen Dingen, die ihm ganz allein gehören. Später wird es von Dingen überflutet werden, es wird ungezählte Dinge kaufen und gebrauchen oder nicht gebrauchen und wieder wegwerfen, wie wir alle. Aber mit den ersten Dingen geht man sorgfältiger um. In Kinderbüchern ist dann meist von Schatzkisten die Rede, aber das ist auch nur eine sentimentale Erfindung von Erwachsenen, die die Dinge ihrer Kindheit vergessen haben und materiellen Wert mit Herzblut verwechseln. Aber wenn man sich von dem ersten Kindheitsding trennt, weil es nichts mehr wert ist oder weil man "zu groß" dafür geworden ist oder weil man deshalb ausgelacht wird, hat man die Kindheit verraten – was unvermeidlich ist, irgendwann, und niemandes Schuld außer des herzlosen Schicksals. Der Schmerz aber bleibt für immer; und nicht immer widersteht man der Versuchung sich zu rächen. So kommt das Böse in die Welt.

WOHLTÄTIGKEIT

Es war vor langer Zeit bei einem Gemeindebasar, wo wohlmeinende Menschen wohlgemeinte Basteleien an andere wohlmeinende Menschen verkaufen, damit die Welt ein besserer Ort wird. Wie immer gab es wahrscheinlich Kaffee und Kuchen, und Häkeldecken und selbstgestrickte Socken, und Weihnachtsgestecke, und selbstgekochte Marmelade. Ganz in der Ecke aber waren große weiße Stellwände aufgebaut; an ihnen hingen Bilder, keine bekannten und berühmten Meisterwerke, auch keine selbstgemalten Aquarelle oder Ölskizzen, sondern freundliche Bilder von südlichen Landschaften, Waldidyllen vielleicht, gerade noch kurz vor der Kitschgrenze, vielleicht schon darüber, aber wen schert das schon auf einem Gemeindebasar. Der Mann der Küsterin, ein unscheinbarer, niemals unfreundlicher kleiner Mann, den man dann und wann geduldig die Wiese vor der Kirche mähen sah, hatte sie auf Holz gezogen, und

man konnte sich vorstellen, wie er sie ausgesucht hatte, diese freundlichen kleinen Sehnsuchtsbilder weit jenseits der großen Kunst, und wie er in seinen freien Stunden in einer stillen Kammer daran gearbeitet hatte (seine Frau, die Küsterin, war etwas lautstark). Aber aus irgend einem Grund machten alle Wohlmeinenden einen großen Bogen um die weißen Stellwände, und der kleine Mann wurde immer unscheinbarer zwischen seinen südlichen Landschaften, die so unangemessen viel Platz brauchten gegenüber den Häkeldeckchen und den selbstgemachten Marmeladen und den lautstarken Frauen, die sie verkauften. Aber immerhin schien die Sonne auf ihnen, und man konnte hoffen, dass sie nicht allzu schnell die Farbe verloren und solide gemacht waren; und einer, der nicht nur wohlmeinend, sondern auch ein wenig aufmerksam und freundlich wäre, würde schon ein Fleckchen für sie finden und sie dort aufbewahren, und sei es nur, um niemals zu vergessen, dass keine wahre Mühe auf dieser Welt umsonst sein sollte.

ZUFALLSPOESIE

Damals hatte man noch kein Freundebuch, und dass es einmal ein *Facebook* geben würde, ganz virtuell und papierlos für eine prinzipiell unendliche Menge von Followern, hätte sich niemand vorstellen können. Dafür hatten Schulkinder ein Poesiealbum. Man wusste zwar nicht recht, wieso es so komisch hieß, aber es war eine durchaus handfeste Angelegenheit: Ein richtiges kleines Buch, mit einem schönen Umschlag und mit vielen leeren Seiten – aber eben nicht unendlich vielen; deshalb musste man sorgfältig auswählen, wer sich darin verewigen durfte und wer nicht; und in welcher Reihenfolge, die Familie zuerst oder doch die Herzensfreundin, oder gar die Lehrerin – und schon bei dieser schwierigen Entscheidung ergriff einen dunkel eine Ahnung, dass das vielleicht doch alles gar nicht so ewig war: Vielleicht würde man gar nicht so unzertrennlich sein mit der gerade allerbesten Freundin; die Schule würde man verlassen, die Lieblingslehrerin würde andere Liebblingsschüler nach einem haben, wer weiß, wie viele sie vor einem schon hatte, und hatte man sich

nicht gerade mit der kleinen Schwester mal wieder gezankt und gekratzt? Und dann würden sie da stehen, für immer verewigt, in diesem kleinen Büchlein mit einer durchaus begrenzten Anzahl weißer Seiten, wo man unten mit blassem Bleistift in einem ersten Entwurf Namen notiert hatte – nicht wissend und doch vielleicht schon ahnend, dass so manche Seite über die blasse Notation nicht hinauskommen würde, sich nicht mit liebevoll in allerbesten Handschrift abgeschriebenen Denksprüchen und übernommenen Lebensweisheiten füllen würde, von Glanzbildchen oder zierlichen selbst gefertigten Gemälden ganz zu schweigen – und man durfte nur eine Ecke knicken, um darunter zu schreiben, ganz winzig: "In allen vier Ecken soll Liebe drin stecken"! Ein Tintenklecks hingegen war eine Todsünde, und wer im Verdacht stand, solche zu produzieren, wurde erbarmungslos ausgeschlossen; Kinder sind bekanntlich grausam, und auch ein Poesiealbum kann ein Schlachtfeld sein.

Als ich mich dann ins Poesiealbum meiner kleinen Schwester eintragen sollte – mein Name stand immerhin auf einer der vorderen Seiten, wenn auch vielleicht nicht der allerersten –, schrieb ich einen Spruch hinein, den ich schön fand, wahrhaft poetisch und irgendwie tief sinnig, vor allem für ein Poesiealbum: "Zufällig lernten wir uns kennen, zufällig werden wir uns trennen, zufällig werden wir uns wiedersehen". Das sorgte für viel Gelächter in der Familie und wurde bald zur Standardanekdote, was mich sehr verletzte (aber auch die Familie ist bekanntermaßen dann und wann ein Schlachtfeld). Es war doch ein schöner Spruch, und ich hatte ihn auch liebevoll mit Blumen umkränzt, Stiefmütterchen waren es, sie wuchsen bei meiner Großmutter im Vorgarten, neben den gelben größeren, deren Namen ich nicht kannte, aber von denen man so schön die Blätter einzeln abzupfen konnte, ganz sonnengelb und seidig waren sie. Und natürlich war es das Poesiealbum meiner Schwester, und unsere Bekanntschaft war nicht eben zufällig – aber was spielte das für eine Rolle, wenn es um Poesie ging, um tiefere Weisheit und innere Schönheit? So mancher sieht schließlich seine engsten Verwandten später nur noch eher zufällig, bis man sich schließlich gar

nicht mehr sieht, im irdischen Leben jedenfalls. Ein Studium Literaturwissenschaft später hätte ich auch sagen können: Das hatte eben einen vierfachen Schriftsinn, und auf den ersten, den wörtlichen, kommt es am wenigsten an. Damals dachte ich nur: Was wissen sie schon, die Erwachsenen! Es war meine kleine Schwester, und sie hatte den besten aller Sprüche verdient, den poetischsten, den ich kannte, mit Stiefmütterchen umkränzt und ohne Tintenklecks.

VON HUNDEN UND MENSCHEN

Das ist wirklich keine lustige Geschichte. Denn sie beginnt mit unserem Meerschweinchen, es war ein schwarzes Wirbelmeerschweinchen, den Namen habe ich vergessen, obwohl wir wahrscheinlich lange darüber nachgedacht hatten, aber ich weiß, dass es schwarz und wuschelig war und sich gnädig von uns streicheln ließ und Samstag abends genauso wie wir gebadet wurde und dann gemeinsam mit uns, in ein Handtuch gekuschelt, vor dem Fernseher saß und *Star Trek* schaute (das damals noch *Raumschiff Enterprise* hieß und nur samstags kam; dieser Teil der Geschichte ist mit ziemlicher Sicherheit wahr, aber ob wir es wirklich gebadet haben, würde ich jetzt nicht mehr beschwören wollen). Im Sommer hatte das Meerschweinchen einen Freiluftkäfig, den unser Vater, sonst eben kein großer Handwerker, selbst gebaut hatte; und dort saß es im Sommer im Schatten und mümmelte Gras, bei näherem Nachdenken könnte es sogar Mümmel geheißen haben. Natürlich hatte der Käfig einen Deckel, aber eines Abends traf es sich wohl, dass jemand den Deckel abgenommen hatte; vielleicht wollten wir den Käfig versetzen, auf frisches Gras, vielleicht hatten wir auch nur mit Mümmel gespielt und den Deckel vergessen.

Aber damit begann das Unglück. Denn die Nachbarn hatten einen Schäferhund. Er wurde in einem Zwinger gehalten, und wir fürchteten uns sehr vor ihm; er war nämlich böse, er bellte und zeigte die Zähne, und wir dachten, dass das auch kein Wunder sei, wenn man immer in einem blöden Zwinger gehalten wurde (natürlich war es

mit unserem Meerschweinchen und seinem Freiluftkäfig ganz etwas ganz anderes!). An sich waren unsere Nachbarn aber nette Leute; es waren zwei Herren, nicht mehr ganz jung, sie hatten ein außerordentlich adrettes Haus, genauso adrette Fönfrisuren (der eine erinnerte mich an Dieter Thomas Heck, die "Schlagerparade" im Fernsehen war auch ein Wochenhöhepunkt) und in der Innenstadt ein Geschäft, in dem man Gardinen und andere Heimtextilien kaufen konnte (ein Wort, das damals sicherlich nicht in meinem Wortschatz existierte). Unsere Mutter schätzte die beiden Herren besonders, weil sie immer gern aushalfen, in Gardinen- und anderen Heimtextilienfragen, und sie waren so adrett und immer nett. Niemand dachte sich dabei etwas Besonderes, bis eines Tages meine Freundin von nebenan – sie war vielleicht schon vierzehn Jahre alt, ich war erst zwölf und sehr behütet aufgewachsen – geheimnisvoll verkündete, die beiden seien "schwul". Ich fragte nach, was das denn sei, und wurde aufgeklärt. Ach so, sagte ich, und: Na, wenn schon, dachte ich; nicht, weil ich besonders tolerant war, sondern weil ich überhaupt keinerlei tiefere Idee von Sexualität hatte.

Diese beiden freundlichen und adretten Herren also hatten neben dem Geschäft für Heimtextilien – und auch das ist wirklich wahr – eben den armen eingepferchten und daueraggressiven Schäferhund. Der dann, an besagtem Abend, und ich kann nicht länger drumherum erzählen, aus unerklärlichen Gründen aus seinem Zwinger frei kam und so schnell, dass wir kaum noch entsetzt aufschreien konnten, über den nicht sehr hohen Zaun zu unserem Grundstück sprang und Mümmel (er könnte aber auch Krümel geheißen haben) im Genick packte und mit einem Biss tötete. Natürlich gab es viel Hin und Her und Entschuldigungen, aber keine Rettung für Mümmel (oder Krümel). Tatsächlich jedoch, und ich weiß bis heute nicht warum, entwickelten wir kein Kindheits- oder Hunde-Trauma, sondern kauften ein paar Tage später ein neues Meerschweinchen (wieder ein schwarzes wirbeliges sogar), taufte es (wie auch immer) und passten auf, dass der Käfig weit entfernt vom Nachbarn stand und der Deckel immer zu war. Später bekam es noch einen Genossen,

ein weißes Angorakaninchen (nennen wir es Kuschel), das es ziemlich schnell raus hatte, sich einen Fluchtgraben aus dem Freiuftkäfig zu buddeln und das Weite zu suchen. Das Weite war aber zum Glück nur die Gärtnerei um die Ecke, wo es dann zwischen Reihen von Tulpen und Dahlien weiß hervorleuchtete. Viel schlimmer war jedoch, dass beide, Mümmel 2 und Kuschel, nach nicht allzu langer Zeit krank wurden und eingeschläfert werden mussten. Ich habe sie selbst zum Tierarzt getragen und sie gehalten, als die Spritze kam, und ich habe gespürt, wie sie schnell regungslos und kalt wurden, und das war so unendlich viel schlimmer als ein böse gewordener Schäferhund, dass ich heute noch bei dem Gedanken eine Gänsehaut bekomme und niemals die Straße vergessen werde, in der der Tierarzt wohnte. Die beiden adretten Herren blieben jedenfalls noch viel länger unsere Nachbarn, und als ich schon längst ausgezogen war, Jahre später, kam meine Mutter einmal und sagte mit einer Mischung aus Geheimnistuerei, Schaudern und nur sehr wenig Empörung zu mir: "Hast du eigentlich gewusst, dass die beiden schwul sind?" Und das ist der lustige Teil dieser wirklich traurigen Geschichte, und bis heute muss ich lachen, wenn ich daran denke.

NATURLOCKEN

Sie ging nicht gern zum Friseur als Kind. Sie hatte lange, braune Locken, Naturlocken, wie man stolz sagte, wenn man gefragt wurde, ohne recht zu verstehen, was das überhaupt bedeuten sollte; natürlich lockten sich ihre Haare ganz von selbst, was denn sonst? Leider verkutzelten sie sich deshalb auch leicht, und es ziepte ganz schrecklich, wenn die strenge Oma mit dem Kamm kam, aber das war nun mal der Preis dafür, dass man Naturlocken hatte. Und am liebsten hätte sie sie ewig wachsen lassen, bis zu den Knien, wie eine Märchenprinzessin, auch wenn sie es sich sonst ziemlich langweilig vorstellte, eine Märchenprinzessinnen sein zu müssen (lasen sie eigentlich jemals ein gutes Buch? Oder aßen ein Stück frischen Streuselkuchen von der Oma, am Freitagnachmittag aus dem Küchenfenster gereicht, knusprig und butterig und nach Hefe duftend?) Aber

irgendwann bestand die Mutter dann doch darauf, dass man zum Friseur gehen müsse. Natürlich bestand man dann darauf, dass er die Locken nicht abschneiden durfte, weil das weh tat, man spürte es richtig, wenn die braunen Kringel sich auf dem dummen Umhang sammelten, der immer zu eng war am Hals und kratzte, und dann irgendwann traurig zu Boden fielen, auf den dummen Kunststoff-Friseurfußboden, auf dem sich sicherlich schon Berge von Haare gesammelt hatten, die bei weitem nicht so schön gewesen waren wie die braunen Lockenkringel! Noch dazu roch er, wie das ganze undurchschaubare Etablissement mit seinen klobigen Hauben, die viel zu heiße Luft ausstrahlen, und mit seinen bunten Plastikwicklern in allen Größen und Formen, die wie fremdartige Folterinstrumente aussehen, durchdringend süßlich-alkoholisch-chemisch; es war ein Geruch, der einen sofort an Kopfschmerzen denken ließ, lange bevor die gruselige Haube mit der viel zu heißen Luft kam. Und die schrecklichen Illustrierten erst! Die Oma las sie komischerweise auch, endlose Geschichten von alten Adligen und jungen Sternchen, die alle in einer hochglanzpolierten Friseurwelt lebten und deren Lächeln mit Haarfestiger für immer festgestellt schien. Und dann kam der Friseur – nein, es war sicherlich eine Friseurin, die selbst eine unmöglich hoch toupierte Frisur trug, und fragte scheinfreundlich, wie man es denn gern hätte. Gar nicht, war sie geneigt zu sagen gewesen, ich bin hier unter Zwang, sieht man das nicht? Es handelt sich um eine Freiheitsberaubung an meinen schönen Naturlocken, scheren Sie sich weg! Natürlich sagte sie das nicht, niemals, sie war erstens schüchtern und zweitens höflich und drittens schüchtern. Man einigte sich dann auf ein diplomatisches "wie immer", hier und dort vielleicht ein wenig gestuft, damit die Friseurin sich nicht langweilte und überflüssig vorkam. Aber spätestens, wenn man zuhause war, schüttelte man seinen Kopf und wusch sich so bald wie möglich die Haare, weil sie einen Geruch angenommen hatten, der nicht der eigene war und an Kopfschmerzen erinnerte. Das alles wurde noch schlimmer, als sie in die Pubertät kam, obwohl sie ganz sicher nur eine sehr leichte Ausprägung davon hatte. Aber

plötzlich fand sie, dass Naturlocken nicht mehr genug waren. Eine Frisur sollte es jetzt sein, und sie sollte etwas aus ihr machen, vorzugsweise etwas schöneres, attraktiveres, an dem die Jungen nicht mehr vorbeisahen, wenn sie ihren Blick zielstrebig auf die beste Freundin mit ihrer etwas plumpen und rational nicht ganz verständlichen, aber irgendwie dumpf spürbaren sexuellen Ausstrahlung richteten. Es klappte niemals. Bestenfalls bekam man eine Frisur, die zu einem passte; also zu einem etwas unscheinbaren, wenig selbstbewussten und gelegentlich zu klugen Mädchen mit nun immer kürzer werdenden Naturlocken, weil es die Mode so diktierte und Märchenprinzessinnen ganz sicher kein *role model* mehr waren. Einmal verirrte sie sich sogar in eine Dauerwelle, sogar die Friseurin schüttelte entnervt den wohlfrisierten, wenn auch nicht mehr toupierten, sondern formgeföhnten Kopf. Es war der Höhepunkt ihrer pubertären Verirrung, und allein das Gefühl auf dem Kopf, die Starrheit der gleichmäßig künstlich sich pludernden Locken, kurierte sie. Man blieb wohl besser, was man war.

Irgendwann, reichlich später, kam dann endlich die dritte Phase: der Friseur, dein Freund und Helfer, dein Befreier, dein Therapeut. Wie sie viele Frauen verband sie einschneidende Lebenswenden unwillkürlich mit einem Haarschnitt, an der Zahl der fallenden Locken konnte man die Tiefe der Krise ziemlich exakt ermessen, und noch später sollte sie erkennen, dass das die Weisheit so vieler alltäglicher Handlungen ist, die einem Innen ein Außen geben, an dem es sich erkennen kann. Es war eine Befreiung, alte Zöpfe abzuschneiden, und es war eine Chance, sich neue wachsen zu lassen. Die weißen Haare kamen, erst abzählbar und bald schon ungezählt – aber die Naturlocken blieben, zum Glück, und warum sollte man sich die Haare färben, man konnte doch auch sein Leben nicht färben über Nacht und dann mit Drei-Wetter-Taft festigen für alle Schicksalsstürme! Der endlich gefundene Friseur, nein, die Friseurin, hatte dafür Verständnis. Sie hatte auch Verständnis dafür, dass man keine Illustrierten lesen wollte, die immer noch die gleichen Geschichten druckten, nur mit mehr Anzeigen dazwischen und in erheblich

höherer Druckqualität, und dass man auch keinen *small talk* brauchte. Sie tat ihre Arbeit in Ruhe und Frieden, gleichwohl mit energischen Schnitten; und man selbst saß auf dem nicht unbequemen Stuhl in Ruhe und Frieden, wurde zum Haarewaschen durch die Gegend geschoben (war es nicht lustig? wie damals im Kinderwagen oder im Schlitten?), der Kopf wurde sanft massiert und frottiert, die Shampoos rochen nach Natur, auch wenn sie es nicht waren, und nicht einmal beim Kämmen ziepte es mehr richtig! Sie legte die Brille ab, sah nicht mehr in den Spiegel, sie hatte Vertrauen und genoss die vollständige Verantwortungslosigkeit einer geschenkten halben Stunde, das beruhigende Schnipp-Schnapp der energisch geführten Schere, den Kaffeeduft, der den immer noch vage zu ahnenden urtypischen Friseurgeruch übertönte, die Anonymität der nicht mehr kratzenden, sondern dem Hals schmeichelnden Kittel. Die nun weiß-braunen Locken ringelten sich freundlich auf dem Boden, sie mussten einen nicht mehr bekümmern – so viele Haare hatte man schon gelassen, es würden welche nachwachsen, mehr weiße vielleicht, aber immer noch lockten sie sich auf vertraute Art und Weise. Und die Friseurin streichelte einen manchmal, wenn sie gute Laune hatte, sanft über die Schultern und sagte: "Sie haben so schöne Naturlocken!" Und man nickte, so als sei das ein Verdienst, eine mühsame Errungenschaft, etwas, auf das man wahrhaft stolz sein konnte; dabei hatte man inzwischen einen Dokortitel und ein wenig Karriere gemacht und geheiratet und ein Kind bekommen und das eine oder andere Buch geschrieben! Aber dann dachte sie an Goethe und an die Weisheit des Alltags, lächelte ein wenig, trank einen Schluck vom schon kälter werdenden Kaffee und war stolz auf ihre Naturlocken.

WHAT'S IN A NAME

Schon als Kind dachte ich, dass die beiden Zwillinge im Turnverein die falschen Namen hatten: Es war doch ganz klar, dass die Dunkelhaarige eine Claudia sein musste, und die Blonde eine Ulrike! Es passte nicht nur besser zu ihrer Haarfarbe, sondern auch zu ihrem

Charakter, der durchaus verschieden war, und bis jetzt, in diesem Moment, wo ich diese alte Geschichte niederschreibe, muss ich mir Mühe geben, es richtig zu machen: Die blonde Claudia war die stilere von beiden, und die dunkle Ulrike die lebhaftere. Aber alle späteren Claudias und Ulrikes in meinem Leben haben mein Vorurteil vollständig bestätigt, und lange Zeit fand ich es sehr befremdlich, dass Namen meist so gut zu ihren Trägern passten; dabei konnte das doch nur ein Vorurteil sein, weil wir uns, lange bevor wir empirisch genug Claudias und Ulrikes kennengelernt haben, Claudias eben dunkel und lebhaft vorstellten und Ulrikes blond und still.

Doch dann kam die Geschichte mit den bemitleidenswerten Kevins und den Chantals dieser Welt. Die üblichen Korrektheitsverdächtigen schrien im Chor auf, es könne doch wohl nicht sein, dass die realitätsresistenten Wunschbilder bildungsferner Eltern ihre Kinder zur lebenslangen Lächerlichkeit verdammt, nur weil ihnen die Kluft zwischen Ambition und Wirklichkeit nicht nur ins Gesicht, sondern auch in den Namen geschrieben steht (selbst wenn man es nicht längst an der Kleidung, der Sprache, dem Verhalten gemerkt hätte). Und manche Eltern gaben ihren Kindern ja noch viel seltsamere Namen, die das Standesamt mit aller Vernunft nicht verhindern konnten, nach Automarken, Popstars, Ideen, Göttern, was auch immer ihnen in den vom Eltern Glück verwirrten Kopf gekommen ist (wenn er nicht schon vorher verwirrt war). Zu diesem Zeitpunkt war ich immerhin schon etwas weiter mit meiner Analyse gekommen und hatte eine eigene Theorie darüber, warum in den allermeisten Fällen die Leute zu ihren Namen passten – auch und gerade, wenn es ganz normale Durchschnittsnamen waren, die mit der Mode wechselten, aber sonst solide waren, viele sogar von biblischem Alter: Lukas, Thomas, Simon, Johannes, Maria, Sarah, Anna. Denn offenbar geben Eltern Kinder Namen, die ihnen nicht nur gefallen, sondern die eine umfassende Vorstellung davon vermitteln, wie ihr Kind einmal werden soll. In einem Namen ist immer unendlich viel mehr enthalten als nur sein Klang oder sein Geschlecht: Er hat ein Alter, eine Geschichte, Eigenschaften, und

jedem leuchtet ein, dass eine Maria eben keine Anna ist, ein Lukas kein Simon.

Es könnte gut sein, dass Eltern ihren Kindern den Namen geben, den sie selbst gern gehabt hätten, nach dem sie ihr eigenes Leben geformt hätten, wenn sie denn eine Wahl gehabt hätten. Und nun macht die Kausalität einen Salto rückwärts, wie sie das so häufig tut, um unsere kleinen Einbahngehirne zu verwirren: Die Kinder erfüllen die Prophezeiungen ihrer Eltern, ganz ohne Absicht, im Gegenteil. Sie werden tatsächlich, mehr oder weniger, nehmen alles nur in allem, *cum grano salis*, so, wie man sie nennt. Sie sind nämlich die Kinder ihrer Eltern. Und jeder, der wirklich noch glaubt, er könne ganz anders, von Grund auf anders werden als seine Eltern (und wollten wir das nicht irgendwann alle?), sollte ab einem bestimmten Alter einmal ehrlich in den Spiegel schauen. Er wird seine Eltern sehen. Das ist nicht nur die gnadenlose Biologie, die alle so gern abschaffen würden, weil sie wirklich lästig ist und eine Plage und ein Verstoß gegen die menschliche Freiheit, nach der nicht sein kann, was nicht sein darf, also: von seinen Genen bestimmt zu werden, die man sich doch niemals ausgesucht hat (die Evolution fragt nicht nach einer Einverständniserklärung, leider, oder vielleicht doch: besser so?). Man wird aber doch von seinen Genen bestimmt, und wir streiten hier nicht um Prozente; das Faktum sollte irgendwann endlich einmal unstreitig gestellt werden. Zudem es auch wenig Unterschied macht, denn der zweite Teil dessen, was uns prägt, unsere Umgebung, unsere Erziehung, unsere Kultur – all das wird uns vermittelt, in dem frühen entscheidenden Stadium, auf das es ankommt, von unseren Eltern! *Natur or Nurture*, alles egal: Man entkommt seinen Eltern nicht. Sie geben einem den Namen und damit ein Schicksal, in ein Wort gepackt. Man kann natürlich seinen Namen ändern, das wirkt dann oft so, als hätte man sich die Haare gefärbt, und jeder, der genau hinschaut, sieht, dass es halt gefärbte Haare sind, weil man auch mal blond sein wollte. Das muss ja nicht schlimm sein, kann auch hübsch aussehen, aber man merkt es, wenn man genau schaut, es macht einen kleinen Widerhaken in der

Wahrnehmung, man stolpert sozusagen mit den Augen. Genauso merkt man, wenn jemand nicht in seinem Namen zuhause ist; bei Frauen kann das durchaus auch mit dem angenommenen Ehenamen passieren, und bis heute ist es mir ein großes Rätsel, warum sich Frauen überhaupt darauf einlassen, den Namen weggenommen zu bekommen, was noch nicht mal als Liebesbeweis Sinn macht. Und mit den Zwillingen, mit Claudia und Ulrike, die natürlich keine eineiigen Zwillinge waren und damit genetisch nicht identisch, ist es den Eltern halt passiert, dass sie zwei widerstreitende Vorstellungen hatten; vielleicht wollte der Vater eine Claudia, die Mutter eine Ulrike, und dann haben sie dem falschen Baby den falschen Namen gegeben (aber vielleicht sind sie ja später auch in ihren Namen hineingewachsen; mit der Kausalität weiß man ja nie so genau).

STILLE WASSER SIND TIEF

Stille Wasser sind tief. Wie oft hatte sie diesen Spruch in ihrer Kindheit gehört! Sie hatte sich noch nicht einmal ernsthaft Mühe gegeben, ihn zu verstehen; das war eben etwas, was Leute sagten, Erwachsene, wenn sie konfrontiert waren mit einem Kind, das zwar viel lächelte oder gelegentlich sogar lachte, aber nicht pausenlos plapperte. Natürlich war sie schüchtern, natürlich hatte sie Angst vor fremden Menschen – und wahrscheinlich auch vor bekannten –, aber das hatte nichts mit stillen Wassern zu tun und dem, was die Leute so sagten, wenn sie lebenserfahren und weise erscheinen wollten. Vielleicht war es aber der erste Schritt aus der Schüchternheit heraus, als sie zum ersten Mal darüber nachzudenken begann, was der Spruch bedeuten sollte: Waren stille Wasser eigentlich wirklich tief? Aber das Meer war doch selten still, und war das Meer nicht das tiefste Wasser von allen? Denn das Meer liebte sie: Nicht seiner Tiefe wegen (vor der sie sich fürchtete), nicht seiner Stille wegen, sondern seiner Weite wegen; seiner unaufhörlichen Wellenbewegung, der sich ständig verändernden Brandung, und der wahre Sommertag war der, an dem man am Strand lag, dort, wo die Wellen aufliefen,

und sie zählte (war wirklich jede siebte größer?) und hinausschaute auf die endlose Weite, und die Zeit verstrich im Wellenmuster und unbemerkt. Nein, das Meer konnte es nicht sein. Vielleicht waren es die Seen, kleinere Seen, in denen sie zum ersten Mal wagte, hinauszuschwimmen, über den bodenlosen Grund hinaus? Das Ufer blieb aber in Sicht, und wenn man sich auf den Rücken legte und der konfuse Sommerlärm der anderen Badenden verstummte, konnte man die tiefe Stille unter einem spüren wie ein lebendiges Wesen. Sollte es also besser heißen "tiefe Wasser sind still"? Aber die meisten Seen waren nicht wirklich tief. Und wenn man in der Nacht sah, wie der Mond seine Bahn auf ihnen zog, oder wenn in einem tiefblauen Bergsee die ganze Welt glasklar auf dem Kopf stand – und dann kam ein kleiner Wind, ein ganz sanfter, kleiner, streichelnder Luftzug und verkräuselte die kopfstehende Welt; oder wenn man am Fuße eines Wasserfalles saß, es musste gar kein großer sein, und vor einem lag die stillste Wasserfläche der Welt, dunkel, kreisrund, umschlossen von steilen Felsen –, dann war sie glücklich und zufrieden. Stille See-Wasser waren die schönsten Spiegel der Welt, sie waren die reine Verückung für die Augen, aber eben nicht ihrer Tiefe wegen, oh nein, im Gegenteil: ihrer glatten Oberfläche wegen, der Lichter, die auf ihnen tanzten und der kleinen Kringel bei einem sanften Wind. Da konnte sie sich schon gut mit dem Gedanken befreunden, ein "stilles Wasser" zu sein: Aber nicht wegen irgendeiner phantastischen Tiefe, in der Monster schlummerten und dunkle Geheimnisse, sondern als ruhige, glatte, stürmische Fälle ausgleichende und für alles aufnahmebereite Oberfläche.

Berge hingegen, das war eine andere Geschichte. Aufgewachsen im Herzen der deutschen Mittelgebirge, bei den unter Autofahrern berühmten "Kasseler Bergen", die schwachmotorisierte Kleinwägen vor die ultimative Herausforderung in Mitteldeutschland stellten, hielt sie Berge einfach nur für den Inbegriff von Langeweile: Ja, klar, Hügel überall, Wälder drauf, mal geht es rauf, mal runter, und meistens regnet es, egal ob Rhön, Harz oder Sauerland. Mit Glück stand eine Burg dazwischen, oder es gab ein paar Felsen, auf denen man

herumklettern konnte, und das war schon das ultimative Kinder-Sonntagsausflugs-Glück. Dann verließ sie die Mittelgebirge, und das war nötig. Denn nun konnte sie die Wonnen der Ebene entdecken: die norddeutsche Tiefebene mit ihren endlosen Horizonten, Schafen und roten Bauernhöfen und mächtigen Eichen vor blauem Himmel, soweit man sehen konnte – und dahinter schloß das Meer, und es war noch weiter, endlos. Und dann der erste Besuch in den Alpen, mit den Eltern noch, ein Schock: Warum hatte man ihr nie gesagt, dass es solche Berge gab, Steinriesen in allen Formen, am Abend von der Sonne rot gefärbt und sich in endlosen Staffeln verlierend, wenn man sie von oben sah (wo man natürlich mit der Seilbahn hingefahren war oder mit dem Auto, schließlich kam man aus den Mittelgebirgen und hatte noch nicht einmal Wanderschuhe)? Es war zwar kein ganz klassisches Erhabenheits-Erlebnis, wie sie es später mit Schiller genannt hätte, sie wäre nicht einmal auf die Idee gekommen, ihr kleines menschliches Dasein mit diesen steinernen Giganten zu vergleichen! Aber es war eine Welt ohne Menschen, und sie machte einen atemlos.

Seitdem ist sie in den Alpen gewandert und über die Passstraßen der nadelspitzen Dolomiten gefahren; sie hat vom Flugzeug aus auf die Rocky Mountains geschaut und auf die Pyrenäen; sie hat Vulkane gesehen, Almwiesen, Hochebenen und tiefe Schluchten, den Olymp und den Teide. Und niemals hätte sie in den Bergen leben mögen, wo die Sonne auch im Sommer schon früh hinter den Gipfeln verschwindet und die Schatten tief und kalt sind. Aber dass die Berge da sind, menschenleer und überlebensgroß, dass man sie weiß und respektiert, ist wichtig und gibt einem Sicherheit in der stürzenden Welt. Wenn sie heute durch die Mittelgebirge fährt, grüßt sie sie von ihren großen Geschwistern; manchmal kann sie sogar schon ihre zurückhaltende Schönheit würdigen, ihr unspektakuläres Auf und Ab, ihr irgendwie deutsches Understatement. Man kann durchaus damit leben, aus den Mittelgebirgen zu kommen – wenn man sie gelegentlich verlassen darf.

HEIMAT UND WELT, IN FÜNF ANLÄUFEN

(1)

Ab und zu überkommt mich der Verdacht, Heimat sei einfach nur da, wo man es warm hat. Nun bin ich in vielem keine typische Frau (*whatever that may be*), aber in diesem Punkt schon: Ich friere leicht. Ich friere, auch im Süddeutschland der Klimakatastrophe, eigentlich den größten Teil des Jahres. Im Winter höre ich gar nicht mehr auf mit frieren, und es gibt Tage, an denen kann man die Heizung gar nicht weit genug aufdrehen, damit ich zu frieren aufhöre. Das hängt nun nicht nur mit meinem *temperaturely challenged gender* zusammen, sondern auch mit meiner Berufstätigkeit, die eine dominant sitzende ist. Mein Schreibtisch ist meine Heimat, war ich gerade versucht zu schreiben, und vielleicht ist er immerhin räumlich gesehen das, was einer Heimat am nächsten kommt; der Schreibtisch könnte schon recht heimelig sein. Wenn es denn wärmer wäre an ihm. Speziell im Winter jedoch verstellt er die Heizung, und natürlich können die flinken Finger gewohnheitsmäßig auch noch im halbgefrorenen Zustand über die Tasten tanzen, und eine Zeitlang merkt man es auch gar nicht, dass die Füße nicht mehr so richtig an der Körperdurchblutung teilnehmen. Aber dann, beim Aufstehen. Der Rücken tut weh und alle Gelenke schreien unüberhörbar, dass sie bei wärmeren Umgebungstemperaturen einfach besser funktionieren würden. Natürlich trage ich schon alle möglichen Schichten Kleidung. Aber es gibt eine innere Kälte, die hat nichts mit Schichten zu tun. Bahnhöfe zum Beispiel erzeugen sie geradezu, sie scheinen mir die wenige verbliebene Restwärme, nachdem man den wie immer gut unterkühlten ICE verlassen hat, geradezu aktiv aus den Knochen zu ziehen. Nichts hilft dagegen, gar nichts. Umso stärker beginne ich dann von einem warmen Ort zu fantasieren. Das Sofa, abends, gut eingewickelt in eine (synthetische, wärmt einfach besser) Wolldecke, hinaufgezogen bis zum Hals, dazu ein nicht allzu kleines Heizkissen und am besten noch eine wärmend schnurrende Katze (dann darf der Rotwein auch ruhig nur wohltemperiert sein; ansonsten, als

härteste Waffe: mit Glühwein). Oder das Bett, klar, aber erst morgens beim Aufwachen, nicht abends, wenn die kühlen Laken erst durch die Arbeit einer ganzen Nacht aufgewärmt werden müssen und die Bettdecke manchmal ebenso die Wärme aus den Knochen zu ziehen scheint wie der verhasste Bahnhof. Ich hasse Kälte einfach. Kälte macht verkrampft, macht Sorgen, macht unmutig. Kälte ist lebensfeindlich. Wahrscheinlich würde ich mich am Ende der Welt heimatlich aufgehoben fühlen, wenn es denn wirklich ordentlich und durchgehend geheizt wäre, also: für mich geheizt, nicht für männliche Eisbären und für „Jetzt-stell-dich-doch-nicht-so-an-ich-habe-in-meinem-ganzen-Leben-noch-nicht-gefroren“-Typen jeglichen Geschlechts. Wärme ist Heimat. Ich glaube, meine Katze versteht das. Man soll sich nicht zu viel auf sein komisches Menschsein einbilden. (Natürlich kommt man bei nur geringem Nachdenken darauf, dass es wahrscheinlich nur die Wärme des vorgeburtlichen Daseins sein kann, die man so existentiell vermisst, und nicht umsonst nehme ich, wenn ich besonders friere, gern die embryonale Position ein. Heimat ist der Mutterleib, was sonst).

(2)

Na gut, zweiter Anlauf, damit es nicht allzu tiefenpsychologisch wird: Heimat ist der Schreibtisch, wenn das Zimmer aus irgendeinem Grund mal wirklich hinreichend warm ist. Die alte grüne Platte, die halb-aufgeräumte und halb-chaotische Umgebung aus kleinen Elefanten, dem Engelchen, das mir mein Sohn zu Weihnachten geschenkt hat, mein alberner ABC-Buddy-Bär, diverse kleinere Pflanzen, To-do-Listen, möglichst schon mit vielen Haken. Und im Zentrum, es hat schon etwas von einem Thron, der Bildschirm mit dem PC dazu, der magische Ort meines nach einem langen Schreiberinnenleben wohl gefüllten Text-Universums, Hort meiner immer noch wachsenden Foto-Horden, eine ganze Bibliothek, ein ganzes Orchester, ein ganzes weltweites Netz. Er hat mein Leben gespeichert; also, er ist sozusagen die Sicherungskopie meines

Gehirns, das schon immer zur extremen Vergesslichkeit neigte, besonders in persönlichen Dingen (ich bin ihm nicht undankbar dafür). Zum Glück ist er sogar noch ein guter alter Computer, was zum Anfassen, mit einem Gehäuse und nicht ein schlankes Stück Blech, dem man ja nicht so recht zutraut, dass es all das zuverlässig fasst und behält, was es soll (dumm, ich weiß, und irgendwann wird das auch vorbei sein). Und was ihn noch heimatlicher macht, ist, dass er das Tor zur Welt ist. Seit der Erfindung des großen weiten Internet ist vieles besser geworden und manches schlechter, aber ich liebe es trotzdem (ich stelle es mir auch gut geheizt vor, virtuell sozusagen). Kann irgendjemand genug würdigen, was es bedeutet, mit wenigen Klicks Texte, Bilder, Töne frei Haus geliefert zu bekommen, für die man früher durch die im Großen und Ganzen sehr schlecht geheizte Welt reisen musste? Man kann ja seine Höhle trotzdem verlassen (oder den Mutterleib, aber man friert dann).

(3)

Dritter Anlauf. Früher hätte ich mich natürlich, hochmütig und gedankenversessen, wie man ist als junger Mensch, als „Weltbürgerin“ bezeichnet; das war doch nun wirklich völlig unnötig und undenkbar, sich irgendwo zuhause zu fühlen, nur weil man dort zufällig geboren war, und hätte man nicht genauso gut -? Nein, hätte man nicht. Schon im Nachbarhaus wäre ich eine andere geworden. Heimat ist, um nun endlich zu einem Handtuchspruch zu kommen, das, was man sich nicht aussuchen kann; man muss sie, glaubt Goethe nur, erwerben um sie zu besitzen (ich war immerhin schlau genug, schon bei der Erstlektüre des Satzes ihn nicht zu verstehen, das ist immer ein gutes Zeichen, man merkt dann, dass er einen Haken hat, und der setzt sich fest im unzuverlässigen Gedächtnis und kratzt gelegentlich ein bisschen). Wahlheimat, von wegen (Wahlen werden prinzipiell überschätzt). Natürlich liebe ich die Schwäbische Alb heute mehr als das Kasseler Becken und denke mit wärmerem Gefühl an die (kalte!) Nordsee als an die träge Fulda. Aber ich komme

aus Kassel. Dort liegen meine Eltern begraben. Ich werde dort, wenn ich es verhindern kann, ganz sicher nicht begraben werden, aus den verschiedensten Gründen. Aber ich komme aus Kassel. Wer hat gesagt, dass Heimatgefühle wärmend und kuschelig sein müssen? Na gut, ich habe es gesagt, im ersten Anlauf. Also: Wenn man seine Heimat gern wärmend und kuschelig haben will, dann soll man sich ins Bett legen und ein wenig ins embryonische Dasein zurückkehren. Wenn man aber seine Heimat gern hart und konkret und zum Anfassen hat und nicht meint, dass alles in diesem Leben ein großes Wunschkonzert ist und Identitäten jeden Tag im Sonderangebot zur Verfügung stehen: Ist es da, wo man geboren ist. Man erweise sich dessen würdig. Dazu mag es hilfreich sein, in die Welt zu gehen, die wird einem aber, trotz Internet, auch nicht geschenkt. Man erweise sich ihrer würdig. Ob man dann immer noch eine Weltbürgerin sein will? Es könnte auch eine zweifelhafte Ehre sein. Bücher hingegen –

(4)

Vierter Anlauf. Na gut, reden wir über die geistige Heimat, es ist wohl unvermeidlich, wenn man eine „Geistes“-Wissenschaftlerin ist (nach gut dreißigjährigem Dasein als eben solche bin ich aber leider ziemlich überzeugt, dass das ein Widerspruch in sich selbst ist: Vom „Geist“ kann es kein Wissen geben. Wahrscheinlich gibt es noch nicht einmal den Geist). Also: Selbst wenn man nur eine schwankende Pseudo-Geisteswissenschaftlerin, aber dafür eine überzeugte Leserin und Schreiberin ist, dann gibt es etwas, was man mit einer schwachen Metapher „geistige Heimat“ nennen könnte. Es sind einzelne Bücher – Bücher, die man, so selten das heutzutage geworden ist, nicht nur mehrfach lesen kann, sondern tatsächlich mehrfach liest. Gern in unterschiedlichen Lebensaltern, und man wird merken, dass man niemals in das gleiche Buch zweimal eintreten kann. Manchmal sogar direkt nacheinander: Man dreht die letzte Seite um (metaphorisch, ich klicke auf meinen *Kindle*) und geht direkt wieder zur ersten. Weil man nämlich gemerkt hat, dass es mehr mit diesem

speziellen Buch auf sich hat, als eine – womöglich unkonzentrierte, wichtige Stellen überblickende – Erstlektüre jemals erschließen kann. Weil man wissen will, wie dieses eine spezielle Buch wirklich funktioniert, wenn man tiefer hineintritt. Weil man die Kunstfertigkeit bewundert, mit der dieser Autor (seltener: diese Autorin, aus historischen Gründen, aber wenn doch, ist es eine besondere Freude) es angestellt hat, dass man so verstrickt wird – es muss nicht unbedingt eine Geschichte sein, Geschichten sind für Leselaien, die sich am Gang einer Handlung entlangangeln müssen, damit sie die tieferen Abgründe der Gedanken überstehen -, dass man also so verstrickt wird, dass man keine einzige Masche verlieren möchte, nicht die kleinste. Meist sind es dicke Bücher, die dieses Verhalten bei mir erzeugen; es kann aber auch ein sehr kleiner Gedichtband sein. Und schon beim zweiten Mal – fühlt man sich etwas heimischer, begrüßt Figuren wie alte Bekannte, und freut sich über jeden tieferen Sinn. Ach, und erst die Wonnen der Drittlektüre! Selten, aber großartig. Im Übrigen aber müssen es nicht unbedingt einzelne Bücher sein; es kann auch, nehmen wir noch einmal eine etwas übergroße Metapher in die Hand, der geistige Horizont sein. Eines dieser Wörter, die ich auf Anhieb nicht verstanden habe (und solche Erlebnisse sollte man würdigen, sie verbergen immer eine Einsicht), war das „große Geistergespräch“. Wie sollte man sich das denn bitte vorstellen, so fragte ich mich innerlich mit einer gewissen Häme? Goethe, Nietzsche und Einstein treffen sich auf einen Tee am Ende der Galaxis und erklären die Welt beim Käsekuchen? Und warum denn bitte nur die „großen Geister“, von denen viele bekanntermaßen noch nicht einmal die gesprächigsten, sondern eher mundfaul und soziophob waren (*Schopenhauer comes to mind*)? Und dann erlebt man es, mit fortgeschrittenem Alter, dass man sich an einem schönen Sommerabend im geliebten Freiburg, wo die Bächlein springen und das Münster gelassen auf den Platz schaut, innerlich eigentlich lieber mit Nietzsche unterhält als mit – nun, Leuten. Man hat interessante Ideen, die man jetzt gern mit Goethe diskutieren würde, und mit keinem anderen als Goethe. Man freut sich über eine gemeinsame

Idee, eine geteilte Einsicht, wenn es denn ganz groß sein soll: eine wenigstens zu Teilen geteilte Weltsicht. Es muss ja nicht das große Geistergespräch sein, ein mittleres tut schon (man soll sich aber auch nicht kleiner machen, als man ist). Aber es ist notwendig ein Gespräch unter (eingekörperten) Ideen, nicht unter – Leuten. Die ganze „Welt“ des Geistes jedoch – nun: Überlassen wir sie den Geisteswissenschaftlern, die es ungern heimelig haben und sich lieber „weltläufig“ fühlen. Lassen wir sie laufen.

(5)

Als ich in Indien war, am Anfang dieses Jahres, habe ich gedacht, dass dieses die ultimative Fremdheit ist: ein Land, das man nicht nur nicht verstehen kann, sondern dass einfach nicht verstanden werden will, weil es den Wert des Nicht-Verstehens mindestens ebenso hoch einschätzt wie den des Verstehens. Man läuft durch das Land des Nicht-Verstehens und sperrt Augen und Ohren und den Mund auf, und von allen Seiten dringt Fremdheit in einen ein, und natürlich fürchtet man sich. Aber nicht nur. Für Momente, und sie springen einen immer dann an, wenn man sie nicht erwartet, hat man ein kurzes Aufblitzen von Heimat: Vielleicht weil es warm genug ist. Vielleicht weil man Gandhi sieht, wie er über all dem Trubel steht und einem heimlich zu grinst (ich meine nicht den politischen Gandhi, sondern den Schelm Gandhi). Vielleicht weil man Salman Rushdie gelesen hat und ein Geistergespräch begonnen hat. Vielleicht weil die alten Steine Schriftzeichen tragen, nichts als Schriftzeichen, und man kein einziges Bild vermisst. Vielleicht, weil das stille Tempelbecken schweigt in all dem Trubel. Ach, es findet sich immer eine Stelle. Nun, am Ende des Jahres, bin ich in den Vereinigten Staaten von Amerika, dem Land der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten, dem Bruderland der westlichen Zivilisation. Es scheint mir ein Land, das verstanden werden kann, vielleicht sogar darum bittet, verstanden zu werden, aber: Es ist kein bisschen heimatlicher. Gerade im Verwandten schwingt das

Verschiedene umso stärker mit. Ich suche, ich suche: nach einem Ort des Nicht-Verstehens, einem indischen Moment? Vielleicht war es in den Augen der Rehe, die heute friedlich in den Vorgärten grasen und das Laub von den Weihnachtsbäumen zu zupfen versuchten. Vielleicht war es in den riesigen Entenschwärmen vor der sanft und weit ausschwingenden Brücke in Seattle. Vielleicht war es in den Obdachlosen, stillen verdeckten menschlichen Haufen überall da, wo es ein kleines Dach gibt und man einen Einkaufswagen parken kann. Aber leider ist es kalt hier, sehr, sehr kalt. Heimat ist deshalb, bis auf weiteres: vor dem (künstlichen) Kaminfeuer und im Bett mit der großen Kissenlandschaft.

HERKUNFT

Wenn man berühmt ist, bekommt man nach seinem Ableben vielleicht ein Namensschild: am Geburtshaus, am Sterbehaus, wenn man aber sehr berühmt ist, auch an allen Wohnhäusern dazwischen (die Goethe-Schilder sind nicht mehr zählbar). Oder eine Straße wird nach einem benannt, sie führt meist durch ein Neubauviertel, das noch so gesichts- und geschichtslos ist, wie man es selbst vielleicht damals war, ganz zu Beginn des Lebens, nackt, verstört, eine leere Tafel. Aber das stimmt natürlich nicht, das wissen wir längst. Niemand von uns wird als leere Tafel geboren, und das kann man beklagen oder bedauern, aber das Leben ist nicht fair: Unsere Tafel ist beschrieben zu einem guten Teil, bevor wir unseren ersten Schrei ausstoßen, der wohl selten wie ein Freudenschrei klingt, und zeigt das nicht schon, dass wir – vielleicht bereits etwas Wichtiges ahnen über das Leben?

Zu den vorskizzierten Zeichen auf der Tafel gehört auch der Geburtsort; zumindest wenn man ihm über die lange Prägephase, die unsere Kindheit ist, länger verbunden bleibt, wenn er also der erste Ort ist, den wir erobern, in kindlichen, sich in Kreisen erweiternden Streifzügen, und sich dadurch die Zeichen etwas tiefer eingraben und verzweigen. Und bis ans Ende unseres Lebens, selbst wenn es

ein höchst globalisiert-kosmopolitisch-privilegiertes ist, mit Shopping-Touren nach New York, Selbstfindungstrips nach Indien, Partywochenenden auf Malle, Auslandsstudien in Sydney, Paris oder Tokio, Geschäftsbeziehungen nach Japan und Korea, werden wir immer wieder der gleichen Ursprungsfrage begegnen: Wo kommst du eigentlich her? Und etwas gerührt – oder auch peinlich berührt – antworten wir dann: aus Berlin. Aus Bonn. Aus Bettenhausen. Kennst du nicht? Nee, musst du auch nicht. Totale Provinz. Aber, irgendwie – und der Satz bleibt in der Luft hängen, leichte, kindliche Erinnerungen heften sich an ihn, ein ferner Geruch von Bratkartoffeln und Hefekuchen, kleine gelbe Blumen, deren Namen man längst vergessen hat, ein aufgeschlagenes Knie. Was sind dagegen schon Städte und Namen?

Und doch. Ich komme aus Kassel, und das war mir lange Zeit eher peinlich. Genauer gesagt, komme ich aus Bettenhausen – so hieß der Stadtteil, und das klang immerhin ein klein wenig lustig und märchenhaft: Vielleicht wuchsen dort statt Bäumen Betten aus den Boden, und er wurde nicht nur durchflossen von der prosaischen Losse, sondern im oberen Teil von der Bunten Berna, wirklich, ganz ehrlich, so hieß das kleine Bächlein! Das romantische Bild zerbröselte aber ziemlich schnell, wenn man Bettenhausen kannte. Bettenhausen war ganz im Osten von Kassel, dort, wo die Hügel schon Richtung Niedersachsen flohen; es war eine Arme-Leute-Gegend. Der zentrale Platz, der Leipziger Platz, weckte noch nicht einmal ansatzweise Assoziationen an die große prächtige Stadt, die Leipzig einmal war, an das galante Leipzig, Klein-Paris, die vielen Buchdruckereien und Verlage, die Universität – auch wenn die Straße tatsächlich genau in diese Richtung führte, in den fernen Osten. Aber sie war eine Sackgasse (im weiteren Sinne): Denn Leipzig war so weit weg wie der Mond, nämlich hinter dem Eisernen Vorhang, der nicht weit entfernt von Kassel das Land teilte. Gelegentlich machte man einen Familienausflug in diese Richtung, schaute mit einem gelinden Gruseln auf die sich in den Wäldern abzeichnende Linie mit den verstreuten Grenztürmen und fuhr dann schnell weiter, Riesen-

Windbeutel mit Schlagsahne und Kirschen zu essen; so etwas gab es ganz sicher nicht jenseits der Grenze, die doch eigentlich gar kein Vorhang war, aber so sagten die Großen halt. Dass dahinter auch ein Deutschland liegen sollte, verstanden wir nie; es interessierte uns auch nicht als Kinder. (Später, als ich kurz nach der Wiedervereinigung in Thüringen arbeitete, war es, als ob ich nach Hause zurückkehrte: die Leute sprachen genauso, mein Nachname mutierte sofort wieder zu „Heinze“, es sah auch irgendwie alles ein wenig aus wie am Leipziger Platz).

Der Leipziger Platz jedoch, das pulsierende Zentrum Bettenhausens, wäre durchaus der DDR würdig gewesen, so grau und ärmlich und heruntergekommen war er. Sicher, eine Straßenbahnlinie endete hier und ihre Schleife machte die schon ohnehin völlig verkorkste Verkehrsführung noch unübersichtlicher. Es gab einen Kiosk, immerhin, das war wichtig für Schulkinder, wo man einhundert Brausebonbons kaufen konnte, sie wurden abgezählt und dann in eine graue Papiertüte gefüllt. Daneben war ein Juwelier, der es beinahe am längsten aushielt, man wusste niemals, wer dort jemals etwas kaufen sollte, und später war die sparsame Auslage dann vergittert. Die anderen Läden wechselten, sie waren alle gleichmäßig erfolglos: Am Leipziger Platz stieg man erschöpft aus der Straßenbahn, um dann schnell in einen der wartenden Busse zu klettern. Denn mit ihnen fuhr man in den besseren Teil von Bettenhausen, dort, wo nicht die armen Arbeiter in mehrstöckigen Reihenhäusern gestapelt waren, bestenfalls mit einer Bleiche (was immer das ein sollte) dazwischen, sondern wo die Einfamilienhäuser begannen, mit einem gar nicht so kleinen Garten drumherum, wie sich das gehörte. Die kleinen Straßen verliefen in Bögen durch die Siedlung und trafen sich dann wieder, und oben thronte der Eichwald, nach dem die Siedlung auch hieß, die Eichwaldsiedlung. Gelegentlich liefen wir gern durch den Wald; man kannte seine drei auf dem Kamm parallel verlaufenden Wege, an ihrem einen Ende kam die Autobahn und kamen die Hochhäuser (das war schon nicht mehr die eigentliche Eichwald-Siedlung natürlich, und man kannte niemand, der dort wohnte),

und auf der anderen der jüdische Friedhof: ein definitiv geheimnisumwitterter Ort, über den niemand gern sprach. Man konnte aber ein wenig auf die lockeren Mauersteine klettern und auf die fremdartigen verfallenen Grabsteine schauen, die seltsamerweise alle auf dem Boden lagen. Auf der anderen Seite vom Wald, gegenüber der Eichwalsiedlung also, lagen schon die Felder und Wiesen und eine Zeitlang der Ponyhof. Aber ansonsten war der Eichwald natürlich ein ganz normaler Wald, nichts, worüber man als Kind nur einen Gedanken verschwendete; und die Würde und Schönheit seiner uralten Eichen sahen wir erst, als wir schon nach Kassel zurückkamen – aus anderen Städten, Siedlungen, Wäldern. Wir hatten wirklich diesen Wald gehabt, ein wahres Prachtstück an Wald, mit einem verzauberten jüdischen Friedhof, und es nicht gewusst? Ganz genau. Vielleicht aber hatte man es sich doch gemerkt, und es war kein Zufall, dass einen Eichen anderswo, wenn sie ähnlich alt und ehrwürdig waren, heimatlich anmuteten.

In der Stadt Kassel wohnten wir deshalb erst richtig, als wir die Grundschule am Eichwäldchen verließen und in die Jacob-Grimm-Schule eingeschult wurden. Wir machten uns nicht viel Gedanken darüber, dass unser Gymnasium nach dem Brüderpaar benannt war, das die Stadt weit über ihre Grenzen hinaus berühmt gemacht hatten: Jacob und Wilhelm Grimm waren uns so fern wie ein komischer Herr Herder, nach dem ein anderes Gymnasium der Stadt hieß; und im Nachhinein fand ich es bedenklich, dass unser Gymnasium, auf dem wir doch einen großen Teil unserer schulischen Jugend verbrachten und mit dem wir uns durchaus identifizierten, sich wahrlich nicht um sein Namenserbe scherte. Damals – nun gut, es hätte uns wahrscheinlich nicht interessiert. Es war irgendwie komisch, dass die Schule bis vor kurzem eine sogenannte „Höhere Töchterschule“ gewesen war, noch unsere ältere Schwester war in reinen Mädchenklassen unterrichtet worden. Es war ein wenig lästig, dass sie auf der entgegengesetzten Seite der Stadt lag, beinahe schon im reichen Westen, und man nur deshalb den langen mühseligen Weg mit Bus und Straßenbahn auf sich nahm, weil die

Schwester auch dort gewesen war. Aber sie lag immerhin an der Wilhelmshöher Allee, nicht weit entfernt von deren höchstem Punkt, und von der Straßenbahnhaltestelle aus eröffnete sich der weite Prospekt nach Wilhelmshöhe, dem Pracht- und Prunkstückchen der Stadt, dem Bergpark (was sollte eigentlich ein Bergpark sein?) mit dem Herkules ganz oben an der Spitze, einem wahrlich bizarren Bauwerk aus dunklem Basalt. Im Sommer konnte man mit den Wasserspielen die Kaskaden hinunterspringen, am Aquädukt entlanglaufen, einen schnellen Blick zur Teufelsbrücke herüberwerfen und dann noch gerade rechtzeitig zur großen Fontäne am Schlossteich sein. Dahinter erstreckte sich das Schloss mit seinen imposanten drei Flügeln, architektonisch etwas fade, aber die im Park versteckten Tempelchen, die Löwenburg gar, eine echte (natürlich falsche) Burgruine - all das war wunderbar und doch alltäglich, man ging halt mal wieder nach Wilhelmshöhe, wenn man am Sonntag nichts Besseres zu tun hatte. Wenn man uns gesagt hätte, dass alle diese Pracht kaum vierzig Jahre später feierlich Weltkulturerbe ernannt werden würde und seither eine Dauerbaustelle mit hoher touristischer Frequenz war, wir hätten auch das, wie so vieles anderes, nicht verstanden: Es war doch nur Wilhelmshöhe, im Sommer gab es die Wasserspiele, im Winter konnte man auf den ersten Loipen um den Herkules laufen und, wenn es ganz groß kam, auf dem zugefrorenen Lac (seltsamer Name, noch nicht mal das fiel uns auf, wir hatten auch Latein als zweite Fremdsprache gewählt) Schlittschuh laufen. Natürlich wohnten in Wilhelmshöhe die reichen Leute, das war klar. Und auch, dass unsere Mutter ihre letzten zehn Lebensjahre in dem sündhaft teuren Seniorenpark, das gerade kurz vor dem Parkeingang gebaut worden war, verleben würde, und dass wir Wilhelmshöhe bis in alle seinen Seitengassen kennenlernen würden - unvorstellbar!

Dabei musste man noch nicht einmal bis quer durch die Stadt nach Wilhelmshöhe fahren, mit der Linie 1, die die Stadt durchschneidet in einer sauberen geraden Linie, um in einen Park zu kommen. Man konnte auch mitten in der Stadt bleiben, wo sich unterhalb der

ihrem Namen wenig gerecht werdenden Königsstraße die Aue erstreckte – noch ein Landschaftspark, mitten in der Stadt, an der Fulda entlang. Aber die Fulda war natürlich kein richtiger Fluss, so wie der Rhein oder die Donau, sie war nur die gute alte Fulda, deren größte Attraktion die Bootshäuser der Schulen waren und die alte Schleuse, die man mit den Ausflugsschiffen durchqueren musste, um zu so legendären Ausflugszielen wie der Grauen Katze und dem Roten Kater zu kommen (zwei herzlich-verfeindete Ausflugslokale, die ein wenig flussaufwärts sich gegenüber lagen). Die Aue hatte zwar immerhin eine Orangerie (nein, wir wussten nicht, was das war) mit zwei Badhäusern (noch weniger); sie hatte endlose Alleen mit Kanälen, Figuren, Putten, Wiesen, einer Insel mit Tempel, sie war also ein richtiger vollwertiger Park. Aber leider hatte sie auch das Aue-Stadion, was ein pompöser Name für die Leichtathletik-Anlage war, wo man im Sommer zum Schulsport hin gezwungen wurde, und das war beinahe noch schlimmer als das viel zu kalte und völlig veraltete Hallenbad Ost, wo der Schwimmunterricht stattfand. Wäre man jemals freiwillig in die Aue gegangen? Erst später, als die Bundesgartenschau nach Kassel kam und man mit einer kleinen Eisenbahn hindurchfahren konnte, wusste man endlich, was man an der Aue hatte; schließlich waren all diese Menschen gekommen, um sie zu sehen. Und die dabei neu angelegten Seen jenseits der Fulda waren ein Hauch von – Karibik wäre wohl übertrieben. Aber sie hatten aufgeschüttete Strände, und man konnte in ihnen schwimmen, nachts sogar nackt, man wusste nicht mehr, wo war das Ufer, wie tief war der Grund, und welche Lichter leuchten dort in der Ferne? Es war eine neue Perspektive auf Kassel, aber es war nur Kassel, und man fühlte sich dann doch sicher.

Aber das war später, viel später. Noch war Kassel der Schulweg, von Bettenhausen bis zum Beginn der Wilhelmshöher Allee. Man fuhr vom Leipziger Platz aus vorbei am Hallenbad Ost (es schüttelte einen), dem Gefängnis (architektonisch ähnlich dem Hallenbad, aber mit Stacheldraht darauf), über die Fuldabrücke und damit mitten durchs zerstörte Herz der ehemaligen Altstadt. Von dem Feuersturm

wusste man, die Geschichte war gruselig genug, um sie sich irgendwie einzuprägen. Aber dass Kassel jemals eine Stadt mit verwinkelten Altstadtgassen, Kopfsteinpflaster und schiefen Fachwerkhäusern gewesen sein sollte, so wie Melsungen ungefähr – nein, es war völlig unvorstellbar, dass dort, wo nun gesichtslose Straßen Schluchten vor gesichtslosen Nachkriegshochhäusern bildeten, sich einmal ein kopfsteinbepflastertes Gässlein gewunden haben sollte; dass dort, wo der „Stern“ wucherte, eine langweilige Kreuzung zweier langweiliger Straßen mit scheußlichen Geschäftshäusern drumherum, vielleicht einmal Wege aus aller Welt sich gekreuzt haben mochten (nicht nur Sackgassen aus Leipzig); dass die viel zu sachlich wieder auferbaute Martinskirche, die es noch nicht einmal zu ordentlichen Türmen gebracht hatte, einmal eine gotische Stadtkirche gewesen sein mochte, mit Wasserspeiern und feinziselierten Fialen; dass man dort, wo der Königsplatz sich zu einem schönen vollen Kreis rundete, hätte flanieren können, vor eindrucksvollen, Wohlstand ausstrahlenden Handelshäusern (die Neugestaltungsversuchen fanden in regelmäßigen, sich immer mehr verkürzenden Zeitabständen statt, es wurde aber niemals besser) – unvorstellbar, all das, völlig unvorstellbar!

Aber immerhin, vom so häufig misshandelten Königsplatz konnte man die Königsstraße weiter entlang schlendern und kam dann zum Friedrichsplatz, wo die Stadt allmählich zu sich selbst fand: Denn dem Friedrichsplatz war wenig anzutun gewesen, er hatte eine helle unverbaute Seite zur Aue und zum Staatstheater hin, und Friedrich Spohr stand ganz friedlich zwischen den mäßig scheußlichen besseren Kaufhäusern. Zwischendurch zweigte die Treppenstraße von der Königsstraße ab, eine kleine Kaskade mitten in der Stadt, und, wie man später staunend lernen sollte, die erste Fußgängerzone in Nachkriegsdeutschland (heute gilt sie als behindertenunfreundlich wegen der Stufen). Sie führte jedenfalls hinauf zu den besseren Geschäften und zum Hauptbahnhof, der damals noch ein ordentlicher Bahnhof war (später kam Kassel-Wilhelmshöhe, und es war ein Trauerspiel, einen ordentlichen Bahnhof verfallen zu sehen; unser Vater hatte

dort gearbeitet, wir kannten die Büros und die Kantine, es war ein wenig Heimat gewesen).

So lernte man die Stadt langsam kennen, nicht nur das zerstörte Zentrum, sondern auch die entfernteren Außenviertel. Wir hatten nämlich eine Netzkarte für die Fahrt zur Schule, und später, in den höheren Klassen, wenn der Unterricht mal wieder gar zu öde war oder ein oder zwei Freistunden endlos erschienen, begannen wir, ziellos durch die Stadt mit der Straßenbahn zu fahren, von Endstation zu Endstation.- Der Fahrer (Fahrerin gaben es damals definitiv noch nicht) guckte nur leicht befremdet, wenn wir an der Endstation nicht ausstiegen, sondern die ganze Wendeschleife mitfuhren, ein besonderer Spaß. Nach Kirchditmold fuhr ich gern; ich wusste vage, dass die Familie meiner Mutter dorthin kam, sogar ein kleines Haus gehabt hatte, das in den letzten Tagen des Krieges völlig sinnlos zerstört worden war (die große bei jedem Anlass erzählte Familien-Kriegsgeschichte). Und Kirchditmold hatte sich immerhin eine Art Dorfkern erhalten, mit einer Dorfkirche und einem Platz, und am Rand kam schon wieder ein großer Wald. Oder man fuhr hinaus nach Baunatal, das war die weiteste Strecke; dort hatte VW seine großen Fabriken, die man aus der Ferne sehen konnten und die nach dem Krieg den Wohlstand nach Kassel gebracht hatten (den früher die Rüstungsindustrie gesichert hatte), den jetzt aber die eigensinnigen Baunataler lieber für sich wollten. Sie hatten sich zur Stadt erklärt und konnten sich die besseren Schwimmbänder leisten. Die Stadt organisierte sich so, ganz von allein, durch Straßenbahnlinien in die Peripherie; sie alle kamen am Stern wieder zusammen, der wenigstens in dieser Hinsicht seinen Namen verdient hatte und eine Zeitlang deutlich dadurch gewann, dass es eine der ersten italienischen Eisdielen dort gab, wo man sich das Warten, wenn man mal wieder den Anschluss nach Bettenhausen verpasst hatte (Linie 2, später änderte sich die Zahl, und das war eine Katastrophe, weil eine ganze innere Geographie zerstörte), mit Zitroneneis versüßen konnte, das genau richtig sauer war.

Dass Kassel auch eine Art Schickeria-Viertel hatte, lernten wir erst in den letzten Schuljahren. Es war der vordere Westen (nein, wir verstanden den Namen nicht), wo sich aus wundersamen Gründen eine halbwegs geschlossene Bebauung aus der Jahrhundertwende erhalten hatte, schöne Altbauten mit hohen Fenstern, kleine Läden, vor allem aber: Kneipen, und Kassel war immerhin seit einigen Jahren Universitätsstadt geworden. Natürlich war es immer zu voll dort, natürlich war der Rauch schwer auszuhalten, wenn man selbst nicht rauchte, natürlich war es häufig schwierig, irgendein vernünftiges Gespräch zu führen, weil man sein eigenes Wort nicht verstand – aber das gehörte dazu, wenn man dazugehören wollte, und ganz sicher wollte man das. Und es wurde beinahe dadurch wieder aufgewogen, dass man nachts durch schöne Straßenzüge streifen konnte, mit Häusern, deren Fenster so ganz anders leuchteten als die im heimlichen Bettenhausen, das es höchstens zu einer Vereinskneipe gebracht hatte. Unsere Gitarrenlehrerin wohnte auch dort, und schon eine der schönen Villen zu betreten und durch ein knarzendes Treppenhaus zu laufen, bevor man eine eher dunkle, mit seltsamen präziösen und exotischen Dingen ausgestattete Altbauwohnung betrat, war besser als der gesamte (nicht besonders gute) Gitarrenunterricht. Ja, im vorderen Westen wohnte die Kultur in Kassel; und wenn man von Bettenhausen kam, war das ein anderer Erdteil.

Das wirklich Besondere an Kassel aber war die documenta. Alle fünf Jahre kam die Weltkunst nach Kassel, in die nordhessische Provinz (sprach ich schon davon, dass Frankfurt ein ständiges Ärgernis war, alle redeten ewig nur von Frankfurt, wenn sie von Hessen sprachen, nie war von Kassel auch nur die Rede, Zonenrandgebiet eben, beinahe schon Niedersachsen?), nistete sich ein zwischen Aue und Bergpark, häufte sich massiv um den Friedrichsplatz und die Schöne Aussicht am Weinberg (sprach ich schon davon, dass Kassel einen Weinberg hatte? Niemals hätte sich je vorstellen können, dass hier je Wein gewachsen war, aber es war ein wesentlicher Bestandteil der inneren Geographie der Stadt) und durchdrang die gesamte Innenstadt, sogar die gesichtslose Königsstraße, mit einem leicht

berauschten Duft von Freiheit und Abenteuer. Kassel tauchte nun auf in der Weltpresse, es hatte dieses oder jenen Skandal gegeben, Joseph Beuys zum Beispiel hatte, über Nacht, siebentausend Basaltsteine auf dem Friedrichsplatz abgeladen und für jeden sollte nun eine Eiche gepflanzt; ‚Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung‘ war das Motto der Aktion, und bis heute findet man Beuys-Steine mit den zugehörigen Eichen über die Stadt verteilt. Wenn es jemals Öko-Kunst gegeben hat, dann war das ganz sicher ein leuchtendes Beispiel und überstrahlte die komischen Fettecken um Lichtjahre. Berauscht: Man bohrte einen Kilometer tief in die Erde, mitten auf dem Friedrichsplatz. Man stellte einen Himmelsstürmer auf, er lief auf einer Diagonale in den Himmel, und man sah den Platz auf einmal aus einer anderen Perspektive. Und das war, abgesehen von dem ganzen komischen ästhetischen und ideologischen Rummel irgendwelcher Kunst-Experten und Insider, die eigentliche und die wirklich geniale Idee der documenta von Anfang an: Versetzt eine Stadt, es kann gern eine kleine, behäbige, vom Strom der Welt abgehängte sein, in einen temporären Ausnahmezustand. Gebt ihr etwas zum Aufregen, vor allem aber: etwas, in dem sie sich selbst neu sieht. Tragt Kunst an Orte, die auf einmal eigentlich nur darauf gewartet zu haben schienen: in die kolossale Kulisse, die die gesamte Aue ist, mit ihren weiten Rasenflächen und Sichtlinien; auf den großen leeren Friedrichsplatz, das Herz der Stadt; aber auch in die vermurksten, nachkriegsgeschädigten Straßenschluchten, vor die Bauten der 50er Jahre, die auf einmal zur Nachkriegsmoderne erklärt wurden, bei genauem Blick viel von ihrem gesichtslosen Schrecken verloren und ästhetische Statements wurden: Hatten sie nicht sogar klare Linien und ästhetische Proportionen? War nicht sogar die eigene Schule, das Jacob-Grimm-Gymnasium eigentlich ein ästhetisches Erlebnis, mit seinem geschlossenen, geradlinigen Hauptblock, den großen Fenstern im Treppenhaus und dem vorgeschobenen Kunstpavillon? Ach, und die Stimmung in einem der seltenen, warmen Documenta-Sommer, wo man einfach nur dasitzen konnte, vielleicht sogar auf einem der vielen seltsamen Kunstwerke, die zur

Besetzung freigegeben waren, und die Leute anschauen konnte? Heute würde man sich *hip* dabei vorkommen, den gerade angesagten Mode-Cocktail schlürfen und wäre umgeben von Selfie-Bombardement. Aber damals schwebte man einfach nur leicht berauscht durch eine Stadt, die ihr Gesicht nicht gewechselt hatte oder sich künstlich aufgehübscht hatte für einen langen Party-Sommer; nein, sie blieb die gleiche biedere Nachkriegsstadt mit Standortproblemen und zwei Parks von Weltrang, aber das war gar nicht schlimm, sondern bildete einen nötigen Kontrast zur Buntheit und Extravaganz einer Kunst, die noch nicht vollständig durchkommerzialisiert und ideologisch vereinnahmt war, sondern noch unerwartete Mischungen eingehen und die Provinz ertragen konnte, ohne sie verleumden zu müssen. Die *documenta* in New York oder in Zürich oder in Berlin – es wären doch nur die gleichen Leute wie immer gewesen, die sich selbst inszenierten vor einer Kulisse, die schon für sich ein Kunstwerk war. Die *documenta* in Kassel hingegen – das war eine Herausforderung, und die Stadt bestand sie, gerade mit und wegen der wiederkehrenden Nörgeleien über Geldverschwendung und Unsinn der modernen Kunst an sich.

Nein, eigentlich konnte und kann man durchaus zugeben, aus Kassel zu kommen. Es ist eine Stadt, die nicht zur Größe geboren wurde; etwas entlegen zwischen den deutschen Mittelgebirgen, deren Autobahnkilometer früher als die „Kasseler Berge“ berüchtigt waren, weil ihre Steigungen den Durchschnitts-PKW schon einmal an die Grenzen seiner Motorleistungen bringen konnte, ein Zonenrandgebiet, ein Kriegsoffer. Wer aus Kassel kommt und in die Welt geht, weiß, dass er etwas aus sich machen muss; er kann sich nicht verlassen auf eine große Tradition, einen städtebaulichen Ruhm, eine gewachsene Kultur. Aber es gab immerhin die Brüder Grimm: nicht nur die verniedlichten Märchensammler, sondern politische Professoren und Schöpfer eines der größten Wörterbücher der Sprachgeschichte, ein Jahrhundertunternehmen, eine Gemeinschaftsleistung ersten Ranges, ein organisatorisches Großprojekt und ein Wörter-Schatz. Es gab und gibt die Parke, als

Weltkulturerbe inzwischen zu neuem Glanz poliert, aber immer noch schläft die Löwenburg vor sich hin; es gab und gibt die documenta, ein Bewährungstest der eigenen Möglichkeiten, alle fünf Jahre wieder. Wenn ich heute durch Kassel gehe, sehe ich eine fremde Stadt und eine vertraute. Wenn ich dann die alten Bücher vom alten Kassel ansehe, die wir unserer Oma schenkten, damit sie ihre Jugend nicht vergesse, und die auch unsere Mutter im Alter noch gern durchblätterte, sehe ich eine noch ältere Stadt hindurchschimmern. Sie alle haben meine Tafel mit beschrieben, und wenn ich dazu neigen würde, Symbole zu überinterpretieren, würde ich sagen: Mein Leben erstreckt sich zwischen Bunter Berna und Herkules, also: zwischen kleinbürgerlicher Siedlungswelt und gelinder (und ständig renovierungsbedürftiger) Gigantomanie. Mein Denken erstreckt sich zwischen Jacob und Wilhelm Grimm und Joseph Beys, also: zwischen fleißiger systematischer Gelehrsamkeit und dem gelegentlichen Geistesblitz; mein Naturbild zwischen Eichwäldchen und Bergpark, also: zwischen germanischer Baumverehrung und Parkmanie; mein ästhetisches Erleben zwischen der 50er-Jahre-Klarheit unseres Gymnasiums und den klassizistischen Fassaden von Schloss Wilhelmshöhe, also: in einem in jedem Falle wohlgeordneten, Ruhe ausstrahlenden Universum (da gibt es kein Dazwischen...). Im Übrigen neige ich sehr dazu, Symbole zu überinterpretieren; und wenn man noch einen Schritt weitergehen wollte, könnte man sagen, dass man das auch muss, wenn man aus Kassel kommt (Berlin muss man nicht überinterpretieren; oder Frankfurt, den bösen Bruder). Aber genauso neige ich dazu, die Realität kleiner Welten nicht zu vergessen oder zu übersehen, nur weil ich gelegentlich in der großen Welt gewesen bin; und das muss man auch, wenn man aus Kassel kommt.

WOHIN DIE VÖGEL FLIEGEN

Als Kind war ich fest überzeugt davon, dass die Vögel einfach dorthin fliegen, wohin sie gerade Lust haben. Sie haben schließlich Flügel, warum sollten sie also nicht heute hier und morgen dort und übermorgen ganz woanders sein? Schließlich hieß es schon in der

Bibel: Sie säen und sie ernten nicht, das waren heilige Worte, und irgendein Feld findet man schließlich überall. Ein Zugvogel zu sein, schien mir nicht als die temporär gebundene, zeit- und energieraubende Höchstleistung, die es eigentlich ist, sondern sozusagen als besondere Kernkompetenz beflügelter Wesen. Aber im kleineren Maßstab galt das gleiche eigentlich für alle Tiere. Die Weltmeere waren riesig und wurden durchzogen von großen Schwärmen kleiner Fische und kleinen Mengen großer Fische, und wenn die großen Fische die kleinen Fische nicht fraßen, schwammen sie, wohin sie wollten, vom Pazifik in den Atlantik und wieder zurück an einem schönen Sommertag bei mäßigem Wellengang. Und es konnten doch wirklich nicht dieselben Ameisen sein, die im Sommer jeden Tag von unserem Freisitz (das Wort fand ich befremdlich, aber irgendwie schön) schnurstracks in unser Wohnzimmer marschierten und dabei eine kleine wimmelnde Straße bildeten, einen wohlgeordneten Heerzug auf der Suche nach dem süßen Leben in der Küche, wo wieder einmal jemand Obstsaft verschüttet hatte! Auch der Nachbarhund war nicht nur deshalb in einen Zwinger eingesperrt, weil er böse war und unser Meerschweinchen gefressen hatte, sondern weil er sich sonst schnurstracks auf den Weg nach Afrika gemacht hätte oder wohin auch immer, was weiß man schon, wo Hunde hingehen, wenn man sie nicht in Zwinger sperrt. Katzen hingegen waren schlau genug, regelmäßig dort zu erscheinen, wo die Milch steht; aber das war ein rein freiwilliger Akt und die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Am besten jedoch hatten es die Vögel; und selbst als ich schon ziemlich erwachsen war, aber in einer Art von naturkundlicher Unschuld über die einfachsten biologischen Tatbestände völlig unwissend geblieben, fand ich es geradezu absurd, dass die Schwiegermutter darauf bestand, es seien jedes Jahr die gleichen Schwalben, die in das Hühnerhaus zurückkehrten, wo sich auch sonst niemals etwas änderte; und sie behauptete sogar die Amsel in der Linde ebenso beim Vornamen zu kennen wie den Specht am Waldesrand.

Dabei hätte ich es damals schon besser wissen können. Denn als Kind kannte ich eigentlich nur unser eigenes Haus und das der Großeltern. Das großelterliche Haus stand gegenüber, man musste nur schnell durch den Garten gehen, aber schon dort waren nicht mehr alle Räume für uns zugänglich; fremde Menschen wohnten dort, die gelegentlich wechselten und denen man brav einen "Guten Tag" wünschte, wenn man ihnen im Treppenhaus begegnete. Was sich aber hinter ihren Wohnungstüren befand, wusste man nicht, und es war ein dunkles Geheimnis. Ich wusste nur, was hinter der Wohnungstür der Oma im Erdgeschoss rechts war. Am besten kannte ich die Küche mit dem alten Herd, der gleichzeitig der Ofen war, und mit dem eingebauten Wandschrank für die Vorräte, aus dem die Oma das Mehl und die Eier für die Pfannkuchen holte – denn einen Kühlschrank gab es nicht, von einer Spülmaschine ganz zu schweigen. Nein, das Geschirr wurde in einer Schüssel gespült, die in einer Schublade unter dem Küchentisch angebracht war und nur dann hervorkam, wenn sie gebraucht wurde; dann hatten wir die Pfannkuchen schon längst aufgegessen und waren wieder weg. Aber schon das Wohnzimmer betrat man nur noch, um den gelegentlichen Besucherinnen am Geburtstag der Oma Schnittchen zu servieren, und man verließ es sehr schnell wieder, um den penetranten Fragen und neugierigen Blicken und den immergleichen Kommentaren der versammelten alten Damen zu entgehen. Dahinter lag das Schlafzimmer, von dem man vage wusste, dass es sehr massive Holzmöbel in einem schönen weichen Braunton hatte, ganz anders als die etwas langweilig aussehenden Schrankwände aus irgendeinem charakterlosen Holz im Wohnzimmer der Eltern. Angeblich hatte sie der Opa selbst angefertigt (was vollständig unvorstellbar war); und komischerweise blieb die zweite Hälfte des Doppelbettes immer bezogen, mit dicken weißen Spitzenkissen darauf, obwohl der Opa doch schon seit undenkbaren Zeiten nicht mehr dort schlief. Und es gab auch eine Kommode mit einem Spiegel darauf, aus dem gleichen Holz, vor der kostbar wirkende kleine Glasflacons standen, eine von ihnen hatte einen seltsamen Puschel daran, mit

langen Fransen, aber man durfte nicht damit spielen. Später fand ich heraus, dass in den massiven Kleiderschränken Berge von Handtüchern und feiner weißer Bettwäsche gelagert wurden, die die Oma sich jedes Jahr zu Weihnachten wünschte; danach legte sie sie sehr sauber gefaltet in den großen Schlafzimmerschrank, um sie zu schonen. Nach ihrem Tod erhielten wir alle sehr geschonte, blütenweiße Bettwäsche, der die scharfen Bügelkanten für immer eingepägt waren. Und Handtücher. Sehr viele Handtücher. Ich hätte lieber die Glasflacons mit dem Puschel daran gehabt, aber sie waren irgendwie verschwunden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemals Parfüm darin gewesen ist; so eine Frau war unsere Oma Else nicht, die bis zu ihrer Erblindung kurz nach ihrem achtzigsten Geburtstag die Beete im Garten hackte und uns Pfannkuchen backte, wann immer wir Lust darauf hatten (und das war ziemlich oft) und die einen strengen Dutt hatte und jeden Tag einen Arbeitskittel trug.

Die Grenzen unseres kindlichen Raumdrangs waren also sehr eng umschrieben. Wir gingen nicht in den Kindergarten, wozu auch, die Mutter war doch zuhause. Als wir die Grundschule besuchten, war der *sleepover* noch nicht erfunden, ja man betrat sogar nur in seltenen Fällen überhaupt die fremde Wohnung. Kinder, so meinte man allgemein, schmutzen zu viel und sollen draußen spielen, das ist gesund und gehört sich so, und besonders unsere Mutter war, was sollte sie schon tun den ganzen lieben langen Tag lang, etwas putzwütig. Deshalb kannte man den eigenen Garten ziemlich gut und lernte nach und nach die Gärten der Umgebung kennen; aber in eine fremde Wohnung durfte man eigentlich nur, wenn die beste Freundin wirklich krank war und man ihr die Hausaufgaben direkt ans Bett bringen musste. Und dann war alles ganz unheimlich, und das ist diesem Fall ganz buchstäblich und wörtlich zu nehmen: Man wusste nicht, wo die Küche war und wo das Badezimmer; es bestand ein gewisses Risiko Menschen anzutreffen, die man nicht kannte, und die sich aus unerklärlichen Gründen in irgendwelchen Zimmern aufhielten, deren Zweck man nicht verstand. Und die Räume sahen so anders aus als daheim, die Küche hatte vielleicht einen

freistehenden Tisch mit Stühlen daran, aber eigentlich musste in der Küche doch eine Eckbank stehen, wo man selbst den besten Platz am Fenster hatte und die kleine Schwester immer aufstehen musste, wenn man durch wollte. Oder die Zimmer waren viel zu klein, weil es eine Mietwohnung war; es gab also keine Treppe hinauf zum oberen Stockwerk, wo doch die Kinder eigentlich ihre Zimmer hatten und die Eltern das Schlafzimmer, alle Räume waren auf dem gleichen Stockwerk, und schon das war verwirrend. Man murmelte schnell eine Entschuldigung; und dann lief man nach Hause, wo der Tag seinen geregelten Gang ging und jedes Zimmer seine Stunde hatte. (Das gleiche galt im Übrigen für die Schule. Man kannte sein Klassenzimmer, und es war schlimm genug, wenn man das einmal im Jahr wechseln musste. Am schlimmsten aber war es, eine ganz andere Schule zu betreten, weil man in den Sportverein eingetreten war und das Training in der Halle der Realschule stattfand: Die Schule war viel zu groß, schon der Pausenhof war ein Schrecken und durch die Flure zu gehen, in denen keine Schüler herumliefen, eine Mutprobe ersten Rangs. Erst in der Sporthalle war man dann wieder einigermaßen sicher, man kannte den Geruch des Mattenlagers und freute sich, wenn die Ringe von der Decke herabgelassen wurden und man weit hin und herschwingen konnte).

Als wir dann endlich aufs Gymnasium kamen, änderte sich das alles von Grund auf. Wir fuhren mit der Straßenbahn durch die ganze Stadt, ganz allein, wir mussten sogar mehrmals umsteigen. Das Schulgebäude war viel größer, und man fand sich zuerst gar nicht zurecht. Nach und nach sah man nun auch die eine oder andere Wohnung einer Klassenkameradin oder Freundin aus der Nachbarschaft. Es konnten Wohnungen von Familien sein, in denen nachmittags niemand zuhause war und auf einen wartete, und man musste sich selbst etwas zu essen machen. Es konnten Wohnungen sein, in denen nur ein Elternteil lebte, das war noch selten, aber es kam vor: Man meinte die Verbitterung zu riechen, und der schmerzhafteste Akt der Teilung hatte in der Wohnung eine nur langsam zuwachsende Wunde hinterlassen; die Mutter sah immer kränklich

aus, und meine Schulfreundin hatte es nicht leicht mit ihr. Jahre später trug ich in einem Arbeiterviertel Zeitschriften aus und sah zum ersten Mal in die Wohnungen armer Leute: Die Tür wurde, egal zu welcher Tageszeit, von einem unrasierten Mann geöffnet, der ein Unterhemd trug und ungewaschen war und nach Bier roch (und das stimmt wirklich, wie Klischees leider allzu oft stimmen), und hinter ihm war es so unordentlich, wie ich es noch nie gesehen hatte, ich wusste gar nicht, dass es solch einen Zustand von Unordnung überhaupt geben konnte! Natürlich hatte er niemals das Geld passend und wollte lieber in der nächsten Woche zahlen. Ich beschloss bald, dass es einfacher war, auf das Geld zu verzichten, als wöchentlich mit dieser existentiellen Unordnung konfrontiert zu werden. Aus einer ganz anderen Welt waren aber auch die Wohnungen gebildeter Leute: Hier standen Bücher nicht zur Dekoration im Wohnzimmer und wurden regelmäßig sorgfältig abgestaubt, sondern es gab Bücher im ganzen Haus und an den Wänden hingen vielleicht moderne Gemälde. Ja, es gab sogar zimmerhohe Grünpflanzen dort; nicht traurige Gummibäume wie bei uns, sondern einen echten Kaffeebaum, er trug rote Beeren und hatte glänzende tiefdunkelgrüne Blätter und verbreitete einen Hauch von Exotik und Regenwald, von denen die Gummibäume im Elternheim (später waren es trostlose Yucca-Palmen) nur träumen konnten.

Und irgendwann darf man zum ersten Mal das eigene Zimmer umräumen. Man entscheidet sofort, dass die Wände weiß sind, ganz weiß, Raufaser war das magische Wort: keine entsetzlichen Tapeten mit Mustern mehr, auch keine Gardinen, weg damit, freier Blick auf den Zwetschgenbaum im Garten, solange er noch steht! Man kann das erste selbst gekaufte Bild aufhängen, es ist der "Einsame Baum" von Caspar David Friedrich, gekauft beim ersten Besuch in Berlin; und es kommen andere hinzu, Kunstdrucke, ungerahmt, aber Kunst. Man darf sich zum ersten Mal ein kleines Pflänzchen kaufen, keinen Kaffeebaum natürlich, aber etwas Lebendiges, es braucht auch einen Übertopf, so zieht eines das andere nach sich. Die Möbel sind egal, man ist nicht anspruchsvoll, und Jugendzimmer sind

etwas aus Katalogen und für reiche Leute. Man kann einen kleinen Teppich hinlegen, einen Flokati, oder doch lieber einen bunten Flickenteppich? Man kann einen bunten Überwurf über das Bett breiten, etwas Indisch Anmutendes natürlich. Kerzen braucht man, vielleicht ein Teeservice, falls irgendwann einmal eine Freundin zu Besuch kommt, und wenn nicht, eben damit eines da ist (ja, Klischees, siehe oben). Bücher hat man schon einige, immerhin, die Karl-May-Bände machen sich gut mit ihren goldenen Buchstaben auf dem waldgrünen Einband, und das uralte Märchen- und Sagenbuch aus frühen Kindheitstagen wird man niemals hergeben. Daneben kommt das Konversationslexikon, zwanzig Bände knallrot gebundener Meyer, mehr kann man sich nicht leisten. Eine Nachttischlampe, das ist wichtig; wie soll man sonst im Bett lesen? Das versteht sogar der Vater sehr gut, der auch ein Lesesüchtiger ist und einen ganz plötzlich an einem Geburtstag mit einer braunen Nachttischlampe in etwas schnörkeliger Form überrascht; noch nie hat man von seinem Vater ein Geschenk bekommen, für Geschenke ist die Mutter zuständig, wer denn sonst, und man ist gerührt.

Und so baut man sich sein erstes Nest. Dass die Vögel hinfliegen, wo sie wollen, war wirklich eine dumme Idee. Sie bleiben da, wo ihr Nest ist, und wenn es Zugvögel sind, kommen sie aus dem fernen Afrika zurück ins Hühnerhaus der Schwiegermutter, Jahr für Jahr, wo sich nie etwas ändert. Die Fischschwärme kreisen auf bekannten Unterwasserwegen, die Lachse springen sogar den Fluss hinauf, um nach Hause zu kommen. Die Ameisen laufen immer die gleiche Straße, warum sollten sie sich eine neue suchen, und unseren Freisitz besitzen zwar schon seit Jahrzehnten die neuen Hauseigentümer, aber wahrscheinlich sind es immer noch die Nachfahren derselben Ameisenvölker, die vor Jahrzehnten unsere Küche erobert hatten. Inzwischen habe ich eine eigene Amsel im eigenen Garten, ich kenne ihren Nachnamen, sie heißt: Amsel Furchtlos, denn sie fürchtet sich nicht vor unserer Katze, und wenn wir den Rasen sprengen wollen, machen wir einen respektvollen Bogen um sie. Die Hornisse erscheint im Sommer jeden Nachmittag zur Kaffeepause, und man

erschrickt nur noch mäßig, wenn sich von hinten links ein großes etwas behäbiges Brummen annähert und im Tiefflug über die Kaffeetasse zieht. Die Katze verteidigt ihr Revier gegen streunende Kater, die selbst regelmäßig ihr etwas größeres Revier abgehen. Einer von ihnen hat mit uns feste Besuchszeiten vereinbart und sich einen eigenen Raum im Haus ausgewählt: Er ist ganz hinten auf dem Dachboden, wo das Gerümpel sich stapelt und keiner hinschauen kann, wenn Kater sich in einer leerstehenden Umzugskiste für einige Stunden ansiedelt. Er braucht dann keine Unterhaltung, sondern nur Stille; ich vermute, er hat eine anstrengende Familie zuhause, vielleicht ist es unordentlich und laut und riecht nach Bier, und er erholt sich bei uns. Denn jedes lebende Wesen braucht sein Nest, auch wenn es das Nest in immer größer werdenden Kreisen verlässt und die Welt erobert und ein Zugvogel wird; genau wie die Vögel, die ganz und gar nicht dahin fliegen, wo sie wollen, sondern dahin wollen, wohin sie fliegen, und wenn wir das von ihnen lernen könnten, würden wir vielleicht sogar irgendwann erwachsen werden können.

DIE NATUR UND ICH – EINE *MIDDLE-STORY*

Nun traf es sich, dass seit einiger Zeit die ganze Welt von nichts anderem als vom Klima redete, und das hat ja auch seine guten Gründe. Mein Sohn war soeben nach Amerika gegangen, um die Wildnis zu sehen, unberührtes Land (natürlich auch um Physik zu studieren und Experimente über dunkle Materie zu machen und all seine Vorurteile über das Land der sehr begrenzten Möglichkeiten endlich einmal bestätigt zu bekommen, das auch), und er schickte Fotos. Man sah, mitten in und um Seattle – beinahe Wildnis, fast unberührtes Land, Wasser ohne Ende, Riesenbäume in Zwergengärten, die sich gerade sehr vielversprechend herbstlich zu färben begannen. In einem albernen Agentenfilm, in den man sich abends verlaufen hatte, wollte der sehr den Bond'schen Superbösen nachgestellte Obersuperböse die Welt vor der Klimakatastrophe retten, indem er die Menschen über kostenlose Handys einfach auf

Selbstausschaltung programmierte; sie schaffen das zwar schon von allein, aber das hätte den Prozess doch deutlich beschleunigt. *Walden* stand mal wieder im Leseregal, eine Ahnung hatte befohlen, die Lektüre gelegentlich zu wiederholen. Aber vorgedrängt hatte sich ein neues, schwergewichtiges Buch. Es kam aus den USA, dem Land der immer weiter abgeholzten Wälder, und trug den etwas unverständlichen Titel *The overstory*. Wie außerordentlich klug dieser Titel gewählt war, realisierte ich erst, als ich schon ziemlich weit fortgeschritten war im Dickicht der Lektüre: Es ging um Bäume, in erster Linie; in zweiter Linie dann auch um Leute. Aber es wurde ziemlich schnell klar gemacht, dass in der Literatur eigentlich genug über Leute gesprochen worden war, und dass es deshalb an der Zeit sei, über die letzten großen Bäume zu sprechen, bevor sie in einer Zukunft verschwinden würden, die sich nicht scherte um die uralten Geschichten, die sich von Menschen ungesehen, aber voller Handlung, Dramatik und Bedeutung abspielten in der *understory*. *Understory*: das Unterholz, das Dickicht, die Welt unter den großen Baumkronen, unter den Zweigen, ja sogar: unter der Erde. Gespräche von Wurzel zu Wurzel, Warnungen vor Feinden und Schädlingen, Bündnisse von Giganten mit Mikroorganismen. Erinnerungen, so weit verzweigt, so tief verwurzelt in einer beinahe vormenschlichen Tiefenzeit; Neuaustriebe, Verzweigungen nach überstandenen Feuern, Blitzschlägen, Viren, klimatischen Veränderungen. Am Ende aber kommen die Menschen mit ihren großen Apparaten und kappen die Kronen, aber mit ihnen auch die *understory* und alles dazwischen. Die Menschen, die dachten, sie seien die Verfasser der *overstory*, die Geschichtenerzähler schlechthin, die einzigen Geschöpfe, die aus allem Sinn machen können, Hauptsache: Es lässt sich menschlich verpacken, bekommt ein menschliches Gesicht, ein menschliches Maß, wie die Floskeln alle heißen. *Bullshit*, alles *bullshit*: Die *overstory* wird zukünftig sicherlich geschrieben werden, aber mit dem Menschen als Nebendarsteller. Der Mensch verschwindet im Anthropozän. Dass die Geschichte auch ohne ihn weitergeht – man kann sich an den Gedanken gewöhnen (auf jeden Fall aber ist

The overstory von Richard Powers eine großartige Lektüre, egal ob als Mensch oder als Baum).

Davon wollte ich aber eigentlich gar nicht sprechen, es war nur eine Art *understory* zu meiner eigenen Naturgeschichte. Nicht, dass sie besonders wichtig oder eindrucksvoll oder gar bedeutend ist, aber vielleicht gehört sie zu den Bekenntnissen, die jeder Mensch irgendwann einmal ablegen sollte – nicht um freigesprochen zu werden von seinen Sünden, oh nein, darüber sind wir lang hinaus, nein: nur um einen Standpunkt zu finden in einer Welt, aus deren Mittelpunkt er gerade verdrängt wird, mit guten Gründen. Wie hältst du's mit den Bäumen, Gretchen oder Hans? Ach, die Bäume. Und schon wird man ein wenig sentimental, ich jedenfalls werde es. Denn ich kann mich leider einfach nicht an irgendwelche einschneidenden, bedeutungsvollen, prägenden (*formative* heißt das in der Sprache des *natural history*-Kurses meines Sohnes) frühkindlichen Naturerlebnisse erinnern. Da ich mich aber praktisch an überhaupt keine frühen Kindheitserlebnisse erinnern kann (außer ein paar sorgsam gehüteten Traumata, aber das ist Privatmythologie und jenseits des Bekennens), ist das nicht besonders aussagekräftig. Vage weiß ich immerhin, dass ich jedes Mal, wenn mein Vater wieder einen der alten Obstbäume im Garten fällen wollte – zu alt, trägt sowieso nicht mehr, die Äste könnten einem auf den Kopf fallen, sie nehmen das Licht weg, alles Gründe, irgendwie, aber –, also jedes Mal heftigsten und völlig unbegründeten Widerspruch einlegte: Das konnte er doch nicht machen! Das tat irgendwie – weh. Der Baum stand schon immer da vor meinem Kinderzimmerfenster, man konnte ihn doch nicht einfach wegmachen, als wäre er – ein Schmutzleck, ein kaputtes Kleid, eine alte Zeitung, was weiß ich, eben Dinge, die man einfach wegmachte! Sie fielen trotzdem, die alten Obstbäume, meist während der Unterrichtszeit. Und ich kam nach Hause und spürte das Loch, ich schwöre es, ich spürte das Loch! Ich war böse, aber es half nichts. Ich habe auch niemals darüber nachgedacht, warum ich böse war; Natur interessierte mich nämlich, um ehrlich zu sein, Null, wie der Vogel hieß oder der Baum, war von keinerlei Interesse,

und nie hätte ich ein Pflanzenbuch auch nur von der Seite angeschaut. Aber man durfte keine Bäume fällen, Himmel, musste man denn alles erklären?

Aber die Natur war natürlich auch grausam. Ich habe, ich bin mir ganz sicher, versucht, Mäuse vor dem sicheren Katzentod zu retten, dramatisch und völlig zwecklos. Ich habe über aus dem Nest gefallene Vögel-Säuglinge Tränen vergossen, sentimental und sinnlos (weniger allerdings über erschlagene Spinnen oder zerdrückte ekelhafte Ohrwürmer). Natur war mir egal, außer sie ging mir ans Herz. Aber das tat sie tatsächlich, ohne dass ich es wollte oder steuern konnte. Das galt im Übrigen nicht nur für niedliche Kleintiere oder fruchttragende Bäume, sondern auch für Blumen. So hatte die Oma im Haus gegenüber einen Vorgarten, was schon allein ein magisches und völlig unverständliches Wort war. Aber das Besondere am Vorgarten war, dass dort in quadratischen kleinen Beeten Blumen blühten, die sonst im Garten (der eher ein Nutzgarten war, aber das Wort kannte ich nun wirklich nicht) nichts zu suchen hatten. Und ich kannte ihren Namen nicht, aber ihre Gestalten, ihre Farben, ihre Blätter gruben sich in mein Herz ein wie die gefällten Obstbäume. Ich liebte die einfachen gelben sonnenfarbigen mit den zarten Blättern (Gemswurz, wie ich in meinen sehr viel späteren Gärtnerleben lernte), oder die mit den Blüten wie kleine Glocken in allen Farbschattierungen von hellgelb über blassrosa bis hin zum kräftigen Orange (Löwenmäulchen, hier hätte es sich schon immer gelohnt, den Namen zu wissen!) Vom Duft des Flieders konnte ich nie genug bekommen (später schrieb ich einmal ein Gedicht, und auf eine Zeile bin ich bleibend stolz: „Nie wieder wird der Flieder riechen / wie damals, als man ihn nicht kannte“). Noch einmal. Ich war weder interessiert an der Natur an sich noch ein besonders sentimentaler Typ; all das war jenseits von Wissen oder Fühlen, es war einfach – Erleben, an einem beliebigen Sommertag, wenn gerade alle Bücher ausgelesen waren und auch sonst keiner Zeit hatte. Dann ging man eben in den Vorgarten, und es war *paradise reborn*.

Aber Natur als Ganzes, als Gegenüber, als Umwelt – völlige Fehlanzeige, lange Zeit. Biologie war das denkbar langweiligste Schulfach überhaupt, sogar noch vor Erdkunde, wo es wenigstens lustig bunte Karten gab. Spaziergehen war Folter, „an die frische Luft gehen“ ein Synonym für – endlose Langeweile mit Eltern. Nicht einmal den ziemlich sensationellen Wald, den unsere Vorstadtsiedlung aufzuweisen hatte und nach dem meine Grundschule benannt war, das „Eichwäldchen“ (es war nicht sonderlich groß, aber immerhin, für ein Kind gar nicht so klein) – ich habe ihn nicht wahrgenommen. Er hatte Eichen, die ganz gewiss älter waren als der Vorort, älter wahrscheinlich als der Herkules, der über Kassel thronte. Irgendwann, bei einem späteren Besuch in der alten Heimat von der Studentenstadt aus, habe ich den Eichwald zum ersten Mal gesehen, weil ich ihn einem Freund zeigte. Ich war beeindruckt und gleichzeitig verwirrt. Das war da gewesen, und man hatte es nicht gesehen?

Zwischendurch, immerhin, entdeckte ich Zimmerpflanzen. Im Haushalt meiner Eltern gab es nicht viele davon, es waren staubtrockene Yucca-Palmen oder ein eher jämmerlicher Gummibaum, der sorgfältig abgestaubt werden musste. Aber irgendwann brachte ich mein erstes selbstgekauftes Pflänzchen nach Hause; es war eine kleine Phoenix-Palme, auch nicht besonders originell. Ich besorgte einen Übertopf dazu, und als nächstes kamen, wenn ich mich recht erinnere, ein paar ebenfalls ziemlich kleine Kakteen dazu. Aber das war nur der Anfang, und spätestens seit der mittleren Phase meines Studentenlebens wurden all meine Zimmer, Wohnungen, Häuser zu Grün- und Treibhäusern. Es passiert mir bis heute selten, dass eine Zimmerpflanze eingeht; und wenn doch, bin ich ziemlich traurig, weil man ja schließlich Verantwortung hat.

Heute lebe ich umgeben von Pflanzen, teilweise ziemlich großen, die mich mein halbes Leben lang begleitet haben. Der Kaffeebaum ist ein Urenkel von einem noch größeren Kaffeebaum, den die Mutter meines ersten Freundes, eine Künstlerin, in ihrem überhaupt so ganz anderen Wohnzimmer hatte. Und ich war schon von dem Gedanken, dass man einen Kaffeebaum in der Wohnung halten

konnte, derart begeistert, dass seine glänzenden dunkelgrünen Blätter mit den roten Bohnen dazwischen gar nicht nötig waren um mich zu überzeugen, dass man eben einen Kaffeebaum in der Wohnung brauchte. Die zweitältesten Mitbewohner sind, immer noch, Palmen, selbst ausgegraben als Palmenkinder am Lago Maggiore, wo wir einige Male in einem Ferienhaus zu Gast waren; das Kind war noch klein und schlief im steil den Hang hinabfallenden, ein wenig verwilderten Garten wie im Paradies. Einige Pflanzen habe ich selbst aus Samen gezogen, eine Strelitzie zum Beispiel, die manchmal sogar blüht. Der große Geldbaum ist von meiner Schwiegermutter, weil man eben einen Geldbaum hat, damit man immer Geld hat. Die Hängepflanzen, die sich durch das zweistöckige Treppenhaus ziehen, sind aus unserem ehemaligen Fitness-Studio, wo an einem ruhigen Nachmittag der sehr untypische Chef seine Pflanzen zurückschnitt und mir Ableger anbot. Ach, sogar Zimmerpflanzen haben Geschichten, *understories*, und sie sind verknüpft mit meinem Leben. Und so, Pfennig für Pfennig, fiel der Groschen, bis ich endlich arm genug geworden war, um die Natur jenseits meiner selbst zu sehen. Irgendwann habe ich zum ersten Mal eine blühende Wiese gesehen und die Kühe verstanden – was waren das nicht alles für Blumen, diese verschieden gezackten Blätter, diese vielfarbigen und -gestaltigen Blüten, dieses Wehen im Wind und der Duft, der vorbeiswebte! Irgendwann – das war sogar schon relativ früh – stand ich am Meer und wusste, dass ich hier lange stehen wollte und mich vergessen und hinausschauen, immer wieder, dass das etwas war, was niemals vergehen würde. Irgendwann – ziemlich spät – stand ich vor den hohen Bergen der Alpen und sah die Abendsonne auf den Gipfeln glänzen und hatte nicht nur Furcht, sondern Ehrfurcht. Irgendwann – aber das war nun schon mitten im *midlife* – hatte ich sogar einen schwach nostalgischen Moment, wo ich die hessischen Mittelgebirge irgendwie ein wenig reizvoll fand. Aber all dieser schon etwas monumentaleren Eindrücke zum Trotz: Die Natur als Ganzes – dafür braucht man, so man nicht sowieso ein geborener Naturfreund

und *tree hugger* ist, nichts Geringeres als eine Epiphanie. Eine Erleuchtung. Einen Moment der Wahrheit.

Den ersten hatte ich auf einer Kurzwanderung mit Freunden durch die Rhön. Es war in dieser merkwürdig schwebenden Zeit zwischen Abitur und Studium, wo man vielleicht empfänglicher ist für solche - Zwischenerlebnisse; alles ändert sich, ohne dass man es so recht steuern kann, und man läuft halt einfach ein wenig mit. Und so stapften wir, damals noch recht mangelhaft technisch ausgerüstet, an einem ziemlich kühlen Herbsttag durch die hohe Rhön (Mittelgebirge des Grauens!), die Wolken hingen tief über der Hochebene, und das war schon ein besonderes Erlebnis, man ging durch Wolken, und dann kam auf einmal die Sonne heraus! Und dann ging man wieder ein Stück in den Wolken, grau und nass war es, aber irgendwann mussten wir wohl eine Pause machen. Alle waren wortkarg gestimmt, und ich fand diese kleine Grube zwischen den Felsblöcken. Und als ich dort saß, sozusagen eingehüllt in einen grauen, leicht überhängenden Felsmantel, und hinaus starrte ins graue Nichts, geschah es, dass ich nicht mehr aufstehen wollte. Irgendwie - passte alles. Der Fels, der graue Nebel und ich - wir waren eine Einheit. Ich habe keine Erklärung dafür. Die Situation war, ich kann es nur wiederholen, nicht so, dass sie Überwältigung provoziert hätte. Eher im Gegenteil. Und trotzdem.

Das zweite Mal passierte mir das in Schweden, im wilden Lappland, wo ich mich uninformiert und fahrlässig auf einer Wanderung wiederfand, die meine körperlichen und mentalen Kräfte definitiv überforderte. Aber während der viel zu billige Rucksack meine Schultern aufscheuerte und die Müsli-Vorräte auch schon zur Neigung gingen - saß ich vor diesem Wasserfall, sah auf das kreisrunde Becken und wollte bleiben. Es war kein sensationeller Wasserfall, es war ziemlich kalt (wir hatten ihn zuvor als ungeheizte Dusche benutzt) und die Sonne schien eher verdeckt. Und trotzdem. Das Wasser fiel ohne Ende, und ich war angekommen. Ich könnte noch zwei oder drei ähnliche Erlebnisse anführen, sie alle waren unerwartet, in eher unscheinbaren Situationen, und überwältigend. Die Religionen

nennen das Epiphanie, die Mystiker Visionen, es kann Ekstase heißen oder prägnanter Moment oder *bliss*; das Phänomen ist bekannt, beschrieben, gelegentlich auch wurde versucht, es physiologisch zu erklären. Egal. Wenn man erlebt hat, dass man eins sein kann mit seiner Umgebung, mit einer Natur, die zuvor abweisend war, wenn das einfach so passiert – dann ist man überzeugt jenseits der Worte.

Inzwischen habe ich seit einiger Zeit einen eigenen Garten. Ich habe Pflanzen eingegraben und gesehen, wie sie wachsen (oder auch nicht); ich habe sogar Obstbäume gepflanzt und ihre Früchte geerntet. Ich habe die Regenwürmer mit umgegraben und dem Igel ein Haus mit feuchtem Herbstlaub hergerichtet; ich habe die Hornissen gewähren lassen, als sie ihr Nest im Flieder bauten, und das Wespennest im Terrakotta-Zapfen akzeptiert. Beinahe alles, was in meinem Garten wächst, habe ich gepflanzt mit eigener Hand, und während in der Umgebung die Steingärten sich ausbreiten, summt und brummt und zwitschert es. Die Meise hält ihr tägliches Bad im Springbrunnen, und diesem Frühsommer, ich wollte es nicht glauben, hatten wir eine junge Eule, einen Nestling, im großen Nadelbaum im verwilderten Nachbargarten. Abends kamen die Eltern und riefen sich mit dem Nachwuchs Flugbotschaften zu; und ich fühlte mich geehrt und erhoben: Eine Eule lebte in meinem Garten! Natürlich leben auch lästige Gäste hier, und die Spinne werden immer noch getötet und die Fliegen erschlagen. Aber nicht immer und nicht alle.

Auf meinen streifenden Spaziergängen durch die benachbarten Felder begleitet mich mein Fotoapparat; er ist ein Instrument, das die Wahrnehmung schult und das Sehen schärft. Ich gehe immer den gleichen Weg. Er führt mich zunächst etwas aufwärts am Rand der Neubausiedlung entlang. Dort trifft man einige der dort lebenden Katzen, und seit einiger Zeit sind komische Plastikzäune aufgespannt, die die Zauneidechsen einsammeln sollen, sie lassen sich aber nicht einsammeln. Dann geht es auf einem schnurgeraden gepflasterten Wirtschaftsweg in einer sanften Steigung zwischen Obstwiesen hinauf zur horizontal verlaufenden Bergkuppe. Manchmal

laufen Menschen auf der Bergkuppe entlang, viele mit Hunden, sie sehen wie scharf ausgeschnittene Silhouetten vor einem klaren Hintergrund aus. Schnurgerade geht es aufwärts, es ist eine geradezu metaphysische Linie, und man glaubt für einen Moment, dass oben auf der Kuppe die Ewigkeit wartet. Aber dann dreht man sich in der Mitte des Aufstiegs um, für eine kleine Verschnaufpause, und genau gegenüber zieht die Alb ihr blaues Band; nicht schnurgerade, aber vertikal genug, um der Landschaft ihren klaren Charakter zu belassen. Ganz links drehen sich, nicht an allen Tagen sichtbar, hohe Windräder auf der Albhochfläche; in der Mitte setzt die Burg Teck einen Akzent, leicht abgesondert; rechts hockt massiv der Hohenneuffen, bevor sich das blaue Band höckerartig in der Tiefe verliert. Auf der Kuppe angekommen, sieht man auf der anderen Seite gegenüber der Alb die Höhenzüge des Filstals. Flach fliegen die Flugzeuge von Stuttgart aus darüber hinweg und ziehen eine neue, weiß gezeichnete Vertikale ein, nur knapp über den markanten Hochspannungsleitungen, die nach Wernau herüber führen. Dazwischen streben zwei Türme in der Höhe, die weißen Schloten des Altbacher Kraftwerkes, ihre Dampfsäulen bilden schlanke Kegelsköpfe. Hinter ihnen in der Ferne sieht man das SI-Center und Stuttgart, eine andere Welt. Nun laufe ich auf der Kuppe entlang, zwischen rasierten Stoppelfeldern, hohem Mais, blühendem Raps, je nach Jahreszeit. Der Weg läuft anfangs gerade und beginnt sich dann ein wenig zu winden, wenn er die Bäume erreicht. Obstwiesen teilen sich auf der linken Seite die Rasenfläche nun mit einer alten Eiche, einem Solitär; wenn in der Dämmerungsstunde die untergehende Sonne von hinten durch sie hindurchscheint, scheint sie zu strahlen. In ihrer gegerbten Haut haben sich Hornissen ein Nest gebaut, es summt und brummt ohne Unterlass. Ein alter Walnussbaum steht in der Nähe, auch er eine Geschichte für sich. Krähen fliegen oft auf zwischen den Obstbäumen, dunkel krächzende Schwärme, ein einziges Flügelschwirren. Beinahe regelmäßig kreist der Bussard über dem Wäldchen zur rechten Hand, man hört sein hohes Rufen, bevor man ihn sieht. Manchmal streitet er sich mit einem frechen

Rabenvogel, der nicht nachgibt und immer wieder Scheinangriffe fliegt; manchmal trifft er sich mit seinen Artgenossen und sie ziehen ihre Kreise weit oben, sich immer höherschraubend, die Flugzeuge weit unter sich lassen, die Kraftwerkstürme und die Windräder. Im Wäldchen rechter Hand klopft ein Specht, mechanisch und unbeirrt. Das Waldstück verwildert seit Jahren vor sich, am Rande ist es gesäumt mit dunklen Schlehen, und kleine Pfade laufen innen durchs helle Dickicht. Bald danach knickt der Weg ab und verlässt die Kuppe. Er ist schon vorher zum Fußweg geworden, Pfüthen säumen ihn und manchmal die tief in den Schlamm eingepprägten Spuren der kleinen Ladewägen, mit denen die Schäfer ihre Herden umsiedeln. An einem alten Erntewagen vorbei, der mit seinen Rot-, Blau- und Gelbtönen ein Land-Kunstwerk für sich darstellt, geht es bergab, und man betritt aus dem Walddickicht hinaus eine alte Obstwiese. Sie liegt am Hang, und sie ist magisch: Oft sammelt sich der Nebel in der kleinen Senke, und Baumgespenster treten aus ihm hervor, krumm, sich zugeneigt, sich abweisend, Kreisel bildend und einzelne Arme zum Himmel streckend in einem stillen Schrei. Es ist stiller hier, die Senke schirmt vom entfernten Straßenlärm ab. Lange Zeit stand am unteren Ende der Wiese ein großer Baum, ich weiß nicht was für einer. Sein Stamm war so abgeknickt, dass er ziemlich genau einen 45-Grad-Winkel bildete, eine Art natürliches, beinahe gleichseitiges Dreieck, gerahmt von hohen weißen Birken im Hintergrund und einzelnen Pinien, die auf ihn herabblickten. Ich habe ihn gesehen im Frühjahr, wenn die anderen Obstbäume ihr berauschendes Blütenkleid anlegten, selbst die alten, verwitterten, und er war ein Dreieck für sich; im Sommer, wenn die Wiese duftete und das Gras so hoch war, dass man hindurchstapfen musste; im Herbst, wenn die Farben leuchteten und der Geruch vermodernder Äpfel über die Wiese zog; im Winter, im Schnee, ein schwarzes Dreieck. Und ich weiß nicht, ist es die Schräge der Wiese, ihr sanftes Abfallen von der Kuppe zum feuchten Grund; ist es die Gesellschaft der seltsam verkrüppelten Bäume und ihr Gespräch über die Zeiten hinweg, sind es die Weiden, die nach rechts die Wiese abschließen, mit ihren

trichterförmig aufsteigenden Zweigbüscheln; ist es der hohe, fremdartig rahmende Hintergrund der Birken und Pinien – aber die Wiese ist magisch. Erzähler würden sie vielleicht mit Trollen und Feen bevölkern, oder die Hexen tanzen lassen in klaren Nächten. Das braucht sie aber gar nicht. Von da an geht der Weg zurück, etwas tiefer am Hang an den Krautgärten entlang, die sich in einem unterschiedlichen Grad der Verwilderung befinden; bei vielen erobert die Natur den Raum zurück, umschlingt die verfallenden Zäune, überwuchert die windschiefen Bänke. Der Bussard ist wieder da, er schreit lauter jetzt, ich weiß, dass er seinen Horst in der Nähe hat, einmal hat er mich sogar angegriffen von hinten, flach ist er über meinen Kopf hinweggefegt, aber das war in Ordnung, ich bin ein Eindringling. Die Bienenkästen stehen am Abhang, die Schafe wechseln regelmäßig die Wiese, mal wollige Monster, mal schlanke Schäfchen, immer mümmelnd. Oben auf dem Hang thront die Eiche, nun ein Stockwerk näher am Himmel. Unten im Tal kreuzen sich die Landstraßen, manchmal bilden sie zusammen mit den Kondensstreifen komplizierte Streifenmuster, durchschnitten von den Hochspannungsmasten. Dann bin ich bald zurück, und wenn ich das Gartentor aufmache, begrüßt mich mein Garten ganz anders als vor dem Spaziergang. Von fern höre ich immer noch den Bussard. Ich glaube, man kann das eine *middle story* nennen, und wahrscheinlich werde ich nie weiter kommen mit der Natur; vor Dickichten fürchte ich mich, und die Kronen der Bäume sehe ich auch lieber von unten. Aber immerhin, in der Mitte können wir uns treffen.

EPIPHANIE I.

Und einmal, es war ein sehr regnerischer Tag, die Wolken hingen zum Greifen über den Bergen und die Luft war beinahe zu dicht zum Atmen – einmal, eigentlich hatte man nur Schutz gesucht zwischen den mannshohen Felsen, die eine kleine Höhle bildeten, in die genau der eigene Rücken passte und von der aus man das Grau-in-Grau betrachten konnte, geschützt zur Hälfte, aber noch im Offenen mit dem Blick – und auf einmal blieb die Zeit stehen. Das Grau

war immer noch das Grau, die Luft war immer noch nass und bedrückend, aber man wollte die kleine Höhle nicht mehr verlassen, die so genau passte zu der eigenen Form, die zur Hälfte Schutz gab, aber eben nur zur Hälfte. Erst als die anderen weiter wollten – schließlich sollte die Wanderung zu einem Ziel führen, das Wärme, heiße Getränke und schließlich ein warmes, wenn auch wahrscheinlich eher hartes Jugendherbergsbett versprach –, erst dann, widerwillig, aber auch nicht ganz unglücklich gab man die Höhle preis; mit dem eigentlich gar nicht so bedrückenden Gedanken, man könnte ja immer noch zum Sterben hierher zurückkommen.

EPIPHANIE II.

Wann immer der Kreis ein fast vollkommener ist, und unerwartet dazu, stellt sich Ruhe ein, ganz von innen und ganz von selbst. Man merkt es eigentlich nur daran, dass man auf einmal bleiben möchte. Es kann ein kleiner Kreis sein – der Wasserfall in Lappland, mehrere Tage von jeder Zivilisation entfernt, der in ein dunkles Becken fiel, nicht besonders spektakulär, keinesfalls brausend, aber gleichmäßig rauschend in der völligen Stille, kleine runde Wellenkreise aussendend in einem gleichmäßig runden Becken. Oder das Hafenbecken von Chania auf Kreta, mit der flachen Hafenmauer, die den Kreis fast vollständig nach außen abschließt, auf der einen Seite im Halbkreis das Meer, auf der anderen im Halbkreis die bunten Fischrestaurants mit ihrem Spektakel, in der Mitte aber eine Fläche, leer, rund, ganz rund unter einem Himmel, der sich im gleichen Moment auch zu runden scheint.

MEIN TAG AM MEER, ODER: AUGENWISCHEREI

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich zum ersten Mal am Meer war. Ganz sicher kann ich sagen, dass es die Nord- oder die Ostsee (kein richtiges Meer, ich weiß) gewesen sein muss, denn dort hin führen wir regelmäßig mit unserer Familie in den

Sommerferien. Es war die Zeit, wo man noch Sandburgen baute am Strand, es gab sogar Wettbewerbe, aber wir haben nie einen gewonnen. Man ging überhaupt einfach jeden Tag an den Strand, und die Tage bekamen einen eigenen Rhythmus dadurch, dass sie keinen hatten, sondern einen sanften Wechsel: Baden, eincremen, Sandburgbauen, Pommes essen, am Strand spazieren, Eis essen, Muscheln suchen, baden, wieder eincremen, ein wenig Strandgymnastik, ein wenig Langeweile und dösen, noch mal baden, wieder eincremen, um Süßigkeiten betteln, Strandball spielen, zurück zur Pension fahren zum Abendessen, zurück an den Strand fahren zum Sonnenuntergang (und immer, wirklich immer, schob sich in letzter Minute eine Wolke vor die Sonne). Die Sonne schien selbstverständlich (was natürlich nicht sein kann), das Meer war immer da (an der Nordsee ganz gewiss nicht), und nur wenn es Quallen gab, war der Rhythmus empfindlich gestört. Aber all das ging nur, weil das Meer da war; für das Meer nahm man das klebrige Eincremen in Kauf, den Sand, der sich bis in die Koffer ausbreitete, das lieblose Abendessen in der Pension und sogar die Quallen, dann konnte man halt nicht baden, sondern musste auf der Luftmatratze um sie herum paddeln und sich gruseln. Zwischendurch aber lag man einfach da, am besten ganz vorn dort, wo die Wellen gerade noch über die Füße spülen konnten, und man ließ sich die Füße bespülen und zählte die Wellen (war wirklich jede siebte eine große?) und schaute hinaus in die Ferne. Und es war noch nicht einmal so, dass man dabei träumte oder eine Sehnsucht hatte oder sich Geschichten ausdachte von Schiffen und Delphinen und Seegöttern und Seejungfrauen (ich hatte nicht besonders viel Phantasie, schon damals nicht); es genügte, dazusitzen und zu schauen. Nirgendwo konnte man das tun, es gab keinen anderen Ort, an dem das möglich war, und bis heute geht es mir so: Die Berge sind ehrfurchtgebietend und erhaben und ich fürchte mich ein wenig; aber das Meer ist ruhig und bewegt und gleichmäßig und jeden Tag anders, und ich vergesse mich selbst und die Zeit, wenn ich ihm zuschaue.

Ich habe andere Meere gesehen, größere, weitere, in allen Farben, bei jedem Wetter; ich habe die Ägäis in der Morgenröte schillern sehen und den Atlantik bei Sturm kochen, ich kenne das Mittelmeer von beinahe allen seinen Seiten und Inseln, seine türkisfarbigen Buchten, wo man bis auf den klaren Grund sehen kann, Felsküsten und endlose Sandbanken. Und bis heute ist jedes Jahr, in dem ich es nicht einmal schaffe, auf das Meer zu schauen, wo auch immer, ein wenig ein verlorenes Jahr. Spätestens im Frühsommer bekomme ich ein seltsames Ziehen, im Herzen, in den Augen, eine Sehnsucht im wörtlichen Sinne, es drängt mich ans Meer; ein Tag reicht schon, es muss auch kein schönes Wetter sein und kein toller Strand, eigentlich ist das alles egal, aber es muss das Meer sein: eine Fläche, grenzenlos, leicht bewegt und doch ruhig, gleichmäßig und doch jeden Tag anders. Wenn man dann ein wenig geschaut hat und ruhig geworden ist, ist es, als würden einem die Augen ausgewischt. So viel hat man wieder einmal gesehen das Jahr hindurch – ich sehe sehr gerne viele bunte Dinge, ich bin tatsächlich ein Augenmensch mehr als alles andere; aber gerade deshalb weiß ich, dass Sehen auch anstrengend ist. Und muss man nicht viel zu viel sehen, was man lieber nicht sehen würde? Damit meine ich noch nicht einmal, dass man auch hässliche Dinge sehen muss: Hässlich und schön sind ziemlich relative Begriffe, und eine ordentliche Hässlichkeit hat durchaus ihren Reiz, wenn man sie denn erst für wahr nimmt und ganz genau hinschaut. Nein, man muss Dinge sehen, die einem wehtun: Menschen beispielsweise, denen man ansieht, wie viel falsch und krank ist in ihnen und in ihrem Leben; Stadtteile, ganze Städte, die keine Seele mehr haben; es gibt sogar Kunstwerke, die möchte man lieber nicht sehen, weil man zu sehen meint, was eigentlich mit ihnen gemeint sein sollte, aber zugleich sieht, wie sehr es misslungen und entstellt ist. Aber man muss sehen, und selbst wenn man die Augen zumacht, sieht man noch.

Doch wenn man aufs Meer schaut, ist das vorbei. Es ist, als würden sich die Augen entspannen; als würden sich irgendwelche Muskeln lösen, in den Augenwinkeln, im Gehirn, wo auch immer der extrem

komplizierte Vorgang, den wir so einfach "sehen" nennen, überall abläuft; man sieht und sieht doch nicht. Kleine Wellen kommen vorbei, dann wieder größere; es gibt kein Muster, es ist nicht jede siebte Welle, es ist egal. Dinge geschehen und geschehen gleichzeitig nicht; man hört das Rauschen und man hört es nicht. Rauschen, vielleicht ist das überhaupt die beste Beschreibung, wenn man es denn technisch beschreiben wollte: ein kosmisches Urgeräusch, die allerfernste Nachricht vom Urknall, die im Meer nachzittert und in uns, Wasserwesen, die wir evolutionsgeschichtlich sind, ein Echo findet.

SCHULZEIT

KEINE LUST AUF KUNSTSTÜCKE

Ich ging noch nicht lange zur Grundschule, die den schönen Namen "Zum Eichwäldchen" trug und tatsächlich recht hübsch an einem Eichenwald lag. Niemand hatte mir Angst vor der Schule gemacht, mit dummen Sprüchen wie dem vom "Ernst des Lebens" und vom "Ende der Kindheit"; und falls doch, so hatte ich nicht zugehört, weil ich endlich in die Schule wollte, auch wenn ich erst fünf Jahre alt war. Und alles war gut gewesen, ich hatte eine goldene Zuckertüte bekommen mit lauter bunten Buchstaben darauf, und das hatte mir sehr gefallen, weil ich möglichst schnell lesen lernen wollte. Auch das klappte im Großen und Ganzen prima. Das Einzige, was mir nicht gefiel, war eine seltsame Eigenart der Klassenlehrerin. Frau Bohne hieß sie, und ich oder meine beste Freundin Monika hätten es nicht gewagt, darüber jemals einen Scherz zu machen; vielleicht machten die Jungen darüber Scherze, aber die waren halt frech und Jungens und alle nicht halb so gut in der Schule wie die meisten Mädchen. Frau Bohne also war weder besonders streng noch besonders nachsichtig; sie war eine ganz normale Frau mittleren Alters, so wie meine eigene Mutter ungefähr, also in einem Alter, das völlig jenseits der eigenen Vorstellungskraft lag. Und Frau Bohne hatte die eigenartige Angewohnheit, ständig Fragen zu stellen, deren Antwort sie offensichtlich schon kannte. Wahrscheinlich hatte ich mich sowieso von Anfang an nicht besonders häufig "gemeldet", wie man das nannte; ich war erst fünf Jahre alt bei der Einschulung, nicht im Kindergarten gewesen und dazu noch von Natur aus sehr schüchtern. Aber zu einem relativ frühen Zeitpunkt beschloss ich in einem der hellen und freundlichen Schulzimmer der Grundschule am Eichwäldchen, dass mir das nun wirklich zu dumm sei. Natürlich wusste ich die Antwort auf die meisten, ach was, auf alle Fragen, ich hätte den Finger auch gleich in der Luft lassen können; aber es machte gar keinen Spaß, weil es keine richtigen Fragen waren. Und noch schlimmer war, dass man hinterher dafür gelobt wurde und womöglich irgendein Sternchen ins Heft bekam. Das war geradezu peinlich und auch irgendwie falsch: Warum sollte man dafür

belobigt werden, wenn man ein mäßig schwieriges Kunststück immer und immer wieder ordnungsgemäß ausführte? War man denn ein Zirkuspferd? Auf eine richtige Frage hätte ich vielleicht geantwortet; wahrscheinlich wäre ich dafür aber auch zu schüchtern gewesen.

Durch die gesamte Grundschule und beinahe das gesamte darauf folgende Gymnasium hielt ich mein Schweigegelübde durch, und ich machte dabei eine interessante Beobachtung: Die Lehrer zerfielen in dieser Sache – wie bei den meisten Dingen auf dieser Welt, wo es auf eine Entscheidung ankommt – grob in zwei Hälften. Die etwas größere Hälfte lernte relativ bald, dass das dauerhaft schweigsame Mädchen zwar kein Wort zum Unterricht beitrug, aber auch nicht störte und zuverlässig die besten Klassenarbeiten ablieferte. Offensichtlich konnte ich es, also ließ man mich in Ruhe und gab mir zur Strafe, der pädagogischen Konsequenz wegen, eine Zwei im Zeugnis. Wie sich allerdings, bei einer im reformbeflügelten Hessen vorherrschenden Notenberechnung von je 50 % mündlicher und schriftlicher Leistung in allen Fächern, jemals aus einer 1 und einer (absolut gerechtfertigten) 5 ein "Gut" als Mittelwert mathematisch ergeben sollte, wurde sicherheitshalber niemals thematisiert. Sie konnte es doch, und die Lehrer hatten wahrlich genug schwierige Fälle, um die man sich kümmern musste!

Die etwas kleinere Hälfte war die im eigentlichen Sinn gerechte. Sie hielt sich an die Regel und gab eine 3, und das war völlig in Ordnung für mich und ein Beweis, dass wenigstens einige Leute rechnen konnten und Prinzipien hatten und sogar danach handelten. Es führte nur einmal zu einer gewissen Bedrohung, als irgendwann im Verlauf des endlosen erscheinenden Fegefeuers der Mittelstufe – man lernte alles nur halb und musste endlose und vor allem folgenlose Debatten über soziale Dynamiken im Klassenverband ertragen – zwei Fächer auftauchten, in denen keine Klausuren geschrieben wurden: Sozialkunde und Geschichte. Ich machte den Mund konsequent nicht auf, und der ebenso konsequente, links fortschrittsbewegte Sozialkundelehrer gab mir zwei Fünfen im Zeugnis (was hätte

er auch sonst tun sollen?). Am Nachmittag der Notenkonferenz rief der Klassenlehrer ziemlich aufgeregt bei meinen Eltern an: Natürlich würde die Tochter durchkommen, es sei völlig absurd, dass bei diesem hochbegabten Kind nun zwei Fünfer im Zeugnis stünden, und sie sollten sich bitte nicht aufregen oder die Tochter bestrafen. Darauf wären meine Eltern auch nicht gekommen, das muss man zu ihren Gunsten sagen, sie wussten ja auch längst, dass ich es konnte. Wir alle behandelten das als schöne Anekdote und steckten das Zeugnis zu den anderen.

Zwei meiner Lehrer jedoch entwickelten eine etwas originellere Methode, mit meiner Verweigerungsstrategie umzugehen. Das war schon in der Oberstufe, die Klassenverbände, die zu diesem Zeitpunkt eher gruppendynamischen Sprengsätzen glichen, waren aufgelöst, und wenigstens in den Leistungskursen wurde gelegentlich einmal eine richtige Frage gestellt und wenigstens zu Teilen beantwortet. Und als eines Tages im Englischkurs die Noten besprochen wurden, stellte mich der Lehrer – es war der frühere Klassenlehrer, man kannte sich also schon länger – vor die Alternative, entweder die (mathematisch und auch sonst gerechte) 3 oder die (ungerechte) 2 zu wählen. Das war ziemlich tückisch und ziemlich klug. Ich wählte natürlich, so viel Stolz muss sein, die gerechte 3. Er sagte, prima, dann machen wir das so. Ich bekam die Drei, und ich ärgerte mich natürlich, und meine Vernunft sagte etwas höhnisch: Selbst schuld!

Die zweite war die Lehrerin im Deutsch-Leistungskurs, die nicht nur eine seltsame an die 50er Jahre erinnernde Aufsteckfrisur und elegante Kostüme mit hohen Schuhen trug, sondern auch einen Dokortitel und Ambitionen hatte. Nur leider hatte sie einen Kurs abbekommen, der zu 95 Prozent aus Schülerinnen bestand, unter die sich ein einziger Jüngling verirrt hatte; und die weibliche Mehrheit war definitiv unambitioniert und hatte den Deutsch-Leistungskurs als vermeintlich leichtesten Weg zu einer guten Abitur-Note gewählt. Und ausgerechnet diejenige Schülerin, die nach der ersten Klausur die unangefochtene Kandidatin für die Kursbeste und damit die Ansprechpartnerin war, schwieg – schwieg nachdenklich,

schwieg penetrant, schwieg eisern. Woraufhin die Deutschlehrerin zu Beginn des zweiten Semesters mich zum Privatgespräch beordnete und vor eine Alternative stellte: Ich solle entscheiden, ob ich auch ohne Meldung aufgerufen oder lieber in Ruhe gelassen werden wollte; aber der Preis für Variante 2 sei, dass ich mich wirklich melden müsse, wenn ich etwas zu sagen hatte. Natürlich entschied ich mich für Variante 2. Und es war auch nicht so, dass ich mich in den verbleibenden zwei Jahren bis zum Abitur lebhaft am Kursgespräch beteiligt hätte; aber dann und wann, wenn es mir die Überwindung und die Sache wert erschienen, hob ich wohl den Finger und sagte einige, wenige Sätze, die wahrscheinlich nicht besonders eloquent vorgetragen waren, und für die ich zu meiner großen Erleichterung nicht gelobt wurde.

Im Übrigen bleibt Eigensinn vom Schicksal nicht unbestraft, und als ich nach einem Studium, das mich nach und nach zum Reden gezwungen hatte, selbst zum ersten Mal als Dozentin vor einer kleinen Menge schweigsamer StudentInnen stand und am liebsten im Boden versunken wäre, war das späte Gerechtigkeits. Da wusste ich aber schon, dass ich das, was ich der Welt vielleicht zu sagen hatte, besser aufschrieb; im Reden wurde mir das, was im Kopf diffus herumwaberte und auf dem Papier so klar wurde, zu einer mangelhaften lesbaren Kopie, die regelmäßig unendliche Missverständnisse hervorrief. Trotzdem sollte man das oft bemühte Sprichwort, dass Reden Silber und Schweigen Gold ist, nicht auf die Goldwaage legen; es könnte gut sein, dass sich beides als Blech erweist. Noch häufiger aber hatte ich in meiner schweigsamen Schulzeit den Spruch von der Tiefe stiller Wässer gehört. Aber ich war nicht tief, ich wollte es auch nicht sein, und bis heute bin ich eine Anhängerin beruhigter Oberflächen und ihrer Schönheit. Ich wollte nur über richtige Fragen nachdenken, und ich hatte keine Lust auf Kunststücke.

DIE FALTEN DES GEHIRNS

Wie alle guten Schülerinnen habe ich eine Zeitlang Nachhilfestunden gegeben. Außerdem habe ich einen gar nicht so unbeträchtlichen Teil meiner Schulzeit damit verbracht, meiner besten Freundin – einer weder besonders fleißigen noch besonders wissbegierigen noch besonders aufnahmefähigen Schülerin (sie hatte andere Qualitäten, aber das ist eine andere Geschichte) – vor Klassenarbeiten den Stoff noch einmal zu erklären; sehr gründlich, von Anfang an, in immer neuen Sätzen, Ansätzen, Beispielen, Variationen. Aber, und das machte mich damals schon stutzig: Es half nicht wirklich. Ich gab mir große Mühe, es war doch alles gar nicht so schwer; selbst wenn man es im Unterricht nicht genau verstanden hatte, wollten die Lehrer doch nicht mehr von einem, als einfache Regeln auf einfache Fälle anzuwenden, ein Weniges auswendig zu lernen und folgsam, allenfalls mit minimalen Variationen, zu wiederholen, was sie uns erzählt hatten. Aber es funktionierte nicht. Natürlich lernte ich selbst unendlich viel in diesen etwas mürbe vergehenden Stunden, auch wenn mir das damals sicher nicht besonders auffiel: einer Sache auf den Grund zu gehen, ihre einfache Logik zu finden, ihre Folgen zu entdecken – und sie dann, wenn man sie wirklich und von Grund auf erfasst hatte, so oft zu drehen und zu wenden, bis man sie auch von allen Seiten kennengelernt hatte; und sie dabei in eigene Wörter zu packen, in immer wieder ein wenig anders gewandete Sätze, sie dadurch zu einer persönlichen Wahrheit (oder wenigstens Gewissheit) zu machen – was war das nützlich und großartig und eine Lehre! Wahrscheinlich hätte ich mich bedanken sollen bei Monika (so hieß sie, es waren aber noch eine ganze Reihe weiterer Namen, und sie bezahlte sowieso auf ihre Art und Weise). Aber ich verzweifelte nur still vor mich hin: Wie war es möglich, dass eine Sache, die mir so vollendet klar und durchsichtig erschien und die ich in ordentlich aufeinander aufbauenden Sätzen darstellte, die sich vollendet logisch aneinanderschlossen – wie war es möglich, hier nicht zu verstehen? Ich konnte das Unverständnis nicht verstehen, ich stieß mir das Gehirn wund an dieser prinzipiellen

Möglichkeit des Nicht-Verstehens, sie stellte, wenn man es ganz groß sagen will, mein Weltbild in Frage: Logik musste jeder verstehen. Kausalität. Folgerichtiges Denken. Wie konnte die Welt überhaupt funktionieren, wenn das nicht funktionierte? (Natürlich ist es genau das einer der Gründe dafür, dass sie nicht besonders gut funktioniert, jedenfalls in den Teilen, die Menschen machen)

Heute bin ich, mühevoll genug, näher daran gekommen, Unverständnis zu verstehen, aber nur näher, noch nicht im Grunde. Es hat wohl nicht nur damit zu tun, dass Menschen manchmal nicht verstehen wollen – zum Beispiel, weil sie keinen Vorteil davon haben, ja vielleicht sogar einen Nachteil, auch wenn das einer der Hauptgründe sein mag: Eigeninteresse macht, auf manchmal erstaunliche Art und Weise, blind und taub und resistent gegen jede Art von Argumentation. Es hat auch nicht nur damit zu tun, dass sie sich nicht genug Mühe geben; alle Erkenntnis ist Arbeit, und manche Menschen arbeiten eben gern und andere eher nicht. Nein, ein weiterer Grund für dieses Nicht-Verstehen-Können des doch anscheinend so Einfach-Verständlichen scheint mir zu sein, dass das Gehirn ein Gewohnheitstier ist. Eine Maschine, die am liebsten das tut, was man ihr beigebracht hat, und zwar mit dem niedrigstmöglichen Energiebedarf. Die wesentlichen Routinen werden, wie alles am Menschen, wahrscheinlich sehr früh ausgebildet, zu einer Zeit, in der wir selbst kaum einen Einfluss darauf haben; und es ist eine der großen Tragödien des Menschseins, wenn es solche überhaupt gibt, dass wir in dem Moment, wo wir anfangen, uns selbst zu verstehen und wo wir, vielleicht, planen können oder wollen, was aus uns werden soll – dass in diesem Moment schon das meiste geschehen ist. Natürlich, wir lernen lebenslang, natürlich, das Gehirn bleibt plastisch, natürlich können wir uns trainieren und üben und entwickeln und steigern; aber nur innerhalb gewisser Grenzen, die vielleicht, wahrscheinlich, schon sehr früh gezogen wurden. Und wenn das Gehirn schon sehr früh nicht dazu angeregt wurde, beweglich zu sein, Folgerungen zu ziehen, verstehen zu wollen – dann wird es jede Bewegung als Zumutung empfinden, gegen die es zu

bewährten Abwehrmaßnahmen greift: blockieren, mauern, ablenken, abschalten – *verstehe ich nicht, echt nicht, ich kapiere auch gar nicht, wozu das gut sein soll, ich bin schon ganz durcheinander, lass uns erst mal Pause machen!* Hingegen hält es die wenigen Dinge, die sich ihm früh eingepägt haben, mit außerordentlicher Sturheit fest. Es können sehr einfache Falten sein, die aber gründlich und tief eingegraben sind, von der Schärfe einer mit Stärke wieder und wieder gefestigten Bügelfalte, und alles spätere Bügeln hilft und hilft nicht, es bleiben immer die Spuren, das Bügeleisen fällt von selbst wieder in die gewohnten Bahnen. Man kann ein Gehirn nicht zwingen, etwas Bestimmtes zu denken, und wenn es noch so richtig und folge-richtig dazu ist. Es ist ein lebendiges Wesen und es verweigert einfach die Gefolgschaft. *Nee, verstehe ich nicht. Können wir über etwas andres reden? Nee, auch nicht, wenn du es mir noch dreimal erklärst. Finde ich nicht logisch!*

Es mag wohl sein, dass die Logik – nun ja, kein gutes Bügeleisen ist. Sie kann sicherlich scharfe Falten machen, aber sie passt sich nicht den Windungen des individuellen Gehirns an, seinen ungleichmäßigen Oberflächen und versteckten Winkeln. Und sie glättet auch nicht, sie bügelt Probleme nicht unter, sondern sie wirft auf, Fragen nach den Ursachen, nach den Folgen, nach den Verbindungen und dem Gang der Dinge, wie sie ihn gehen in der Realität und unabhängig von den Wegen, die ein bestimmtes Gehirn nun einmal lieber geht, weil es sie doch gewohnt ist. Dass es Abkürzungen geben mag, Querverbindungen, Entdeckungsreisen in noch unentdeckte Länder – interessiert nur den, der den Reiz des Unbekannten höher schätzt als die Bequemlichkeit des Gehirns, das lieber faul auf dem Sofa liegt und die Synapsen schont und gern einmal ganz abschaltet und sich berieseln lässt. Man muss nicht nur Lernen gelernt haben, man muss es früh gelernt haben. Man muss nicht nur verstanden, man muss empfunden haben, dass ein folgerichtiger Zusammenhang nicht nur eine Befriedigung (durchaus im Sinne von: etwas, was einem Frieden verschafft), sondern sogar eine Freude ist, er ist schön und sinnvoll und immer wieder nachvollziehbar und

verlässlich. Man muss nicht nur erkannt, sondern erlebt haben, dass man nicht nur für den Lehrer und die Noten lernt (was wirklich doof ist und keinerlei Freude macht, außer man liebt den Lehrer ein wenig), sondern dafür, dass das eigene Gehirn: sich ent-faltet. Denken kann eine Belohnung sein; vielleicht ist es sogar die einzige, deren Wert sich nicht erschöpft und abnutzt, sondern immer wieder vervielfacht.

DAS LÄCHELN DES ERFOLGS

Die Schule war ein ehemaliges Mädchengymnasium, aber nur noch wenige erinnerten sich daran, dass man so etwas früher "höhere Töchterschule" genannt hatte; immerhin nahm man nun schon seit zehn Jahren auch höhere Söhne auf. Und doch war es wahrscheinlich dieser halb vergessenen Tradition zu verdanken, dass die Rektorinnen des Gymnasiums immer Frauen waren. Als ich in die fünfte Klasse kam, die Quinta, leitete eine gemütliche Person mit einem weißen Oma-Dutt die Schule, und man fühlte sich gleich zuhause. Doch dann, es war wohl irgendwann zwischen Ober- und Untertertia, ging die gemütliche Person in ihren gemütlichen und wohlverdienten Ruhestand, und es folgte eine moderne Person, deren Namen wir aus höherer Töchterdiskretion verschweigen wollen; nennen wir sie Frau Kübel. Frau Kübel trug eine moderne Kurzhaarfigur und eine Hornbrille, und sie wirkte energisch und durchsetzungsstark und dynamisch – also all das, was heutzutage in jeder etwas höher zielenden Stellenausschreibung, und sei es für die örtliche Bäckerei, vorausgesetzt wird. Normalerweise hatte man nichts mit ihr zu tun, sie musste nur wenig unterrichten, weil sie höhere Pflichten hatte, aber es ergab sich, dass sie den neueingerichteten Ethik-Kurs in der Oberstufe, wahrscheinlich war es sogar in der Oberprima, übernommen hatte. Es war ein durchaus anspruchsvoller Kurs, und sie unterrichtete ihn straff und dynamisch und vielleicht eine Spur autoritär. Das jedoch waren die Schülerinnen wenig gewohnt; man war in der Hochphase sozialdemokratischer Chancengleichheits-Euphorie und Emanzipations-Utopie sozialisiert worden, die Lehrer

trugen Lederjacken und rauchten, und soeben hatte man einen der ersten Schulstreiks in der bundesdeutschen Schulgeschichte organisiert; worum es ging, war bald vergessen, wahrscheinlich irgendein kulturpolitisches Renommierprojekt oder eine überflüssige Schulreform mehr, aber man war zusammen auf die Straße gegangen, zur besten Unterrichtszeit, und das Fernsehen hatte darüber berichtet. Man hatte es wirklich nicht nötig, sich von einer etwas dominanten Ethik-Lehrerin-cum-Rektorin über ethische Grundfragen unterrichten zu lassen!

Damals diskutierte man so etwas aus, und wenn es die Hälfte der planmäßig vorgesehenen Unterrichtsstunden kostete. Bei den Sozi-alkunde-Lehrern jedenfalls. Frau Kübel jedoch bat sich aus, man möge aufschreiben, was einem an ihrem Unterricht denn missfalle und was man sich anders wünsche – konstruktive Kritik also, wie man heute sagt, oder eine Art Privat-Evaluation, ganz ohne Fragebogen und Punkteskalen und allein mit einem großen weißen Feld für sonstige Bemerkungen. Das war definitiv völlig neu und brachte einen ziemlich ins Nachdenken. Aber nun gut, dafür war der Ethik-Unterricht schließlich auch da, und ich dachte gern nach und schrieb es gern auf. Und nachdem ich genug nachgedacht hatte, wahrscheinlich eine ganze halbe Stunde, füllte ich einen ganzen weißen Bogen mit konstruktiver Kritik, die ich längst vergessen habe – bis auf den einen Punkt jedenfalls, der mich damals am meisten beunruhigte: Und das war das Lächeln von Frau Kübel. Es war nämlich, so war mir aufgefallen, ein geschäftsmäßiges Lächeln; es verzerrte wohl ein wenig die Mundwinkel nach oben, aber es kam niemals in den Augen an, die hart blieben und durch einen hindurch oder über einen hinweg schauten. Das aber, so schrieb ich in meinem jugendlichen Hochmut und mit der gesammelten psychologischen Menschenkenntnis meiner knapp 17 Jahre, das gehöre sich nicht; es mache den Anderen zu einem Objekt, das geschickt manipuliert werde, das man einkaufen wolle, aber ohne den vollen Preis zu bezahlen, sozusagen: nämlich eine ernsthafte Beziehung zu ihm aufzubauen, ihn als Person ernst zu nehmen, was aber doch nun

zweifellos die Grundlage gelingender Kommunikation sei, auch und gerade in der Schule und natürlich doppelt und dreifach im Ethik-Unterricht!

Wie ich es genau formuliert habe, ist mir entfallen, aber ich befürchte, dass ich sogar von dem Herzen sprach, aus dem das Lächeln zu komme habe. Dass ich mir große Mühe mit meinem *J'accuse* gab, weiß ich jedenfalls sicher, und auch, dass ich schon über einige nicht ganz unbedenkliche rhetorische Künste verfügte, ebenso wie über eine gelegentlich erbarmungslose Beobachtungsgabe. Dementsprechend erwartete ich eine angemessene Reaktion auf meine nun zweifellos richtige und ohne jede Furcht vor autoritären Retourkutschen vorgetragene Anklageschrift, ja vielleicht sogar ein Lob für die ansprechende Darstellung, mindestens aber ein Zugeständnis. Es kam nicht. Ich weiß nicht, ob sich überhaupt etwas änderte im Unterricht, oder ob man einfach das Halbjahr mit einiger Mühe auf beiden Seiten zu Ende brachte; wahrscheinlich war es eher so, und danach kam das Abitur, und man war reif erklärt für noch höhere Schulen.

Das geschäftsmäßige Lächeln begegnet einem inzwischen allenthalben, es gehört zum Standard-Bewerberprofil des oder der Jung-Dynamisch-Innovativ-Kreativen, und sei es für die örtliche Bäckerei, und es wird noch verstärkt durch frühzeitig vom Kieferorthopäden gerichtete Zähne, die strahlend weiß gelasert sind. Und es ist ungerecht, wie alle Geschlechterfragen zutiefst ungerecht sind, dass es einem vor allem bei Frauen unangenehm auffällt; Frauen, die verbindlich und sympathisch wirken wollen, aber auch etwas erreichen; Frauen, die lächeln, weil Frauen eben lächeln und nicht beißen, auch wenn sie damit genau das gleiche bewirken wollen. Und weil einen jede persönlich begangene Ungerechtigkeit irgendwann einholt, hat auch mich das Lächeln von Frau Kübel irgendwann befallen. Man hat einfach nicht immer Zeit und Lust zu einem echten Lächeln, das Herz ist anderweitig beschäftigt oder läuft im Energiespar-Modus, und die Mundwinkel haben längst gelernt, sich auf Autopilot zu bewegen. Aber das ist der Preis, wenn man von einer

höheren Tochter zu einer emanzipierten Frau wird: Man verkauft sein Herzenslächeln, Stück für Stück; es gibt nämlich nichts geschenkt in dieser Welt, und dass man den Kuchen nicht haben und essen kann, ist die unendliche weise Formulierung, die der Alltagsverstand dafür gefunden hat. Das hätte man sogar schon damals im Ethik-Unterricht lernen können, wenn man nicht so sehr mit akademischen Theorien über richtiges Handeln in konstruierten ethischen Zweifelsfällen oder den Diskussionen um die fehlgeleitete Autorität der Rektorin beschäftigt gewesen wäre. Aber dafür hätte man auch mit dem Herzen verstehen und nicht nur hochtrabende Sätze vom Herzen schreiben müssen, und das bringt einem nur das Leben bei, für das man in der Schule sowieso so gut wie nichts lernen kann (aber manchmal reicht es auch, etwas für die Schule zu lernen).

IDEALISTINNEN UND REALISTINNEN

Ich weiß nicht, ob die Deutschlehrerin in diesem Halbjahr keine Lust hatte oder persönliche Probleme, oder ob sie einfach nur pädagogisch experimentieren wollte (eigentlich war sie aber eine sehr gute Deutschlehrerin und hatte Experimente nicht nötig). Aber in diesem Semester, es war eines der letzten auf dem Gymnasium, stellte sie uns auf einmal frei, welches Drama aus der großen und weiten deutschen Literatur wir lesen wollten, in Kleingruppen, um es dann am Ende des Semesters zu präsentieren. Ich weiß nicht mehr, was die anderen sich auswählten, oder ob es eine Liste gab; aber ich erinnerte mich mit Schrecken an vorhergehende Pflichtlektüren "sozialkritischer" Dramentexte, die sogar aus Brecht-Stücken langweilige Moralpredigten machen konnten (ich hatte damals schon den Verdacht, dass der böse Bertolt Brecht so etwas sicher nicht im Sinn gehabt hatte, als er seinen "guten Menschen von Sezuan" schrieb, eine schonungslose Anklage gegen folgenlose Moralpredigten überhaupt, und sicherheitshalber las ich gleich noch einen Großteil der anderen Brecht-Dramen hinterher, die Stadtbibliothek war gut ausgestattet, und ich hatte genug Zeit, weil es noch kein Internet und keine *social media* gab, und ich hatte natürlich

Recht, Brecht war wirklich nicht sozialkritisch, das hatte er nämlich nicht nötig!)

Jedenfalls entschieden meine Freundin und ich, es solle nichts Geringeres als Goethes "Faust" sein, nicht nur das bedeutendste, sondern auch das deutscheste aller deutschen Dramen. Fortan saßen wir zu zweit auf der Wiese hinter der Schule – es war im Sommerhalbjahr, und unsere Freiheit war so groß, dass wir sogar das Klassenzimmer verlassen durften –, und ich erinnere mich, dass ich ziemlich bald damit begann, mich aufzuregen. Das konnte doch wirklich nicht wahr sein, dass dieser komische Doktor Faust unser großes nationales Vorbild sein sollte, der Intellektuellen-Superman schlechthin, die Versinnbildlichung des großen Strebens des Menschen und der ruhelosen Suche nach dem Wissen über das Universum und den ganzen Rest! Ein gescheiterter Universitätsprofessor. Sitzt da wie ein Bummelstudent, hat dieses und jenes und dann noch was anderes studiert und ist mit nichts zufrieden. Schikaniert seinen armen Untergebenen, den etwas unfair dargestellten Famulus Wagner, voll das Klischee im Übrigen, und macht sich über ahnungslose Erstis lustig. Und dann kommt der Teufel, wenigstens eine etwas eindrucksvollere Gestalt – hat Humor und kann sich über sich selbst lustig machen, das würde Faust nie passieren! – und schwätzt ihm diese dämliche Wette auf: Wenn er den griesgrämigen Faust jemals dazu bringen würde, den Augenblick zur Ewigkeit verlängern zu wollen, dann gehöre seine Seele ihm, dem Teufel, für immer und ewig! Mephisto werde ihm im Gegenzug jeden Wunsch erfüllen, sei es, was es wolle. Natürlich führt das ziemlich schnell in einen logischen Zirkel, wenn man darüber nachdenkt: Jeder Augenblick, den man zur Ewigkeit verlängert, wird ziemlich schnell entweder unerträglich oder ein Dauerzustand – Normalität also, Famulus-Wagner-Welt, Alltag. Glück ist nicht dazu gedacht, dass es bleibt, und Ewigkeit ist nicht für Menschen, sonst hießen sie Götter (auch wenn ich das damals sicherlich noch nicht so formuliert hätte, schließlich ist man, wenn man jung ist, selbst so eine Art Halbgott)!

In diese Falle aber schien mir der achso überkluge Faust, und ich wurde nicht müde, es meiner Freundin zu erklären, immer wieder zu rennen. Da hat er nun die Möglichkeit, sich alle Wünsche, schwuppdwupp, von einem sehr hilfreichen Teufelchen erfüllen zu lassen, und was wünscht er sich? Ein junges Mädel. Ins Bett. Sofort. Und hinterher ist er angeödet. Damals wusste ich noch nicht viel von Männern und war deshalb nicht in der Lage zu ermessen, dass dieser Wunsch ziemlich nahe an der Realität ist – was ihn aber immer noch nicht klüger macht, sondern nur die Männer dümmer und berechenbarer; damals jedenfalls fand ich ihn weder klug noch realistisch, sondern nur unendlich blöd und langweilig. Im ersten Akt will man erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, und im zweiten will man Kindersex? Zumal die Geschichte, in Faust I wenigstens (und an Faust II wagten wir uns dann doch nicht heran), über diesen Punkt nicht wesentlich hinauskommt: Er verführt das arme Gretchen, natürlich wird sie schwanger; er verwirrt ihre arme ungebildete Seele so, dass sie keinen anderen Ausweg weiß, als das Kind zu töten und im Kerker zu enden; nebenbei bringt er noch ihren besorgten Bruder um. Die Tragik erschloss sich mir nicht (und um ehrlich zu sein, tut sie das bis heute nicht voll und ganz, liegt wahrscheinlich daran, dass ich eine Frau bin). Ich sah einen verbrecherischen Schurken, der eine Familie vernichtete, damit er endlich auch mal das volle Leben erleben konnte, das in seiner Studierstube an ihm vorbeigegangen war. Natürlich hat er sich dann im Gefängnis bei Gretchen nicht mehr gewünscht, dass der Augenblick bleiben solle. Wahrscheinlich aber noch nicht mal vorher beim Sex. Wiederholung ist in Ordnung, aber nicht der Dauerorgasmus (o.k., das dachte ich damals wahrscheinlich auch nicht). Und Mephisto – der ihn ja noch warnt! – sollte der Böse sein, und Faust der Übermensch in diesem Szenario?

Meine Freundin leistete tapfer Widerstand. Man müsse Faust zugutehalten, so argumentierte sie, dass er ein großes Ziel habe, für das er immerhin seine Seele aufs Spiel setzte (da war auch nicht viel aufs Spiel zu setzen, hätte ich antworten können, ich weiß aber nicht, ob

ich damals schon so zynisch war). Wer groß strebe, müsse auch groß irren. Das unterscheide ihn gerade von den Alltagsmenschen, die ihr kleines Alltagsleben damit zubrachten, nie über das unmittelbar Gegebene und Nötige hinauszudenken; schließlich seien von denen auch keine weltbewegenden Erkenntnisse darüber zu erwarten, was die Welt im Innersten zusammenhalte, oder? Sicher, sagte ich vielleicht. Sie bringen dabei aber auch weniger Leute um, insgesamt gesehen. Und sie müssen sich die ganze Zeit von irgendwelchen Großintellektuellen sagen lassen, wie unendlich spießig und kleinbürgerlich sie sind. Weil es ja so viel *cooler* ist (das Wort kannten wir noch nicht), kleine Mädels zu verführen und sich einen Dreck um die realen Folgen zu kümmern. Nein, wenn das Größe sein soll, dann sollten wir doch alle lieber den Kleingarten heiligen und die Gartenzwerge! (später hätte ich Schiller zitieren können, bekannt als großer Idealist, aber unbekannt als durchaus realistischer Denker, der über den Realisten und den Idealisten schrieb: "Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, dass das Ganze *gleichförmig* menschlich gut, als dass das Einzelne *zufällig* göttlich sei – und wenn also der Idealist ein geschickteres Subjekt ist, uns von dem, was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stetigkeit in der Erfahrung ausführen und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten". Eben).

In meiner Erinnerung ist unsere Diskussion im Übrigen gar nicht so ausweglos gewesen, wie sie jetzt erscheinen mag. Wir haben sicherlich viel über das Stück geredet, über Szenen und Textpassagen, denn wir waren beide gründliche Leserinnen. In Erinnerung geblieben ist mir aber nur der uralte Kampf zwischen Realismus und Idealismus, den wir auf der Wiese hinter der Schule in einer Reihe von Deutschstunden ausfochten. Komischerweise hätte ich mich damals selbst für eine Idealistin gehalten, und ich hätte energisch und peinlich berührt widersprochen, wenn man mir Realismus unterstellt hätte. Aber mein Verstand war offensichtlich schon etwas weiter als mein verwirrtes Selbstbewusstsein, und er sprach das Urteil: Jeder

mag sein Glück suchen, wie und wo er will, und wenn er auch noch Erkenntnis sucht, umso besser und schöner. Aber man bringt dabei nicht fahrlässig Leute um, auch nicht, wenn man Faust oder der Schah von Persien ist. Das ist keine Erkenntnis dieser Welt wert. Und das war noch nicht einmal ein besonders moralischer Gedanke; es war eher ein logischer. Denn zum einen hatte mein Verstand wahrscheinlich damals schon den Verdacht (den er mir aber noch verschwie, bis ich ihn verkräften konnte), dass menschliche Erkenntnisse insgesamt eher einen eingebildeten denn einen realen Wert haben; im schöngeistigen Bereich jedenfalls, wie ich heute ganz sicher hinzufügen würde, denn die Entdeckung des Penicillin, zum Beispiel, hatte einen sehr hohen, sehr realen Wert, und dafür hätte ich vielleicht sogar Faust seine primitive Neigung zu Loltas verziehen. Und natürlich kann der eingebildete Wert einer Erkenntnis für den Betroffenen immens sein; aber er wird nicht von Dritten bezahlt, weil er für sie normalerweise eben keinerlei Wert hat (im Gegensatz zu Penicillin, das für die meisten Leute ziemlich nützlich sein kann).

Eigentlich aber, und das das konnte selbst mein frühreifer Verstand damals noch nicht wissen, sondern höchstens ahnen, habe ich meine zukünftige Lebensform verteidigt. Ich habe nie nach Großem gestrebt, weder damals noch heute. Ich hatte keinen großen Plan und keine großen Ziele; das Leben war schwierig genug, jeden Tag aufs Neue, vor allem, wenn man so viele eingebildete Probleme hatte wie ich. Ich habe dann ordentlich studiert, dies und das und auch noch jenes, viel gearbeitet und eine bürgerliche Kernfamilie gegründet. Wir leben auf dem Land, im allerbürgerlichsten Teil Deutschlands, und wir sind gern dort. Ich führe meinen Haushalt und pflege mein Gärtlein (und ja, es gibt sogar Gartenzwerge dort, man kann sie gern ironisch nennen, man kann es aber auch bleiben lassen). Und ich schreibe weiterhin besonders gern Artikel und Aufsätze, die die meist übersehene Größe des Kleinen hervorheben, oder den Ernst und die Würde des bürgerlichen Lebens, ohne die es keine Zivilisation auf dieser Erde gäbe, oder den niemals hoch genug zu

schätzenden Wert von Mäßigung, nicht Mittelmäßigkeit (ein viel zu häufig gerade von Intellektuellen vorgetragenes Missverständnis). Die Größe hat genug Verteidiger, und leider sind es häufig selbst zu kurz geratene Denker.

Meine Freundin verlor ich nach dem Abitur bald aus den Augen; sie war nicht studieren gegangen, sondern machte irgendeine brave Ausbildung, und als ich viele Jahre später aus Neugier nach ihr googelte, fand ich ihren Namen in einer großen Behörde in unserer alten Heimatstadt. Die Idealistin war Beamtin geworden und in der Heimatstadt geblieben, und der unausrottbar boshafte Teil meiner selbst sah sie in Wagnersche Hängeregistraturen verstrickt; die Realistin war in die Welt gegangen und hatte dieses und jenes und dann etwas Anderes studiert und schrieb jetzt selbst Bücher, wenn auch eher kleine. Aber das ist natürlich nur die Oberfläche, und ich weiß auch nicht, wie die Diskussion heute wohl ausgehen würde. Zum Trost denke ich dann, dass Goethe schließlich auch über seinen ersten Faust hinausgekommen ist, ja, dass er ihn heimlich vielleicht selbst später komisch fand (und als Faust-Satire würde er auch ziemlich lustig sein). Faust II jedoch ist eine gänzlich andere Geschichte, und mit gutem Grund verschloss ihn der wahrhaft große Goethe in einer Schublade, die erst nach seinem Tod geöffnet werden durfte. Es gibt Texte, für die wird man nicht geliebt, weil sie zu wahr sind, und das hat weder mit Realismus noch mit Idealismus zu tun; es besteht jedoch der Verdacht, dass sie besser und wahrer sind als die, die alle Welt liebt und preist.

DIE WAHRHEIT IST KONKRET

Da saß ich nun mit meiner Weisheit. Drei Jahre lang hatte ich geschwiegen (na gut, eigentlich waren es nur zweieinhalb gewesen), hatte mein besseres Wissen für mich behalten (na gut, vielleicht war es nicht immer besser) und hatte meine Deutschlehrerin, die eigentlich viel zu schade für ein Gymnasium war (jedenfalls ganz sicher für einen nur mäßig begabten Deutsch-Leistungskurs) die ganze Arbeit

allein machen lassen. Wir hatten uns durch die soeben erfundene Rezeptionsästhetik samt ihrem mäßig anspruchsvollen Jargon gekämpft, die deutsche Dramenliteratur in unterschiedlicher Tiefe gestreift, ein wenig in der Linguistik dilettiert, und das war alles schon bemerkenswert genug für ein einfaches hessisches Gymnasium. Aber am meisten bewunderte ich meine Deutschlehrerin für ihr begnadetes Manipulationstalent: Wie sie es uns zu Beginn jedes Schuljahres angeblich freistellte, ein Thema zu wählen ("das überlasse ich ganz Ihnen!"), dann einige ausgewählte Themen präsentierte und uns am Ende dazu brachte, genau das Thema zu wählen, dass sie eigentlich sowieso machen wollte – das war einfach grandios! Frau – nennen wir sie: Calumbel, es war ein etwas exotischer Name, ich denke, sie hatte sogar einen Dokortitel, was mich damals nicht sehr interessierte, mehr interessierten mich ihre seltsame Aufsteckfrisur, die spitzen Stöckelschuhe und die Kostüme, die sie trug, und das fiel in einem hessischen Gymnasium in den 80er Jahren schon ziemlich auf –; Frau Calumbel also hatte einen Anspruch; nein, sie war der personifizierte Anspruch, wahrscheinlich fürchteten sich sogar die anderen Deutschlehrer vor ihr, die wie wir selbst eher in schlampigen Jeans herumliefen. Ganz sicher jedenfalls fürchtete ich mich vor ihr, aber irgendwie rührte sie mich auch. Sie wirkte – einsam, so einsam, wie nur allzu kluge Frauen sein können; etwas aus der Zeit gefallen, in einem französischen Café hätte man sie sich vorstellen können, eine Zigarette in einer Spitze graziös balancierend und vielleicht sogar inhalierend. Aber nun war sie an einem hessischen Gymnasium gelandet, und sie versuchte, das Beste daraus zu machen. Sie war auch dem einen oder anderen pädagogischen Experiment nicht abgeneigt, und im Ergänzungskurs Philosophie, der zwischen 7 und 8 Uhr am Morgen stattfand, also in der nullten Stunde (eine Symbolik, die ich damals nicht genügend zu würdigen wusste, wie so vieles), machten wir einmal, nein: zweimal etwas ganz Besonderes. Frau Calumbel gab einen Begriff vor, einen philosophisch schwergewichtigen natürlich; und wir alle mussten auf kleine Zettel einen Satz dazu schreiben, anonym. Anschließend wurden die Zettel

eingesammelt und einer nach dem anderen gezogen; und dann konnte man, wenn man wollte, sich zu seiner eigenen, altersgemäß meist eher leichtgewichtigen Erkenntnis bekennen und sie kommentieren.

Beim ersten Mal versagte ich kläglich. Das Wort war "Ich", und das war nun nicht direkt ein Lieblingswort von mir; ich vermied es, wo es ging, die Gründe gehören nicht hierher. Ich weiß nicht einmal mehr, was ich mir abgerungen habe für den Zettel; es war sicherlich nicht merkwürdig. Zum Glück wurde mein Zettel nicht gezogen (Schulstunden sind endlich, im Gegensatz zur Philosophie), und die "richtige" Lösung hatte sowieso jemand anders gefunden: eine unauffällige, etwas pummelige Klassenkameradin mit einem schön altertümlichen Namen, nennen wir sie: Hildegunde, die unauffällige Hildegunde also hatte auf ihrem Zettel notiert: "Ich bin Ich". Genau das war es, was Frau Calumbel hören wollte, und es leuchtete mir auch irgendwie ein, dass über die offensichtliche Tautologie hinaus noch etwas mehr in dem Satz stecken mochte, was ich sicherlich später begreifen würde (ganz habe ich es immer noch nicht begriffen). Aber ich war zu einer Hälfte beleidigt, dass nicht ich, die schweigende Musterschülerin, auf diese Idee gekommen war, und zur anderen Hälfte erleichtert, dass ich meinen banalen Ich-Satz nicht verteidigen musste.

Beim zweiten Mal war der Begriff: "Wahrheit". Nun war auch das ein Wort, über das ich noch nicht wahrhaft tief nachgedacht hatte, wahrscheinlich noch nicht mal scheinhaft oberflächlich. Aber ich hatte viel gelesen in letzter Zeit, einiges davon verdankte sich meiner Deutsch-Lehrerin, und soeben war Bertolt Brecht der Favorit. Und Bertolt hatte, so hatte ich in einer Biographie gelesen und mir als bemerkenswert gemerkt, in seinem dänischen Exil einen Satz auf einen Dachbalken geschrieben, so dass er ihn immer im Blick hatte; er hieß: "Die Wahrheit ist konkret". Ich sah ihn direkt vor mir, wie er von seinem einfachen Schreibtisch aus auf den dänischen Sund schaute, eines seiner wunderbar lakonischen Gedichte schrieb, 'Vom Schwimmen in Seen und Flüssen' vielleicht, und über ihm

thronte die mahnende Erkenntnis: "Die Wahrheit ist konkret". Und noch während ich eifrig meinen Satz notierte, überstürzten sich die Gedanken in meinem Kopf, was ich alles Kluges und Tiefsinniges dazu sagen würde: Wie es ein Frontalangriff sei, gerichtet gegen die Abstraktheit der Philosophie, ihrer Theorien und Begriffe, und auch gegen jedwede politische Ideologie, in welcher Verkleidung sie auch daherkommt. Und ich würde sage, dass es ein schöner Satz sei, knapp und auf den Punkt, und dabei so viel zu denken gebe. Aber wahrscheinlich hätte ich damals noch nicht sagen können, was ich heute sagen würde, wenn ich mich in die Situation zurückversetze und überlege, warum mir der Satz so ungeheuer naheging: Dass es eigentlich der Abschied von der Schulzeit sei, diesen Satz sagen zu können – und dann hinauszugehen ins Leben, für das man in der Schule angeblich lernt; aber man lernt natürlich, wie der Satz auch im Original korrekt lautet, in der Schule nicht für das Leben, sondern für die Schule, und die Wirklichkeit, das Leben, das Konkrete, kommen hinterher. Vielleicht imaginierte ich auch Frau Calumbels Staunen, dass nun ausgerechnet Ich diesen Satz sagte; würde sie ihn erkennen, würde sie bemerken, dass dies ein Satz war, der einen großen Schritt für mich bedeutete, wenn auch vielleicht einen kleinen für die Menschheit? Aber mein Zettel wurde nicht gezogen, obwohl diesmal fast alle an die Reihe kamen; ich saß da und zappelte und der Hut leerte sich, und heute möchte ich meinen, dass am Ende nur noch mein kleiner Zettel da lag, der die einzige wahre Wahrheit über die Wahrheit enthielt: dass sie konkret ist. Aber es hat auch seine Schönheit und Folgerichtigkeit, dass der Satz nicht öffentlich gesagt wurde. Schließlich muss ihn doch jeder selbst finden.

LOB

Am schlimmsten war es, wenn man falsch gelobt wurde. Nun gut, man war ein Kind, Gelobtwerden gehörte zum Job, und das war schwer genug. Man sah förmlich, wie sie sich zusammenreißen mussten, die Großen, man riss die Augen auf und war ganz aufgeregt - und dann brachten sie doch nur wieder eine Belanglosigkeit über

die Lippen: Schön gemacht! Was du alles schon kannst! Wirklich toll! Und das war noch vor der großen Inflation des Lobes, dem unaufhaltsamen Aufstieg des unbedingt positiven Feedbacks und dem Selbstverstärkungs-Gipfel des „*good for you!*“ Nein, es war einfach nur peinlich, gelobt zu werden, selbst wenn man noch sehr klein war. Niemals erkannten sie das, womit man sich wirklich Mühe gegeben hatte, und irgendwann war man dazu übergegangen, sie besser zu verstecken, die kleinen Glanzleistungen, oder die Entdeckungen, die die Welt veränderten (ja, das taten sie. Ja, die Welt hatte es nötig). Vielleicht war man irgendwann sogar dazu übergegangen, kleine Lob-Vorwände zu erfinden, künstlich ungeschickt, reduziert auf das, was sie gerade noch erkennen würden; sie freuten sich ja so, wenn sie loben durften! Oder man sah zu, wie die anderen gelobt wurden und wunderte sich einfach nur: Warum musste man denn für Selbstverständlichkeiten gelobt werden? Dass man etwas richtig gemacht hatte, eine Aufgabe gelöst hatte, ein Bildchen gemalt hatte – nun ja, in Ordnung. Man hatte gezeigt, dass man Anordnungen befolgen konnte, selbst wenn sie einem unsinnig erschienen. Man hatte mal wieder den Finger gehoben und eine Banalität gesagt, aber irgendwann war es einfach nicht mehr zu ertragen. Sicherlich hätte man es nicht so weit getrieben, dass man nun getadelt wurde, auch wenn es genauso für das Falsche gewesen wäre (was konnte man denn dafür, dass man die Tasse hatte fallen lassen? Ganz sicher hatte man es besser gewusst, Tassen waren nicht dazu da, dass man sie fallen ließ, aber es war halt passiert; vielleicht hatte man nicht aufgepasst, ok, aber man hatte doch einen Grund gehabt, nicht aufzupassen, und vielleicht war es sogar ein lobenswerter?) Aber man wurde – unauffällig. Jenseits von Lob und Tadel. Ein stilles Wasser (sogar dafür wurde man gelegentlich noch gelobt, Himmel, gab es denn gar keinen Rückzugsort mehr?).

Vielleicht war es in dieser langen Zeit des Rückzugs, in der man das stille Eigenlob entwickelte. Denn zwischendurch hatte man, da war man sich relativ sicher, ein paar Sachen ziemlich gut gemacht – also, eher gedacht natürlich, oder geschrieben, oder erkannt, oder, was

immer häufiger wurde, einen Fehler korrigiert - nichts also von all den lauten Dingen, die auf den Marktplätzen der Attraktionen das öffentliche Lob auf sich zogen. Oder man hatte etwas erledigt. Etwas, das schon lange herumlag, und keiner wollte anfassen, man sah aber, dass es getan werden musste, es war keine Meisterleistung, es war ein Akt der Disziplin, vielleicht sogar nur das Ergebnis eines etwas überentwickelten Ordnungssinnes, der einem keine Entspannung erlaubte, bevor nicht fertig aufgeräumt war. Das war, vielleicht muss man das dazu sagen, bevor die Prokrastination entdeckt wurde. Nicht dass es nicht schon immer Prokrastination gegeben hatte; aber bevor das Wort in aller Munde war, sperrig, kantig, sprechend, war man halt einfach nur faul. Jetzt prokrastinierte man, und schon dadurch, dass man das Wort aussprach, tat auf einmal ja etwas und nicht nichts, man prokrastinierte nämlich! Jeder erkannte Fehler wurde zu einem ironisch-aufhebbaren, auf der Meta-Ebene sind alle Mängel der Realität geheilt und man kann sogar das Prokrastinieren selbst loben. Derweil erledigen andere Dinge. Stillschweigend, damit endlich Ruhe ist. Ach, es ist niemals Ruhe. Der Berg der nicht-erledigten Dinge wächst und wächst, und unten stehen die Prokrastinierer und feuern die Erlediger an: Schön gemacht! Durchhalten! Ihr schafft es! *Good for you!* Das hat aber wirklich nichts mit Lob zu tun.

Deshalb war es nötig, sich gelegentlich selbst zu loben. Erst still, dann laut: Schön gemacht, Frau Heinz, sagte man dann zum Chef, der etwas begriffsstutzig im Chefsessel saß. Ja, richtig gehört. Ein Lob wäre an der Zeit gewesen, ich habe nämlich etwas erledigt. Wir können jetzt alle weitermachen, weil ein lästiges Hindernis ist aus dem Weg geräumt ist. Vielleicht habe ich einen Fehler dabei gemacht, das ist durchaus möglich, man möge mich gern tadeln dafür. Wer handelt, macht Fehler. Ein ordentlicher Fehler ist schon etwas, auf das man stolz sein kann. Aber nie wird man dafür gelobt, dass man einen ordentlichen Fehler gemacht hat! Es wäre, vielleicht, der Kern eines ordentlichen Lobes gewesen.

Mit dem Alter kommt man schließlich über alles hinweg, über die Kritik und das Lob. Die Kritik vor allem, ach, sie ist ein lustiges Spiel, sogar wenn man sie ernst nimmt (was die wenigsten tun, die Kritischablonen sind einfach zu billig geworden, sie liegen überall herum und passen auf alles, notfalls im Modus des „irgendwie“). Man kann nämlich alles kritisieren. Ist es gut? Dann ist es zu gut, unrealistisch, übertrieben, weltfremd. Ist es schön? Schönheit ist *out*, uninteressant, notwendig eskapistisch, eine Verschleierung das Elendes der Welt. Ist es interessant? Interessant ist alles und jedes, das worum es geht, ist Tiefe! Ist es tief? Tiefe wird überschätzt, das, was uns interessiert, sind Oberflächen, das Leben ist ein Oberflächenphänomen. Ist es oberflächlich? Die wahren Gründe liegen in der Tiefe. Ein Spiel, endlos, sich im Kreise drehend. Kritisieren kann man alles. Schon, weil man nichts sicher weiß. Urteils-Prokrastination, ins Systematische und Unendliche!

Das Lob hingegen ist schwieriger zu verwinden. Es könnte sein, wenn man ganz ehrlich ist und in die stillen Tiefen schaut, dass man immer noch darauf wartet – einmal, einmal nur richtig gelobt zu werden; nicht nur, wie man sich selbst lobt (was schon ziemlich gut ist), sondern ein wenig besser noch, ein wenig tiefer noch, ein wenig klüger noch, ein wenig interessanter noch. Das wahre Lob, so hofft man, unverbesserlich, würde einem etwas über einen selbst sagen, was man noch nicht weiß – *in a good sense*, natürlich (*be careful what you wish for*). Man würde sich selbst dann endlich im richtigen Licht sehen, es muss gar kein Scheinwerfer sein, ein wenig milde Beleuchtung würde ausreichen, aber sie dürfte nicht zu schmeichelhaft sein. Aber man könnte sich ein wenig darauf ausruhen, in den langen Tagen und Nächten, die kommen, in denen Dinge erledigt werden und das falsche Lob Wellen schlägt und die falsche Kritik Gräben aufreißt. Es müsste dafür – ein sachliches Lob sein. Kein Superlativ, um Himmelswillen, ein menschenfreundlicher Komparativ, den man auf eine Waage legen kann, ohne dass sie das Gleichgewicht gänzlich verliert. Nur wer einen ordentlichen Komparativ benutzen

kann, hat verstanden, wie man Dinge wirklich abwägt gegeneinander.

Eigentlich kann ich mich nur an zwei Situationen erinnern, an denen ich beinahe ganz richtig gelobt wurde, und nun wird es wieder nötig, sich selbst zu loben, aber – nun ja, halten wir es mal aus, Gestank oder nicht, es geht darum, eine Lehre zu ziehen und einen Schluss. Das eine Mal war im Kunstunterricht, Oberstufe im Gymnasium, und der Kunstlehrer war nicht nur ein wenig abgedreht, wie das Kunstlehrer ja immer sein müssen, sondern er war relativ – sachlich und ein wenig streng. Er hatte uns im Stehschritt durch die Kunstgeschichte geführt, Epochen, schön säuberlich getrennt, und schon dafür war ich ihm ziemlich dankbar. Aber dann und wann musste nun doch wieder ein wenig Praxis sein, wogegen ich auch gar nichts hatte, schließlich sollten wir keinen gotischen Dom aus Streichhölzern bauen. Nein, wir hatten gerade eine Lektion über das amerikanische Action Painting erhalten, und nun sollten wir ein sehr reduziertes Action Painting Bild anfertigen; wir hatten nur einen DIN-A4-Bogen weißes Papier und schwarze Tusche und einen Pinsel. Ich weiß nicht mehr genau, was ich mir dabei gedacht hatte, aber ich setzte einen von oben nach unten breiter werdenden Bogen auf das Papier, und in ein recht schönes Verhältnis dazu einen geraden Querstrich und an einer Stelle, die sich daraus zwingend ergab, einen Punkt. So jedenfalls schwebt das Bild sehr unscharf in meinem Gedächtnis, ich könnte es aber nicht reproduzieren. Jedenfalls legten wir dann alle unsere unsignierten Werke auf dem Fußboden aus. Und unser strenger Lehrer ging nach kurzer wägender Prüfung schnurstracks auf mein kleines Kunstwerk zu, und sagte: dieses hier. Ich glaube, er hat es nicht begründet, es war auch gar nicht nötig, es sprang nämlich in die Augen, dass es auf seine Weise perfekt war. Und ich hatte es gemacht. Und keiner hatte es gewusst. Nachher natürlich schon, man musste ja eine Note bekommen, die war aber kein richtiges Lob.

Das zweite Lob war sogar ein halber Tadel, aber erst das machte es beinahe zu einem richtigen Lob. Es bezog sich auf meine

Habilitationsschrift, ein wissenschaftliches Ungetüm, aber ich hatte es mit einigem Herzblut geschrieben und es stand einiges darin, von dem ich schon wusste, dass ich es mehr versteckt als herausgestellt hatte. Aber eines Tages sagte mir ein Freund – es war ein eher ferner Freund, aber ein sehr, sehr kluger –, er habe nun (für sein eigenes wissenschaftliches Ungetüm, natürlich) das Buch gelesen, und es sei ja schon ziemlich beeindruckend, aber es sei sich nicht sicher, ob man literarischen Texten so intim an die Wäsche gehen könne oder solle. Das war ganz sicher mit Absicht so formuliert, er sprach gern in Bildern, auch gern in etwas schmutzigen, und ich war mir zwar nicht ganz sicher, ob ich verstanden hatte, was er damit meint, aber eines wusste ich ganz sicher: Ich war stolz ohne Ende! Denn er hatte vor allem verstanden, was die besondere Leistung dieses Buches war, nämlich eine Analyse, die – nun ja, Texten sehr, sehr tief auf ihren Grund gegangen waren, nämlich dort, wo sie produziert worden waren, in Einzelteilen, und montiert, von sehr geschickten Autoren, und dann blankpoliert für den unschuldigen Leser, damit er die Produktionsspuren und Nähte nicht mehr sehen konnte. Ich aber hatte sie gesehen, und darauf war es mir angekommen.

Aber diese Art des sachlichen Lobes, wie selten ist sie in einer Welt, die lieber Sensationen und Empörungen preist als wohlgesetzte Wörter zu wiegen! Ersatzweise, in der Zwischenzeit, entwickeln wir ein wenig Grazie. Das ist eine beinahe verloren gegangene, aber angenehme soziale Tugend, die in gleichem Maße auf Demut wie auf Natürlichkeit beruht. Grazie, das ist die Kunst, nett danke zu sagen – und es auch zu meinen, und zwar nicht nur in dem üblichen Ich-wünsch-dir-einen-schönen-Tag-und-du-wünschst-mir-einen-schönen-Tag-Deal. Die Kunst, etwas annehmen zu können, ein Geschenk zu empfangen, es mag nicht ganz passend sein, es mag sogar ganz und gar falsch sein, so falsch, wie ein von Grund auf falsches Lob, aber es ist ein Geschenk. Geschenke, wenn sie denn solche sein sollen, tragen ihren Grund in sich selbst, und man legt sie nicht auf die Waage, auch nicht auf die Ehrlichkeits- oder Korrektheitswaage. Sie sind eine Geste des Wohlwollens, und man erwidert sie am besten,

indem man sie wohlwollend akzeptiert, und zwar nicht nur dem Schein nach (Wohl-wollen kann man lernen. Entgegen anderslautender Entschuldigungen ist der Mensch ein in Maßen lernfähiges Wesen, vor allem, wenn er will. Nein, nur wenn er will!). Warum soll man sich auch nicht freuen über ein falsches Geschenk? Das Beste, was man zurückschenken kann, ist nämlich nicht ein wert-äquivalentes Geschenk, sondern Freude, eines der rarsten Elemente auf Erden, flüchtig und unberechenbar. Wer anderen eine Freude macht, macht sich aber selbst eine, und ja, so einfach ist das manchmal. Man muss sich aber dafür beschenken lassen. Man muss sich auch loben lassen, wohl oder übel, auch wenn es mal wieder ein wenig konstruktives Lob ist. Irgendwann lernt man schon, sich darüber zu freuen. Und das Werk lobt den Meister sowieso am besten.

HEGEL UND CURRYWURST, ODER: LOB DES VORURTEILS

Worauf ich übrigens auch ziemlich stolz bin, ist, dass ich noch nie in meinem Leben eine Currywurst gegessen habe. Ich könnte das begründen, relativ rational, mit dem eher mangelhaften ästhetischen wie nutritiven Reiz einer blassen Wurst unter einer grellbunten Soße, die offensichtlich nur erfunden ist, um eine Vielzahl von Sünden unter Farbe und Geschmacksverstärkern zu verdecken, und das war anfangs wohl auch die Ursache meiner Abneigung. Aber irgendwann hat sich dieser absurde Stolz entwickelt, und heute prahle ich einfach völlig begründungsfrei damit, dass ich noch nie in meinem Leben eine Currywurst gegessen habe – man prahlt viel zu selten mit etwas, was man noch nie getan hat, dabei kann das doch auch eine Leistung sein und ein Verdienst! Aber Scherz beiseite, es geht um ernste Dinge, nämlich um Currywürste und Georg Friedrich Wilhelm Hegel! Genau, der Hegel, preußischer Staatsphilosoph und Erfinder des Weltgeistes, in dessen Mantel man ihn deshalb auch immer gehüllt sieht, aber wahrscheinlich hat sich heimlich das Bild von Napoleon in seinem Feldherrenmantel darüber

geschoben, und er kann die Tränensäcke und die Hängebäckchen nicht vertuschen, genauso wenig die grellbunte Sauce die blasse Wurst. Denn das ist mein zweiter Negativ-Stolz: Ich habe noch nie Hegel gelesen; nein, das stimmt nicht ganz, ich habe es mehrfach versucht, einzelne Sätze, aber ich bekomme sofort eine geistige Abstoßungsreaktion, die sich in dem Bedürfnis äußert loszuschreien: falsch, falsch, von Grunde auf falsch! Ich bin im Übrigen sonst weder besonders streng in meinen Urteilen über die Richtigkeit oder Falschheit von Dingen (*natural born sceptic*), noch besonders wählerisch in meinen Lektüren, ich habe schon ganz andere Philosophen verdaut und esse gelegentlich sogar Fastfood. Nein ich finde es einfach so schön, dass es zwei Dinge auf dieser Welt gibt, bei denen ich mir das Recht reserviere, bei meinem von keinerlei realer Erfahrung angefochtenen Vorurteil zu verweilen. Ich finde, jeder sollte ein kleines privates Reservat für Vorurteile haben. Ständig muss man Dinge überprüfen, liebgewordene Überzeugungen ablegen, vertraute Gewissheiten auf den Müllhaufen der persönlichen Illusionen entsorgen. Aber dann, ganz heimlich, geht man zwischendurch schnell in sein Reservat und sagt: „Currywurst, niemals! Weltgeist, du kannst mich mal!“ Und dann geht man wieder raus und verhält sich vernünftig.

DIE EMANZIPATION DER MÄNNER

Nun bin ich in einer Zeit aufgewachsen, in der man gar nicht so viel über Emanzipation geredet hat, sondern sie einfach gelebt hat. Ich war ein Mädchen, das niemals auf die Idee gekommen wäre, dass sie irgendwie den Jungen gegenüber benachteiligt wäre oder eine spezielle Förderung bräuchte, und das war keine Verblendung oder Verschwörung, sondern einfach die Lebenserfahrung meiner sozialdemokratischen Jugend. Damit verbunden aber war eine weitere Überzeugung, von der ich relativ schmerzhaft geheilt werden musste; es war in der Zeit kurz vor oder kurz nach dem Abitur. So wie wir nämlich dachten, dass wir als Mädchen die gleichen Chancen und Möglichkeiten hatten wie die Jungen, glaubten wir auch, dass wir

überhaupt irgendwie gleich wären. Natürlich war man mehr mit Mädchen zusammen, aber man konnte auch durchaus unverkrampft mit Jungen reden und umgehen, ohne ständig darüber nachdenken zu müssen, ob es nun irgendeine Art erotischer Attraktion geben würde oder man besser die Augen groß aufschlagen und ein wenig niedlich tun sollte (sowieso keine Option für Frauen über 1,70 cm). Natürlich gab es auch Flirt, und man verliebte sich, dann und wann gab es Fummeln und vielleicht später sogar irgendwann Sex – aber alles auf der Basis, dass wir das gleiche wollen und das gleiche fühlen und man über alles reden kann und dann zu Ergebnissen kommen, die unabhängig sind vom Geschlecht der Diskutierenden. Das war naiv, zugegeben, und vielleicht war ich ja auch die einzige, die so naiv war, gerade kluge Mädchen können ja von einer unglaublichen Naivität im Blick auf das reale Leben sein; aber es war jedenfalls eine schöne Illusion.

Sie funktionierte genau bis zu jenem Tag, als wir in einem gemischten Kreis bei irgendjemand zuhause saßen, und ich weiß wirklich nicht warum, aber der Fernseher lief (das war eher unüblich in diesen Kreisen, normalerweise diskutierte man irgendwas oder unternahm irgendwas und rettete die Welt), und gezeigt wurde Nastassja Kinski, damals noch sehr jung, unglaublich großäugig und natürlich entzückend, in einer Talk-Show umgeben von mittelalten Männern. Und ich sah mir an, wie sie den Kopf schief legte und die Augen groß aufschlug und den Schmollmund spitzte und sich die langen braunen Locken zierlich aus dem Gesicht warf und in einem ganz besonderen Ton sprach, ganz kleines Mädchen, und ich dachte: Himmel, was für eine dämliche Show! Wie kann man sich nur so aufführen als vernünftiger Mensch (Mensch, nicht Frau!)? Die Männer im Fernsehen aber sabberten. Und als ich gerade in den Kreis herausposaunen wollte, wie unglaublich albern und primitiv das sei, sah ich, dass auch meine männlichen Altersgenossen, meine Freunde und Mitschüler, sabberten. Man kann es nicht anders sagen. Sie sprachen sogar ziemlich begeistert darüber, wie toll diese Frau sei, und sie konnten ihre Blicke nicht abwenden vom

Bildschirm, und ein nicht unerheblicher Teil meiner Weltsicht zerbröselte in kleine Stückchen, die man vom Flokati-Teppich hätte feigen können. Das waren die Leute, mit denen man über den Weltfrieden diskutierte und die Atomkraft? Das waren die gleichen Leute, die so unglaublich progressiv waren und auf Demonstrationen gingen und ganz sicher energisch für die Emanzipation der Frau gekämpft hätten, wenn wir das für nötig gehalten hätten? Nun sabberten sie beim Anblick einer zweifellos hoch verführerischen, aber ein wenig zu offensichtlich Effekte kalkulierenden Nymphe. Was genau sagte das über ihre Urteilskraft, und wie primitiv konnte man eigentlich sein?

Ein wenig später las ich einen Artikel in der Zeitung vom Typ "amerikanischer Forscher haben in einer Studie herausgefunden" (und dann folgt regelmäßig eine Banalität, die der gesunde Menschenverstand seit Jahrhunderten wusste, aber jetzt weiß man es dann ‚wissenschaftlich‘). Dieser Artikel berichtete jedoch etwas, was ich zunächst für unglaublich hielt, einen Druckfehler, Sensationsjournalismus, schieren Unsinn, was dann aber, im Kontext des Nastassja-Erlebnisses, eine gewisse Wahrscheinlichkeit bekam: Männer würden – ich habe die genaue Zahl vergessen, sagen wir mal: 25mal in der Stunde an Sex denken. Also ungefähr jede dritte Minute. Also eigentlich bei allem, was sie taten. Also auch in jedem Gespräch mit mir oder jeden anderen Frau. Natürlich war auch die Zahl für Frauen angegeben, sie lag bei ca. dreimal in der Stunde, das erschien mir realistisch, über Tag und Nacht gemittelt. Aber Männer? Konnten sie eigentlich überhaupt noch einen vernünftigen Gedanken fassen, wenn er alle paar Minuten von einem Gedanken an Sex unterbrochen wurde? Was waren das für fremde Wesen?

Ich weiß natürlich nicht, ob die damalige Studie stimmte oder ob man inzwischen aktuellere Zahlen hat; und viel spricht dafür, dass die Zahl in unterschiedlichen Lebensaltern und Lebenskontexten sehr verschieden ist und es individuell große Schwankungsbreiten gibt (aber wohl kaum im *sample* zwischen 15 und 25 Jahren). Aber nachdem sich mein Weltbild mühsam umgestellt hatte und ich

darauf achtete, sah ich viele Indizien dafür, dass sie im Wesentlichen stimmte. Und wenn sie stimmte, dann waren Männer und Frauen entschieden verschieden, und wenn sie in diesem Punkt so entschieden verschieden sein konnten, dann war zu erwarten, dass sie es in vielen anderen Punkten auch sein würden, und das nicht direkt zum Besten der Männer (nichts gegen Sex unter *consenting adults*, aber er hilft nicht direkt beim Denken). Ich glaube, ich dachte damals schon an diesem Punkt: Wird Zeit, dass sich die Kerle emanzipieren! Und diese Analyse, wenigstens, scheint mir bis heute richtig.

STUDIENZEIT

VOM MEINEN

Meine Gymnasialzeit fand in den idyllischen 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts im damals sozialdemokratischen Hessen statt, es gab skandalöse Dinge wie Gesamtschulen, und überhaupt war man ungeheuer emanzipiert und zutiefst gesellschaftskritisch in der Wolle gefärbt, denn das hatten uns unsere Lederjacken tragenden Sozialkunde- und Deutschlehrer so beigebracht. Es ging nicht darum, einen Text oder ein gesellschaftliches Phänomen oder ein geschichtliches Ereignis zu verstehen, gar noch aus seinem historischen oder sonstigen Kontext heraus; nein, es ging darum, eine eigene Meinung dazu zu haben, und die hatte, natürlich, kritisch zu sein, und kritisch, das war synonym mit: gesellschaftskritisch! Das alles interessierte mich wenig (zu wenig theoretisch), ich fasste es eher als eine Art Spiel auf: Finde zu jedem gegebenen Text die maximal gesellschaftskritische Position, die der Lehrer hinreichend als die eigene erkennt, aber die noch genau so viel eigenes hat, dass er nicht grundsätzlich verunsichert wird und dir die erwartete gute (nein, sehr gute) Note gibt! Aber natürlich funktioniert diese Gehirnwäsche so gut wie jede andere, wenn sie nur häufig genug wiederholt wird, und selbst wenn man meint, man sei ironisch drübergestanden: Man verlässt die Anstalt und hat einen Meinungsreflex erworben, und überall warten die Hämmer. Damit fährt man ja auch im Studium erst mal ganz gut, jedenfalls wenn man sich auf geisteswissenschaftliche Fächer konzentriert; man meint jetzt nur etwas ambitionierter und sprachlich etwas elaborierter. Deshalb kam es als ein Schock, als der Professor in einer meiner ersten Philosophievorlesungen Platons Kritik des "Meinens" erläuterte; dass das Meinen nämlich die eher verächtlich zu behandelnde *doxa* sein, ein unreflektiertes Fürwahrhalten der Vielen, die es eben nicht besser wüssten; auf das Wissen hingegen, die *episteme*, die systematisch und nachvollziehbar erworbene und begründbare Kenntnis des Wahren käme es an. Für mich brach eine kleinere intellektuelle Welt zusammen. Meinen war falsch? Meinen war – etwas für Nichtdenker, die eben so vor sich hin meinen, mal dies, mal jenes, aber sicher nicht

das Richtigste oder wenn doch, dann nur aufgrund eines glücklichen Zufalls? Vielleicht hatte ich nicht richtig zugehört. Vielleicht hatte ich es nicht richtig verstanden. Vielleicht war das auch nur eine – Meinung, und schon während sich vielleicht dieser Gedanke in meinem Kopf formte, der vielleicht ja auch inzwischen genug gemeint hatte, dämmerte mir, dass er ja eigentlich nur die Wahrheit des Gehörten bestätigte: Eine Meinung war etwas, dass eine gewisse Einseitigkeit hatte. Eine Perspektive. Eine sich etwas unschön in den Vordergrund drängende – Subjektivität, und gegenüber diesem speziellen Wort hatte ich immerhin selbst schon einen gewissen Anfangsverdacht entwickelt. Ach, das Meinen. Eigentlich hatte ich ja nie so recht meinen wollen, aber man hatte es mir doch so beigebracht, konnte es denn sein, dass all die Lehrer – unrecht hatten, gefangen waren in ihrem Meinungswahn, besessen von dem Gedanken der freien Meinungsbildung, wo ich doch schon lang wusste, nicht meinte, dass sie nichts weniger schätzten als eine wirklich freie Meinung, wenn sie der ihren widersprach nämlich oder gar der der Meinungsmehrheit? Es war der erste Schritt, und damals dachte ich noch, es sei ein einzelner Irrtum gewesen. Seither weiß ich es besser.

DER SPRUNG INS URTEIL

Wie ich schon da und dort schrieb, litt ich in meiner insgesamt nicht besonders glücklichen und nicht besonders unglücklichen Jugend an einer speziellen geistigen Verirrung: Ich war total theoriefixiert. Die Gründe dafür sind laienpsychologisch schnell ausgemacht, die Realität war halt mehr oder weniger enttäuschend, die sozialen Beziehungen schwierig, und das führt bei einer gewissen Begabung fürs Abstrakte dafür, dass man sich relativ schnell ins Reich der Ideen absetzt: Dort gibt es verlässliche Prinzipien wie Wahrheit und Falschheit, dort ist man seine eigene Herrin und die Gedanken sind frei, dort interessieren lächerliche Fakten, die einfach so da sind und die man nicht ändern kann, kein bisschen. Ideen sind viel spannender, Theorien viel befriedigender, ein Gedanke trägt einen auch dann, wenn sonst keiner da ist. Man kann durchaus leben so. Allerdings

sind irgendwann gewisse Erschütterungen unvermeidlich, vor allem, wenn sie einen aus dem Hinterhalt erwischen. So kam es, dass ich im Rahmen meines Journalistik-Studiums an der Universität Dortmund pflichtmäßig ein Seminar über Presserecht besuchen musste. Das schien mir theoretisch nicht uninteressant, das Recht ist schließlich auch nur eine Sammlung von in Begriffe und Paragraphen gefassten Ideen, von angenehmer Realitätsferne und zuverlässiger Präzision. Dachte ich jedenfalls. Es ging auch alles noch ganz gut während des Seminars, auch wenn sich das ganze sprachlich etwas mürber gestaltete, als ich gedacht hätte, und zudem die rechtlichen Fragen von einer beklagenswerten Banalität erschienen (Recht am eigenen Bild, mein Gott, wozu das Theater? – und ja, das ist gute dreißig Jahre her, und niemand ahnte etwas vom großen weltweiten *Facebook*). Die Katastrophe kam erst in der Klausur. Keine Ahnung, wie ich mich vorbereitet hatte, in diesem Studium gab es eigentlich kaum Klausuren, schließlich war man nicht in der Medizin, und wahrscheinlich hatte ich halbherzig ein paar Paragraphen auswendig gelernt und hätte sie auch mehr oder weniger abspulen können. Was ich nicht erwartet hatte war, dass meine Urteilskraft – und jetzt erst erkannte ich, was das Wort eigentlich bedeutet! – getestet wurde. Denn wir bekamen ein oder zwei Fälle, Berichte über reale Streitigkeiten, den ganzen Kuddelmuddel von "ich habe gesehen" und "er hat aber gesagt" und "ich habe etwas ganz anderes gesehen oder gesagt!" Und wir sollten eine rechtliche Einordnung und Beurteilung abgeben. Die Fälle jedoch wollten sich so gar nicht in das ordentliche Paragraphen-Muster fügen, das ich im Kopf hatte; es war noch nicht mal so recht klar, ob es nun Beleidigung war oder doch nur üble Nachrede, und auf was sollte man sich eigentlich stützen bei dieser Einordnung, wo man doch nur ein Kuddelmuddel von schlecht beobachteten und verdreht wiedergegebenen Fakten hatte? Fälle kommen nämlich nicht, so zeigte sich, mit aufgedruckten Paragraphenzahlen. Fälle stecken mitten im Kuddelmuddel der Welt, man beginnt damit, einige wenige Fakten mühsam daraus zu extrahieren, aber es ist wie eine Pizza mit zu viel Käse: Man zieht am einen

Ende, und dann hat man den ganzen Belag an der Gabel, eines hängt am anderen, und derweil wird die Pizza kalt und die Fliegen tummeln sich auf der Oberfläche und man verträgt eigentlich gar nicht so viel Käse und möchte sich doch nur zum knusprigen Rand retten. An dieser Stelle hilft nur eines: der Sprung ins eigene Urteil (oder, um im Bild zu bleiben: ein entschiedener Schnitt mit dem Messer). Zwischen der Welt der Fakten und der Welt des Rechts gähnt ein tiefer Abgrund, unten ist ein Sumpf, und man wird ihn nie durchqueren, wenn man mühsam hinabsteigt, man wird nur im Schlamm versinken. Es gibt nicht nur den berühmten Sprung in den Glauben, auch ins Urteil kommt man nur mit genug Mut und – nun, sagen wir: Weltvertrauen. Seitdem habe ich großen Respekt vor Richtern (wenn auch nicht allzu viel vor Anwälten, die ja entschieden einseitig bleiben dürfen und eigentlich immer nur fragen, ob es genug Käse für sie persönlich gibt). Und ich weiß, dass zwischen der Welt der Ideen und der des Erlebens ein Abgrund gähnt, den es ideenreich und realistisch zu überwinden gilt, aber auf jeden Fall: mit einem Sprung. Das, und nichts anderes, ist (so meine ich heute) Philosophie: angewandte Urteilskraft ohne doppelten Boden.

WIE MAN SEINE UNSCHULD VERLIERT, I.

Man kann seine Unschuld auf viele verschiedene Arten verlieren. Eines Tages führte ich mit meinem damaligen Freund eine vage politische Debatte, keine Ahnung mehr, worum es genau ging. Genau weiß ich jedoch, dass er irgendein Argument vorbrachte, dass mir partout nicht einleuchten wollte; und deshalb fragte ich nach, woher er das denn so genau wisse? Und er sagte, er habe es in der Zeitung gelesen, es mag durchaus ein Produkt des damaligen Qualitätsjournalismus gewesen sein (damals druckten Zeitungen auch noch Nachrichten, und nicht nur Meinungen). Das hört sich unschuldig genug an, aber es war der Moment, indem ich einen Teil meiner erkenntnistheoretischen Unschuld verlor. Denn meiner Meinung nach war es nun keineswegs ein Beweis für die Schlagkraft eines Arguments,

die Solidität einer Meinung oder auch nur die Richtigkeit einer Sachinformation, dass man es in der Zeitung gelesen hatte. Zumindest hatte man korrekterweise die Quelle hinzuzufügen, wenn man ein Argument, eine Meinung oder eine Information eines anderen vorträgt, ohne sie selbst nachgeprüft zu haben! Ich weiß nicht, ob ich zu diesem Zeitpunkt meine journalistische Ausbildung schon aufgenommen hatte, aber ich meine, auch vorher hätte ich selbst nie so argumentiert. Ich sagte immer nur, was ich selbst verantworten konnte, weil ich es selbst durchdacht, erlebt, nachgeschlagen hatte; und wenn ich andere Leute referierte, dann sagte ich dazu: Das habe ich da und dort gelesen. Das hat jemand anders gesagt. Es geht mir gar nicht darum, dass das ein Argument besser oder schlechter macht; ich würde es nur einfach nie tun, es käme mir nicht über meine Lippen, und wenn es der tollste Leitartikel der Welt vom allergrößten Spezialisten wäre, ich hätte und würde immer sagen: Das hat XXX geschrieben, gesagt, gemeint. Und wenn ein solcher Index fehlt, kann man sicher davon ausgehen, dass ich von mir und für mich spreche und ganz allein die Verantwortung für alle dabei entstehenden Fehler und Ungenauigkeiten übernehme, die nun mal entstehen, wenn man über Dinge spricht.

Ich hatte vorher überhaupt noch nie über dieses Problem nachgedacht, als ich mein kleines Schockerlebnis mit meinem Freund hatte, der ein ziemlich kluger Mensch war im Übrigen; aber irgendetwas in mir war schon früher zu diesem Schluss gekommen, ohne ihn meinem bewussten Denken mitzuteilen, das passiert ja häufiger. Ich verstand auch lange Zeit danach noch nicht, was damals eigentlich passiert war, und warum es passiert war, und warum ich so seltsam empfindlich in diesem Punkt war. Bis mir eine Freundin an der Uni kolportierte, einer unserer Dozenten hätte über mich gesagt, ich hätte offenbar ein Problem mit Autorität. Ich war frappiert. Auf die Idee war ich noch nie gekommen. Und doch, nachdem ich sie ein Weilchen mit mir herumgetragen hatte und versucht hatte, ob sie in diese oder jene meiner persönlichen Schubladen passte, stellte ich fest, dass sie ganz ausgezeichnet passte. Ja, ich hatte ein Problem mit

Autorität, speziell: mit intellektueller Autorität, und zwar schon immer, jedenfalls so lange ich denken kann. Die Ursache ist wahrscheinlich, und das ist nun ganz undramatisch gemeint, dass ich früh von Autoritäten enttäuscht wurde und dazu neigte, das prinzipiell und persönlich zu nehmen: Die Eltern wissen nicht alles. Eher im Gegenteil. Sie wollen auch gar nicht alles wissen (ich schon). Die Lehrer wissen nicht alles. Es wäre ja so viel schöner, wenn sie es täten, aber sie wollen nur, dass man ihnen wiederholt, was sie einem vorgesagt haben, und es ist immer das gleiche. Eine Zeitlang habe ich vielleicht Experten geglaubt, aber was soll man sagen: Ärzte irren sich auch. Ziemlich oft sogar, das sieht man schon als Kind. Der Pfarrer, oh Gott, der Pfarrer, was predigt er manchmal für ein Zeug, da konnte man besser selbst die Bibel lesen! Wahrscheinlich habe ich sogar den Zeitungen am längsten geglaubt; und was war man stolz, wenn man seinen Namen in der Zeitung lesen konnte, weil man an einem unbedeutenden Turnwettbewerb teilgenommen und Zweitbeste geworden war! Leider haben sie aber den Namen falsch geschrieben, entweder den eigenen oder einen anderen, es tut nichts zur Sache. Und vorbei. Ich meinte und meine ja bis heute nicht, dass ich es besser weiß; aber ich kann nur Verantwortung für meine eigenen Denkfehler übernehmen, das ist hart genug.

Und nur so – aber das ist mir erst sehr viel später klar geworden – ist es übrigens möglich, wenigstens so etwas wie individuelle Konsistenz im Denken zu erreichen. Denn jeder neue Gedanke wird bei mir, und das ist beinahe so etwas wie Bauchdenken, zunächst automatisch daraufhin geprüft, wie er mit meinen anderen Gedanken, einer inzwischen relativ großen, weitverzweigten und nicht immer ganz stubenreinen Familie, zusammenspielt; ist er integrationsfähig und -willig, oder spielt er sich auf, ist er gar einfach ein Eindringling, der großtut mit fremden Evidenzen und einem Berg unterstellter Prämissen oder gar einer modischen Aufplusterung mit neuestem Begriffspomp? Vor allem aber: Stellt er neue Verbindungen her, eröffnet er eine neue Perspektive, was hat er für Konsequenzen, wenn man ihn weiterdenkt und mit anderen zusammendenkt? Natürlich

liegt der Verdacht nahe, dass ich mir nur eine besonders große und geräumige Echokammer eingerichtet habe, die ich jetzt benutze, um zensorenhaft fremdes Gedankengut zu verschrecken, wenn es mir nicht passt. Deshalb habe ich seit längerem zusätzlich eine kleine Eingangskontrolle eingebaut, einen sehr liberalen Türsteher sozusagen; und er hält nicht etwa den Eindringling davon ab, Eintritt zu bekommen, sondern fragt in Zweifelsfällen in die Echokammer beim Chef zurück: *Denk bitte noch einmal genau darüber nach; wenn du den Neuen nur draußen haben willst, weil er deine Lieblingsgedanken böse über die Schulter anschaut, ist das noch lange kein Grund, ihn nicht wenigstens zu prüfen. Wohlwollend! Ich kann ihn dann immer noch wegschicken.* Autorität ist in Ordnung. Wenn es die eigene ist.

WIE MAN SEINE UNSCHULD VERLIERT, II.

Bei Katastrophen oder Terroranschlägen spricht man von "unschuldigen Opfern". Der Gedanke ist ein wenig befremdlich, weil wohl auch schuldige Menschen – und sind wir das nicht irgendwie alle? – weder Erdbeben noch Autobomben verdient haben, jedenfalls die allermeisten von ihnen nicht. Der Gedanke ist also nur emotional nachvollziehbar, nicht logisch; und sein Hauptzweck, den er auch perfekt erreicht, ist, an unser Mitgefühl zu appellieren, das im Alltag dazu geneigt ist, mit den Unschuldigen zu sympathisieren und die Schuldigen zu verdammen, zu richten, zu bestrafen – also wenigstens da, wo so eine Unterscheidung wenigstens ansatzweise Sinn macht, im Strafrecht beispielsweise. Je älter man jedoch wird, desto weniger sieht man Unschuldige; man kennt sich schließlich selbst schon ein bisschen länger, man weiß, wie oft man schuldig geworden ist, rein fahrlässig oder auch mit Willen und Vorsatz, und auch das sind Momente, die man niemals vergisst, sondern die mit ewiger Scham markiert sind: Ich habe versagt; und die Markierung hat einen Untertitel, der heißt: Du kannst versuchen mich zu verdrängen, es wird aber nichts nutzen. Ich komme wieder, ich bleibe dir erhalten. Das ist deine Strafe, und du hast sie verdient. Geh nicht denen auf den Leim, die so honigsüß predigen, man müsse sich selbst verzeihen

können, schließlich machen wir alle Fehler und wie all die wohlfeilen Entschuldigungen dafür heißen, dass wir angeblich nur Menschen sind (was doch sonst, für die gleichen Leute, das höchste Lob und Preislied ist: Er ist ein Mensch!). Nein, schäm dich ruhig weiter. Und denk daran, denk an das allererste Mal, als du wirklich unschuldiges Leiden gesehen hast, und du konntest es nicht ändern, es ging einfach nicht, aber in dir selbst ist die Unschuld gestorben, damals, vor dem großen französischen Supermarkt. Da saß dieser kleine verwilderte Hund, irgendein struppiger Mischling, wie man ihn in südlichen Ländern so oft sieht. Er hatte schon kein Fleisch mehr auf den Knochen, und er hinkte. Und wie soll man es ertragen, wenn einen ein nun wirklich unschuldiges Geschöpf, dem es elend geht, sehr, sehr elend, vertrauensvoll anblickt und die Hand ableckt und sagt, *nimm mich mit, bitte, bitte, nimm mich mit, du siehst, ich werde sterben!* Aber wie sollte man ihn denn mitnehmen, wir waren mit dem Fahrrad unterwegs, und das Französisch war schlecht, und jeder Tierarzt hätte uns ausgelacht, und alle anderen gingen blicklos vorbei. Bis heute sehe ich seine Augen, ich kann sie nicht vergessen. Er ist gestorben, und ich war fortan schuld. So wie wir alle Schuld sind an irgendeinem Elend, ob wir es nun ändern können oder nicht. Man muss sich deshalb nicht selbst zermartern, aber es befördert die Demut, eine völlig zu Unrecht (aber aus sehr nachvollziehbaren Gründen) vergessene wahrhaft menschliche Eigenschaft. Die Erbsünde hatte, sieht man einmal über ihre theologischen Tücken hinweg, durchaus ihren guten psychologischen Sinn.

WIE MAN SEINE UNSCHULD VERLIERT, III

Einer der Mythen, mit denen wir groß wurden in unserer sozialdemokratischen Kindheit und die wir später schmerzlich verabschieden mussten, war der von der hierarchiefreien Gesellschaft. Nein, so versicherten uns unsere Sozialkundeführer (die mit den Lederjacken, die in der Raucherecke standen), nein, das habe es nur früher gegeben, in autoritären, wenn nicht faschistischen Regimes, dass Leute also einfach deshalb Recht hatten oder Macht über andere,

weil sie eine höhere Stellung hatten, mehr Geld oder mehr Ansehen! Heutzutage aber, in unserer modernen kritischen aufgeklärten Gesellschaft zählte nur noch der zwanglose Zwang des besseren Arguments, Konflikte würden dadurch gelöst, dass man sie ausdiskutierte und überhaupt würden alle guten Entscheidungen gemeinsam gefällt, was denn sonst! Ja, was denn sonst. So gingen wir in die Welt, blauäugig und gutgläubig und zutiefst unaufgeklärt.

Das wäre so weit auch alles ganz gut gegangen, oder wenigstens ein bisschen länger gut gegangen, wenn ich nicht direkt nach dem Abitur einige Zeit hätte überbrücken müssen (nein, damals gab es noch kein *gap year* mit Sozialpraktikum fürs Gewissen *cum Party for Fun*) und arbeiten gegangen wäre. Es war ein typischer Büroahilfsjob, den mir sogar das Arbeitsamt (das damals noch so hieß und tatsächlich, gelegentlich, Arbeit vermittelte) vermittelt hatte, in einer mittelständischen Firma, die Notstromaggregate und Lichtgiraffen auf Baustellen in alle Welt verkaufte. Der Job war anstrengend, aber auch lehrreich. Ich lernte, eine Telefonanlage mit mehreren Leitungen zu bedienen, man musste den Überblick über verschiedenfarbige Knöpfe behalten, die manchmal alle zur gleichen Zeit hektisch leuchteten, und man musste immer freundlich sein, auch wenn man dumm angebaggert wurde (aber wenigstens musste man noch nicht bei Anrufannahme seinen ganzen Namen samt dem der gesamten Firma sagen und jedem einen schönen Tag wünschen, egal ob man das wollte oder nicht). Das war ein wenig stressig, aber auch lustig und ein gutes Gedächtnistraining. Ich lernte, einen Fernschreiber zu bedienen: Das waren riesige graue Kästen mit einer kleinen Schreibmaschine vorn daran, man schrieb nach Diktat, und von Geisterhand erschienen Lochcodes auf gelben, endlosen Papierstreifen, niedliche Muster, die man anschließend wieder in die Maschine einfütterte, und irgendwo in Afrika oder Asien spuckte dann eine ähnliche Maschine dafür wieder Buchstaben aus. Es war unvorstellbar und abenteuerlich. Was aber viel wichtiger war: Ich lernte, dass mittelständische Firmen ein großes soziales Laboratorium sind, ein Rattenkäfig manchmal und manchmal eine dysfunktionale

Großfamilie – aber auf keinen Fall hierarchiefreie Räume freier und gleichberechtigter arbeitender Menschen. Es gab vielmehr eine sehr strenge, sehr genau gegliederte, sehr fein ausdifferenzierte Hierarchie, äußerlich erkennbar an der Lage und Ausstattung des Büros oder den Regeln, nach denen man aus der Zentrale Telefonate vermitteln durfte oder nicht. Was aber eigentlich zählte, war die innere Hierarchie, die gelegentlich die äußerliche unterwandern konnte und viel tückischer war. So wurde die Firma eigentlich geleitet von dem greisen Geschäftsführer, den man selten sah und der milde war, wenn man ihm gelegentlich begegnete, auch wenn er durch einen hindurchsah, als sei man Luft, nein, weniger als Luft. Beherrscht aber wurde sie von jemand aus dem gehobenen Management, dessen Name nicht genannt sein sollte, der aber in allem das war, was man eine "graue Eminenz" nennt, und sogar die Farbe stimmte: Er war immer aufs korrekteste gewandet im grauen Zweireiher mit Weste, die Hosen mit einer messerscharfen Bügelfalte, das Haar messerscharf geschnitten, der Blick noch schärfer, er ging einem durch und durch. Am schärfsten aber, schneidend wie ein funkelnd weißes japanisches Porzellanmesser, war die Stimme, wenn sie durchs weite Treppenhaus hallte: "Frau Heinz!" – und man ahnte, es war ein Fehler im letzten Fernschreiben, eine Belanglosigkeit, ein Versehen, die Hölle auf Erden, unverzeihlich. Ich war es nicht gewohnt, im Befehlston durchs Treppenhaus gescheucht zu werden, ich war es nicht gewohnt, in Grund und Boden getadelt zu werden, man hatte mir beigebracht, das gebe es nicht mehr, ausgestorben sei ein solches anachronistisches, böses, menschenfeindliches Verhalten unschuldigen Untergebenen gegenüber. Ich war so verstört, dass ich der grauen Eminenz heimlich Vorträge hielt, innere Reden schwang, voller scharfzüngiger Rhetorik und unwiderlegbarer Argumente. Es kochte innerlich in mir während der langen Busfahrten von der Arbeit nach Hause, vor dem Zubettgehen, beim Aufstehen, beim Weg zur Arbeit am nächsten Morgen immer noch, und ich konnte mich gar nicht beruhigen über die entsetzliche Ungerechtigkeit, über das Menschenfeindliche eines solchen

Verhaltens, über die völlige Unmöglichkeit einer solchen Existenz. Aber dann war es ein neuer Tag, ich schrieb ein französisches Fernschreiben, obwohl ich vorher zugegeben hatte, dass mein Schulfranzösisch kaum dazu reichte, ein Baguette zweifelhaften Geschlechts in der französischen Bäckerei zu bestellen, und ich machte keinen Fehler, und die graue Eminenz lächelte eines seiner seltenen Lächeln, weil er es doch gewusst hatte, dass ich es konnte. Und die Kollegin in der Telefonzentrale, die einzige, die ihm gewachsen war mit dem ganzen *understatement* und der wunderbaren beruhigenden Telefonstimme einer geborenen Chefsekretärin, sie lächelte auch, und dann ging sie in Urlaub, weil sie beruhigt war, dass ich sie vertreten würde – nicht die andere Aushilfskraft, die, ich schwöre, so war es, bei der Arbeit entweder an ihren Fingernägeln feilte oder sie lackierte und Schuhe trug, deren *High Heels* mir schon beim Ansehen Schmerzen bereiteten; bei einem Gespräch in einer ihrer vielen Raucherpausen (meine diversen vom Arbeitsamt vermittelten Aushilfsjobs waren die einzige Gelegenheit, wo ich wirklich wünschte, ein Raucher zu sein) gab sie zu, dass sie in normalen Schuhen gar nicht mehr laufen konnte, irgendetwas mit verkürzten Sehnen; ihr taten dann die Füße ganz entsetzlich weh. Und das fand ich, bei genauerem Nachdenken, beinahe genauso schlimm wie die – leider zweifellos effektive und im Allgemeinen gar nicht so ungerechte – Autorität der grauen Eminenz, deren Lob ich so willig wie alle anderen auf den Leim ging.

Ich verließ die Firma nach einem halben Jahr mit mäßigem Befremden, reichlichen Abschiedsgeschenken, viel Geld auf dem Konto und einem unendlich guten Gefühl: Jetzt wusste ich wirklich, obwohl so viel Bestätigung eigentlich gar nicht nötig gewesen wäre, dass und warum ich studieren wollte! Und ich hatte eine erste Ahnung davon, dass irgendetwas falsch war an der Geschichte vom Tod der Hierarchie in der modernen aufgeklärten Gesellschaft: Oh nein, sie lebte, und zwar in der Wirtschaft, die man etwas zu Unrecht die "freie" nennt – und wer das leugnete, war entweder ein Idiot (verzeihlich) oder ein Idealist (unrettbar und gefährlich, aber das sollte

ich erst später so streng sehen). Weitere Ferienjobs bestätigten diese Erfahrung. Putzfrau war gar nicht so schlimm, es war relativ friedlich am Abend, man war seine eigene Herrin und nur seinem eigenen Gewissen verpflichtet, und natürlich putzte ich ordentlich. Nein, der schlimmste war der Bürojob in einer industriellen Fertigung, bei dem die Arbeit nach zwei Stunden erledigt war, selbst wenn man sich große Mühe gab, sie über die vorgesehenen vier Stunden in die Länge zu ziehen. Und dann gähnten einen zwei weitere Stunden an, man saß, allein, in dem Glaskasten in der Mitte der Halle und außen machten Leute einen Job mit ihren Händen. Nach einigen Tagen bot ich aus schierer Verzweiflung an, ihnen zu helfen (nur zur Erinnerung: Es gab noch kein Internet, ich arbeitete an einer Schreibmaschine, wenn es hochkam, einer elektrischen). Die mit den Händen arbeitenden Menschen guckten mich sehr fremdartig an, aber sie waren mitleidig und ließen mich Päckchen packen, ob aus oder ein, habe ich vergessen. Aber es war eine Transgression: Ich gehörte in den Glaskasten, und sie gehörten in die Halle, und irgendwie war es falsch. Hierarchie? Sie hätten verwundert den Kopf geschüttelt. *Schicksal! War schon immer so. Wer will schon in einem Glaskasten sitzen? Wir haben wenigstens Zigarettenpausen. Ja, die Stechuhr. Aber man gewöhnt sich an alles.* Außer an Glaskästen vielleicht.

Aber auf der Uni, dort würde alles anders sein! Anfangs sah es auch so aus. Sobald man aber in ein notwendig asymmetrisches Arbeitsverhältnis eintritt und in die richtigen Büros darf und sieht, dass die Professoren Menschen sind, genauso wie damals die Lehrer, man hatte es nur nicht erkannt, etwas später also – war es gar nicht anders, als in der "freien" Wirtschaft und den industriellen Hallen mit den Glaskästen. Weit gefehlt sogar! Die Universität, Ort des gleichberechtigten Meinungs austauschs und des freien Forschens und Lehrens, ist natürlich keinesfalls ein hierarchiefreier Raum, im Gegenteil: Sie nährt sich geradezu von akademischen Besoldungsstufen, von subtilen Rangstreitigkeiten, vom akademischen Pfauengehabe und vom permanenten Stellungskrieg in den Gremien! Genau wie in der "freien Wirtschaft" gibt es sichtbare äußere Hierarchien –

Titel, Ausstattung, Personal, Zimmer, Renommee – und viel gefährlichere innere Rang- und Hackordnungen; und wer glaubt, dass ein Professor wenigstens einem anderen Professor das Wasser sollte reichen können ohne Kotau oder Hofknicks, der hat noch nicht verstanden, wie ein wahres akademisches Wolfsrudel funktioniert und wird demnächst erst einmal ordentlich niedergebissen von der Meute. Und während man die noch immer nicht überwundene sozialdemokratische Empörung niederringt und schon wieder beginnt, innerliche Volksreden gegen die herrschende Klasse zu halten, wird man schon wieder eingekauft von den Mächtigen: Man hat Talent, offensichtlich; man wird ein wenig gefördert, ein wenig gehätschelt, gelegentlich vorgezeigt, vor allem als junge Frau; ist sie nicht niedlich, sie darf schon ganz allein auf Tagungen, beinahe ist sie akademisch stubenrein, auch wenn sie gelegentlich noch dumme Fragen stellt, einfach so zur Sache und an der falschen Stelle, aber das bringen wir ihr noch bei! Man lebt ganz gut mit Hierarchien, solange man auf dem aufsteigenden Ast ist. Und man sägt nur ungern an ihm.

Daneben gab es das *Startup*, zumindest anfangs relativ hierarchiefrei, aber das ist eine andere Geschichte. Es gab den kurzzeitigen Job bei einem Makler, der, ich schwöre es, sein Geld einfach mit Nichtstun und der Organisation des lokalen Tennisklubs verdiente, und sogar dafür brauchte er noch eine Bürohilfe, mich also, und ich langweilte mich schon wieder endlose Nachmittage. Aber danach kam der Job, der mich endgültig heilen sollte vom Irrglauben an die sozialdemokratische, hierarchiefreie, gleichberechtigte, diskussionsoffene Gesellschaft. Lange Jahre verbrachte ich neben dem Studium nachmittags in einer großen Anwaltskanzlei; lange Nachmittage, in denen ich zuerst an einer elektrischen Schreibmaschine, später dann an einem Computer saß und Schriftsätze nach Diktat tippte, stundenweise, mit einer Reihe anderer langjährig beschäftigter älterer Frauen und einer wachsenden Schar zusätzlich angeheuerter Studentinnen des schnellen Wachstums der Kanzlei wegen. Natürlich war schon das eine klare Hierarchie, und wenn man nachmittags auf

einem der Stammplätze der Vormittagskraft Platz nahm, war man sehr vorsichtig, nichts in ihren Schubladen in Unordnung zu bringen und den Schreibtisch genau so zu hinterlassen, wie man ihn vorgefunden hatte. Aber das war gar nichts gegen die Rangordnung der Rechtsanwälte untereinander. Natürlich wusste man, dass es die Chefs und die Angestellten gab; und es war wieder wie in meiner mittelständischen Firma, der eine Chef war alt, abwesend und milde, der andere war anwesend, mittelalt, rauchte Zigarillos und war abwechselnd der messerscharfe Robespierre und der witzige Danton. Für ihn zu schreiben, war eine besondere Ehre und lebensgefährlich; denn er diktierte so schnell, wie er dachte, tolerierte aber keinerlei Schwächen, nicht die kleinste Unsicherheit in der Orthographie oder Grammatik, und erst, nachdem ich ihm anhand des Dudens nachweisen konnte, dass man "im Recht" groß, "zu unrecht" aber klein schrieb (damals, jedenfalls, oder war es anders herum?), sah er mich zum ersten Mal an. Richtig an, meine ich. Danach ging es besser mit uns beiden, und es war auf jeden Fall interessanter, seine Einkaufsliste für den nächsten Segeltörn im Mittelmeer zu schreiben, als die endlosen Rechnungen, Scheidungsschriftsätze oder, am allerschlimmsten, Schadenersatz- oder Baurechtfälle der minderen Feld-Wald-Wiesen-Anwälte.

Denn es gab unterhalb der Chefebene eine Hierarchie der Sachgebiete (heute, wo es Rechtsanwaltsserien ohne Ende gibt, weiß das jeder, die einen sind *Rainmaker*, die anderen besser bezahlte Rechtsklaven), die ganz klar nach dem Honorarsatz bemessen wurde; und dieser, so lernte ich zu meiner Empörung, bemisst sich nach dem sogenannten Streitwert: Je mehr Geld also auf dem Spiel steht, desto mehr bekommt der Anwalt. Ist es noch eine Frage, dass Anwälte eher daran interessiert sind, den Streitwert in die Höhe zu treiben anstatt sich vernünftig und bescheiden zu einigen? Ist es noch eine Frage, dass Unternehmens- und Steuerrecht unendlich attraktiver – und damit natürlich: prestigeträchtiger und hierarchisch relevanter – sind als Familien- oder Arbeitsrecht? Ist es noch eine Frage, ob im unendlich langweiligen Gebiet des Verkehrsstrafrechts

irgendjemand daran interessiert ist, Schadenssummen gering zu halten und nicht dem Klienten nahezu legen, er könnte ja vielleicht doch ein fabrikneues Rennrad im Kofferraum gehabt haben statt der alten Mühle? Verbrechen übrigens, so wurde ich bald belehrt, spielen eine relativ kleine Rolle in der Anwaltspraxis, sie kommen kaum vor, sie bringen auch kein Geld, höchstens bei spektakulären Fällen ein wenig Prestige; der Strafrechtler hat deshalb zwar irgendwie einen Achtungspunkt, aber ansonsten wenig zu sagen. Nein, es sind die grauesten aller grauen Eminenzen, die ganz oben stehen; sie haben die guten Büros, die hübschen Sekretärinnen, die schnellsten Schreibkräfte, die Achtung und den Neid der Kollegen, und wer sich mit Familienrecht durchschlägt, ist zwar vom Leben schon geschlagen genug angesichts des ewig gleichen Elends des deutschen Ehe- und Familienlebens, aber auch nicht direkt gehätschelt von den Kollegen. Alles, aber auch wirklich alles war hier hierarchiedurchtränkt, rangordnungsgesättigt, ausgekämpft und ausgetragen bis ins Letzte. Das Recht – ich habe es kaum einmal gesehen, es ist höchstens vorbeigehuscht, mit schamhaften verhüllten Augen, ihm auf den Fersen war eine Honorarrechnung, nein, es war sogar, höchstes der Heiligtümer, eine Prozesskostenvereinbarung: also ein Freibrief, noch mehr als den gerichtlich festgelegten Streitwert in Anschlag bringen zu können! Was war ich froh, dass ich nicht doch versehentlich Jura studiert hatte, aus einer völlig fehlgeleiteten, sozialdemokratischen Vorstellung von der Gleichheit der Bürger vor dem Recht heraus!

Soll ich noch schreiben von den Krankenhäusern und den Göttern (nicht Halbgöttern!) in Weiß (ein Praktikum, diverse Aufenthalte in Krankenhäusern)? Von den Redaktionsstuben der Zeitungen, wo alte weiße Männer über ahnungslose PraktikantInnen und hilflose Lokalredakteure herrschen? Soll ich gar zeigen, dass es Hierarchien natürlich auch in Familien gibt, in Ehen, in Cliques, in Vereinen – einfach überall also, wo sich mindestens zwei Menschen begegnen und damit, ob sie es wollen oder realisieren oder nicht, die Frage der Herrschaft ausgehandelt werden muss (und das trifft im Übrigen

nicht nur auf Männer zu, wenn auch vielleicht etwas mehr, ich habe nur kein geschlechtsneutrales Substantiv für "Herrschaft")? Es ist überall das gleiche Lied, es hat eine starke Oberstimme und einen gleichbleibenden, geradezu monotonen Generalbass, obwohl es so tut, als sei es vielstimmig, der Generalbass aber lautet: Der Mensch ist ein soziales Wesen, das in Machtstrukturen existiert. Die Herde ist niemals gleich, es gibt immer Häuptlinge und Indianer, und ab und zu hofft man, dass es wenigstens in den Armeen der Welt eine klar definierte Hierarchie gibt, die so vieles einfacher machen würden gegenüber den versteckten Fallstricken der allgegenwärtigen verdeckten, verschwiegenen, vertuschten, aber immer noch heiligen Hierarchie! Und in meinen dunkleren Stunden denke ich, heimlich, dass das wahrscheinlich sogar einen guten Grund hat; und dass ich, natürlich, wie alle anderen davon profitiert und mich daran aufgerieben habe; aber dass es nicht nur dumm und naiv war, uns das in unserer sozialdemokratischen Erziehung zu verschweigen, sondern ein wenig feige. Denn man kann Herrschaft nur kritisieren, wenn man weiß, dass es sie gibt; und wenn sie unvermeidlich ist, dann kann man wenigstens daran arbeiten, sie besser und gerechter zu begründen (langfristig, wie alle zivilisatorischen Prozesse: mühsam, Schritt für Schritt, Rückfälle nicht ausgeschlossen, und keinesfalls auf Verordnung von oben). Aber vielleicht hätte dieser Gedanke unseren sozialdemokratischen Lehrern gar nicht gefallen (und vielleicht sind Raucherecken ja wirklich die einzigen hierarchiefreien Räume. Ich habe es nie ausprobiert).

PLÜSCHIGKEIT

Es war in einer Vorlesung über philosophische Ästhetik, von denen es nicht viele gab an dieser Universität; meist sprach man über Grundfragen der Ethik, über Metaphysik, über die großen Themen der Philosophie eben. Auch der Vortragende war sozusagen nur im Vorübergehen da, ein älterer, vagabundierender Privatdozent mit wuscheligem Haar, der den wie üblich etwas teilnahmslos Lauschenden die Kantische Ästhetik zu erklären versuchte. Doch alle

horchten auf, als er auf einmal erzählte, wie er an einem Schaufenster vorbeigekommen sei, wo, tue nichts zur Sache; auf jeden Fall sei dort dieser große, unglaubliche plüschige Teddybär gesessen, und nichts sei ihm in diesem Moment so erstrebenswert auf der Welt erschienen, wie sich in die Arme dieses unglaublich großen plüschigen Teddybärs zu schmiegen und die Welt dabei zu vergessen. Das jedoch, und das sollten wir niemals vergessen, sei eben nicht das Gefühl, das der Anblick des Schönen (nach Kant, aber wir hatten schon verstanden, dass es vor allem seine eigene Überzeugung war) vermitteln sollte, das vielmehr ein "interesseloses Wohlgefallen" sei. Plüschigkeit sei hingegen nicht interesselos, sondern geradezu das Gegenteil davon; und wann immer wir in uns die Versuchung spürten, uns etwas vermeintlich Schönerem bedingungslos in die Arme oder um den Hals oder in den Schoß oder wohin auch immer zu werfen, sollten wir erst darüber nachdenken, ob es sich nicht eigentlich um den Reiz des Plüschigen handele, dem wir unter dem Deckmäntelchen des Schönen anheimfallen wollten. In diesem Moment wusste man wieder, auch wenn man es zwischendurch oft vergessen hatte und noch weiter vergessen würde, warum man Philosophie studierte (ein späterer Lehrer benutzte zur Erläuterung des gleichen Sachverhaltes Erdbeertorte mit Schlagsahne, was natürlich auch funktioniert; aber der Plüschteddy ging uns ans Herz, und die Erdbeertorte nur an den Magen).

SO KAM DAS BÖSE IN DIE WELT

Die Vorlesung fand immer um acht Uhr morgens statt, genauso wie die dazu gehörigen Seminare. Das war ziemlich früh für den durchschnittlichen Philosophiestudenten, aber immerhin sprach man über Ethik, also über ernsthafte Dinge, die eine gewisse Disziplin verlangten, und wenn man an einem kalten Dezembermorgen das Hörsaalgebäude kurz nach dem Hausmeister betrat, fühlte man sich gleich viel besser gerüstet, um dem Kategorischen Imperativ ins Gesicht zu sehen oder der Ataraxie, der unerschütterlichen Gelassenheit der griechischen Stoiker im Anblick all des Leidens und

Entsetzens in der Welt. Auch die Vorlesung selbst war diszipliniert und wohlgeordnet, sie hatte Überschriften, die bis ins dritte Glied gestaffelt waren, und man konnte perfekte Mitschriften davon anfertigen; gelegentlich genoss man geradezu das Unterstreichen einer Unterschrift oder das sorgfältige Nachzeichnen eines griechischen Namens in der Originalschrift. In den dazu gehörenden Seminaren wurde über Sätze diskutiert, über einzelne Wörter, und man war ganz nah an der Philosophie selbst, einer manchmal sehr unnahbaren Schönen. Dies alles hatte eine schöne Regelmäßigkeit, und selten passierte etwas Unerwartetes. Aber an diesem einen Tag, wahrscheinlich war es bei der Besprechung von Kants Theorie des Radikalbösen, sagte der Professor am Ende der Vorlesung einen Satz mit einer etwas anderen Stimme als sonst; er sagte etwas unsachlicher betont: "Und so kam das Böse in die Welt", und dabei sah er uns, seine Vorzugsstudenten in der zweiten Reihe rechts, erwartungsvoll an. Wir blickten verständnislos zurück. "Das kennen Sie nicht?", fragte er überrascht und ein wenig kokett. "Sie wissen wirklich nicht, wie das Böse in die Welt gekommen ist?" Wir guckten noch verständnisloser, waren jetzt aber schon ziemlich gespannt, was kommen sollte. Was kam, war die Beschreibung der Schlusszene eines berühmten Films: In Roman Polanskis Dracula-Verfilmung, in *Tanz der Vampire*, flieht am Ende Professor Abronsius, der weltbekannte Vampirismus-Experte an der Universität Königsberg – ja, wirklich, Königsberg! –, also der Professor selbst flieht in dunkler Nacht auf einem Schlitten, man rast den verschneiten Berg hinunter, und hinten im Schlitten umarmt sich das gerettete junge Paar – nur leider ist sie schon infiziert, und ihr Kuss wird auch ihn zum Vampir machen, und es ist kein anderer als der Königsberger Professor selbst, der das Böse unwissend hinüberträgt in die Welt der Guten und Ahnungslosen. "Und so kam das Böse in die Welt", schloss unser Professor, noch einmal, und wir sahen ihn auf einmal in einem anderen Licht; hätte er nicht auch auf einem Schlitten sitzen können, in dunkler sturmumtoster Nacht, mit einem reinen Gewissen und einer schweren Last, die er nur noch nicht realisiert hatte? Dass eben

dieser Professor später eine Plagiats-Anklage wegen eines minderen Zitiervergehens (die Grenzen zwischen freier Wiedergabe und wörtlichem Zitat sind in der akademischen Philosophie ungefähr so genau zu sehen wie die Spur eines Schlittens in einer verschneiten Nacht) bekam, hatte er nicht verdient; aber das Böse lauert eben genau da, wo man es nicht erwartet. Das Gute aber fand regelmäßig um acht Uhr morgens im Vorlesungsgebäude seinen Platz, bei Schnee wie bei Sonnenschein, aber darüber dreht leider niemand jemals einen Film.

(*Nachtrag.* Später versuchte ich selbst etwas Ähnliches in einem literaturwissenschaftlichen Seminar. Es ging um Hermann Hesses Roman *Siddharta*, und ich wies darauf hin, dass die indischen Weisen im Text eine Neigung hätten, in Inversionen zu sprechen, so dass das Bedeutende an den Satzanfang gerückt werde, nicht das grammatisch Korrekte: "Weise bist du, mein Freund!" Und als ich dann die Teilnehmer fragte, ob sie vielleicht ein Vorbild wüssten für diese seltsame Art die Sätze zu verdrehen, ein sehr populäres Vorbild, ein anderer Weiser, es sei, kleiner Hinweis, ein kleiner Mann mit komischen Ohren, wurde ihr Gesichtsausdruck immer ungläubiger, man las geradezu darin: Jetzt ist sie völlig durchgedreht – aber als ich "Meister Yoda natürlich" sagte, mussten sie doch lachen. Vielleicht haben sie es sich gemerkt, wer weiß.)

WER HÖREN WILL, MUSS FÜHLEN

Er war einer der ersten Philosophen, dessen Vorlesungen sie besuchte, und er war, im Unterschied zu den meisten seiner Kollegen, allem Anschein nach wirklich einer und nicht nur ein Philosophie-Hausmeister, der die Schätze der akademischen Philosophiegeschichte verwaltete und eifersüchtig vor dem Zugriff Unbefugter bewachte. Seine Sätze waren lang, raunend und geheimnisvoll und wurden im Tonfall permanent erhöhten Bedeutsamkeitstremolos vorgetragen. Er sprach von sehr alten griechischen Philosophen, deren Namen man nicht kannte und von denen kaum einige

Fragmente überliefert waren, raunend-geheimnisvolle natürlich, und nur dann und wann erhaschte man aus dem Redestrom einen bekannten Namen; meist war es dann Heidegger, und dessen Sätze verstand man genauso wenig. Aber darum ging es auch offensichtlich gar nicht. Man lauschte der Stimme, man erlebte die Bedeutung und versuchte einen Blick des eher schwächtigen dunkelhaarigen, bebrillten Original-Philosophen zu erhaschen; er suchte aber nicht direkt den Kontakt zu seinem Publikum, sondern blickte mehr nach innen und in die Tiefe und vielleicht in den ein oder anderen Abgrund, wer weiß das schon. Gerüchteweise hörte man, dass er für fortgeschrittene Studenten eine Art besonderes Seminar abhielt, Samstagmorgens, mindestens vier Stunden, zu dem man sogar zu ihm nach Hause eingeladen wurde. Aber vielleicht war auch das nur ein Raunen. Sie wurde jedenfalls niemals eingeladen, und nachdem sie drei Semester, immerhin, ergeben gelauscht und darauf gewartet hatte, dass sie irgendwann, urplötzlich, das große Verstehen überkomme, ging sie demütigen Sinnes zu den Philosophie-Hausmeistern der Philosophiegeschichte und begann auf eigene Faust mit dem Verstehen.

Das alles wäre nur eine Anekdote aus den Anfangswirren eines jeden Philosophie-Studenten und nicht der Rede wert, wenn sie den Original-Philosophen nicht später unter sehr unerwarteten Umständen wieder getroffen hätte. Sie finanzierte inzwischen ihr Studium mit der Arbeit als Phonotypistin in einem großen Rechtsanwaltsbüro. Das hatte durchaus seine philosophischen Facetten, auch wenn sie eher desillusionierend waren, was die Natur des Menschen oder das Verhältnis von positivem Recht und Gerechtigkeit oder auch nur die Möglichkeit objektiver Tatsachenfeststellungen betraf. Dort schrieb sie also an vielen langen Nachmittagen Schriftsätze nach Diktat in vierfacher Ausfertigung, Scheidungsanträge, Bausachen, Verkehrsunfälle, das ganze triviale Elend der menschlichen Existenz hinauf und hinunter. Selten war etwas dabei, was die Phantasie in Bewegung setzte, und man konnte nur froh sein, nicht doch aus Versehen Jura studiert zu haben, weil man es sich aufregend

vorgestellt hatte, in rhetorisch geschliffenen Plädoyers mit großer Gestik "dem Recht" zum Sieg zu verhelfen. Eines Tages nun brachte sie einen ellenlangen Schriftsatz in einer sehr ermüdenden baurechtlichen Schadenersatzklage zu dem Anwalt, für den sie meistens schrieb. Als sie in sein Zimmer trat, unterhielt er sich gerade mit dem Kollegen vom Strafrecht. Und sie hörte eben noch, wie ihr Anwalt, ein stets wohlgekleideter, höflicher und freundlicher Mann mit einem wohlgepflegten Schnurrbart, dem Strafrechtler im Tonfall völligen Befremdens klagte: "Und dann sagt er noch die ganze Zeit, er sei Philosoph, was soll ich davon denn bitte halten?" Dann drückte er ihr das neue Band mit der dazugehörigen, noch dünnen Akte in die Hand, und sie ging an ihren Platz zurück, um den Schriftsatz zu tippen.

Es stellte sich heraus, dass es niemand anderer als ihr alter Philosophie-Professor gewesen war, der Raunende mit den schwerverständlichen Sätzen und den Blicken in tiefe Abgründe. Er wohnte, wo alle Professoren in der mittelkleinen Universitätsstadt gern wohnten, nämlich in einem Vorort, idyllisch auf dem Berg gelegen, mit Blick in die Ferne und einer großen Auswahl stattlicher Villen. Und nun sollte dort, ausgerechnet in dieser Enklave des gehobenen bildungsbürgerlichen Wohlstandes, ein Heim für behinderte Kinder gebaut werden. Wie die Stadt an diesen ganz sicher nicht billigen Baugrund am Ende der Straße gekommen war, blieb unklar, aber sie hatte den Baugrund nun einmal, und der einzige Anwohner war ein raunender Philosophie-Professor, der sich aber prompt in seiner philosophischen Ruhe gestört fühlte: Wie solle er denn denken bei dem zu erwartenden Lärm, hatte er sich wortreich beim Anwalt beschwert, oder schreiben gar; er sei doch ein Philosoph, und natürlich habe er Verständnis dafür, dass die behinderten Kinder auch irgendwohin müssten, aber hier gehe es um Größeres! Sie konnte sich den Blick des Anwaltes gut vorstellen, seine höflich hinter dem stets wohlgepflegten Schnurrbart versteckte Skepsis, das angedeutete Runzeln der dunklen Augenbrauen. Natürlich war er allerhand schwierige Mandanten gewohnt, aber das war wirklich etwas völlig Neues, wie

sollte man denn bitte das Recht des Philosophen auf Ruhe kodifizieren oder gar beziffern?

Nun sollte man sich leichthin ins moralische Oberwasser begeben; es ist durchaus nachvollziehbar, dass man zum gründlichen Nachdenken Ruhe braucht. Die Philosophie ist gar nicht so einfach, wie einen das manch Bestsellerschreibende Glücksprophet glauben lässt, der die Weltformel in zehn einfachen Sätzen gefunden hat. Die besondere Ironie – ob des Schicksals oder der *Philosophia*, einer manchmal auch neckischen Göttin – war jedoch, dass das Steckenpferd des raunenden Philosophen, sein akademisches Markenzeichen sozusagen – ausgerechnet die "Akroamatik" war. Das war eines der vielen Worte, die man erst einmal nachschlagen musste, weil er sie nicht erklärte, sondern verwendete; Begriffsdefinition waren etwas für Rationalisten, Logiker oder gar Sprachphilosophen, die alles genau nahmen und niemals raunten. Akroamatik also meinte, dass die philosophische Lehre, auf die es ihm ankam, im Hören auf die Sprache vermittelt wurde; nicht im Lesen, in toten Buchstaben, in einsamer Lektüre mit gespitztem Bleistift. Nur so, von Mund zu Ohr, im lebendigen Sprechen und Aufnehmen offenbarte die wahre Weisheit ihr scheues Wesen bis in die Tiefen, und nur als Sprechender und Hörender war der Mensch ihrer würdig, nicht als eifrig in ein Laptop hackende belebte Schreibmaschine oder staubiger Bibliothekswurm. Das war nun durchaus eine Theorie, die sich hören ließ und die sogar einiges von dem Raunen des Vortrags erklärte; und vielleicht kam man mit ihr in einige Abgründe hinab, wo das manchmal allzu grelle Licht der Aufklärung nicht hinreichte. Aber dass nun ausgerechnet ein solcher Philosoph des hörenden Wortes sich über Kinderlärm beschwerte, das gab ihr doch zu denken: Wenn eine Philosophie keinen – ja nur gelegentlichen – Kinderlärm mehr verträgt, sollte sie auch nicht vom Hören sprechen. Um eine Alltagsweisheit zu bemühen, die, wie so viele ihrer Art, auch als ihr eigenes Gegenteil funktioniert und eben deshalb den Namen Weisheit zu Recht trägt: Wer hören will, muss fühlen.

PRÄFERENZLOSIGKEIT

Die Geschichte kam ziemlich aus heiterem Himmel und hatte eigentlich gar nichts mit dem Thema des Seminars zu tun, das damals, sozusagen an der vordersten Forschungsfront, die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Natur- und Geisteswissenschaftlern erproben sollte. Es wurde von einem Wissenschaftshistoriker geleitet, der nicht besonders glücklich wirkte. Er hatte die undankbare Aufgabe, den freiwillig, aber spärlich vertretenen Geisteswissenschaftlern auf der einen Seite und den scheinpflichtigen Naturwissenschaftlern auf der anderen die Erkenntnisse eines zu dieser Zeit revolutionär neuen Paradigmas, der Chaostheorie nämlich, nicht nur zu erläutern, sondern beide Seiten darüber ins Gespräch zu bringen. Eigentlich aber gewannen alle im Verlauf des Seminars eher den Eindruck, dass man einander immer weniger verstand; hinterher hätte man höchstens genauer zu sagen gewusst, wie sehr man doch anders sei als die Anderen. Immerhin, der eine oder andere neue Gedanke war gelegentlich zu erhaschen, wie ein nur kurz vorbeiflatternder Schmetterling, und wenn man auch das neue Forschungsparadigma noch nicht wirklich verstanden hatte – wozu relativ weitreichende mathematische Kenntnisse gehört hätten, und außerdem hatte man doch gerade erst gelernt, was ein Paradigma überhaupt war –, reichte es doch zu dem einen oder anderen produktiven Missverständnis.

Doch plötzlich, und der genaue Zusammenhang ist mir wirklich entfallen, kam der Seminarleiter, ein nicht mehr ganz schlanker Privatdozent mit dunkler Stimme und dunklen Haaren und von einer seltsam fränkisch-behäßigen Attraktivität, mit der Geschichte von der Präferenzlosigkeit daher. Er hatte sie wohl gerade in einem Wissenschaftsmagazin gelesen und war selbst auf unbestimmte Art von ihr angezogen worden. Eine Studie unter israelischen Farmern hätte nämlich ergeben, so referierte er uns nun fränkisch-nuschelnd, dass Entscheidungsprozesse im wirklichen Leben häufig ganz anders ablaufen, als man sich das akademisch so vorstelle. Im konkreten Fall ging es darum, welche Pflanzen im Kibbuz zukünftig angebaut

werden sollte, und man holte sich nicht etwa ein Gutachten ein oder untersuchte die Bodenbeschaffenheit; es bildeten sich wundersamer Weise auch keine Parteien, von denen eine energisch für Erdbeeren votierte und die andere für Spinat oder was auch immer (aber der Seminarleiter nannte als Beispiel wirklich Erdbeeren, das weiß ich ganz genau, und man imaginierte unwillkürlich ein sehr karges Feld unter der sengenden Hitze Israels, kurz vor den Golanhöhen, wo eine Herde achselzuckender Kibbuzim steht und nicht weiter weiß, ein Schmetterling fliegt kurz vorbei, aber immer noch passiert nichts – jedenfalls nicht in Israel kurz vor den Golanhöhen). Nein, es herrschte vielmehr ein völlig meinungsfreier und interesseloser Zustand, den die Forscher flugs "Präferenzlosigkeit" nannten; und er konnte nur dadurch abrupt beendet werden, dass irgendeiner, einfach so, ohne jeden Grund und ohne jede Autorität, sagte: *Na, dann eben Erdbeeren!*, und alle nickten erleichtert, *ja, klar Erdbeeren, gibt auch bessere Torten als Spinat*, und fortan florierte der Erdbeeraanbau in Israel.

Wir als Zuhörer waren von der Geschichte etwas verunsichert, soweit ich mich erinnern kann; vielleicht hatte sie ja eine tiefere symbolische Bedeutung für unseren seltsam unbestimmten Schwebezustand im System der Wissenschaften, aber die erschloss sich uns zu diesem Zeitpunkt auch nicht. Allerdings ließ sich dieses neue Modell im Unterschied zur Chaostheorie umstandslos im Alltag testen und führte zu bemerkenswerten Ergebnissen. Stand man beispielsweise wieder einmal mit einer Gruppe völlig präferenzloser Kommilitonen vor der Mensatafel und hatte die Wahl zwischen drei absolut gleich unattraktiven Alternativen, reichte es, nonchalant in die Runde zu werfen: "Ich gehe dann mal zu Linie 1!", und schon setzten sich alle in Bewegung, schnurstracks zu Linie 1. Wenn nach einem Vortrag das unbestimmt gesellige Gefühl herrschte, man müsse doch jetzt noch nicht auseinandergehen, und alle traten von einem Fuß auf dem anderen und die Zeit schien sich ins Endlose zu dehnen wie in der unmittelbaren Umgebung eines Schwarzen Lochs, dann konnte man sagen: "Also gehen wir jetzt ins Deutsche Haus"?

(das war der marktbeherrschende Billig-Grieche in der Studentenstadt, und vielleicht gab es ja damals schon eine verborgene Komplementarität zwischen Griechenland und Deutschland, eine Art Gegen-Spin), und die Herde setzte sich, langsam, langsam, aber immerhin in Bewegung Richtung "Deutsches Haus". Und man konnte nur die unendliche Weisheit der Gesetzgeber bewundern, die irgendwann festgelegt hatten, dass es im unmittelbaren Umkreis von Wahllokalen keine Parteiwerbung mehr geben darf; ein Leichtes wäre es selbst einem rhetorisch minderbegabten Kandidaten sonst, sich vor der mal wieder präferenzlosen Wählermenge aufzubauen und im letzten Moment seinen eigenen Namen ins Gespräch zu werfen, und flugs würden alle das Kreuzchen neben eben diesen setzen, aus schierem Erleichterung, das man ihnen endlich die Entscheidung abgenommen hat.

Wer auch immer jemals auf die Idee gekommen ist, die höchste Er rungenschaft der Menschheit sei die Freiheit und ein freier Wille dasjenige, was uns vom sonstigen kreichenden und fleuchenden Herdengetier unterscheide, hat offensichtlich nicht genau genug hingeschaut: Der Mensch ist eine träge Masse, das Herumlümmeln auf dem Sofa sein energetisch günstigster Zustand; Präferenzlosigkeit spart Energie, Entscheiden verbraucht Energie, deshalb überlässt man es lieber anderen Leuten. Heute würde man vielleicht in einem interdisziplinären Seminar über die Quantenmechanik im sehr erweiterten Modus des produktiven Missverständnisses zu ähnlichen Erkenntnissen kommen: So lange niemand in die Kiste guckt, ist die Katze tot und lebendig zugleich, existentiell präferenzlos sozusagen; und erst, wenn irgendeiner, der die Spannung nicht mehr aushält, die Kiste aufmacht und sagt: Habe ich doch gleich gesagt, Schrödinger ist schon lange tot!, ist die Katze im gleichen Moment tot umgefallen. So ist das Leben nämlich: Wenn keiner guckt, ist den meisten alles egal.

Es wäre denkbar, dass Gott die Welt aus der Präferenzlosigkeit und dem Chaos erschaffen hat, indem er einfach hingesehen hat, und die Welt hat fortan existiert. Oder dass er im entscheidenden

Moment "Licht" gerufen hat. Wie auch immer, es besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass er es hinterher bereut hat.

DER THÜRINGISCHE KLEIDERSCHRANK

Es gibt wiederkehrende Situationen im Leben, die irgendwie keinen tieferen Eindruck hinterlassen, obwohl sie es vielleicht wert wären. Dazu gehören Staatsexamensprüfungen – jedenfalls, wenn man auf der richtigen Seite des Tisches sitzt, also der, von der aus die Fragen gestellt werden. Staatsexamensprüfungen in den Geisteswissenschaften, das sollte man vielleicht für die Uneingeweihten voranschicken, sind Prüfungen, bei denen man bestätigt, dass die Prüflinge nicht zum Lehramt geeignet sind; sie sind aber ebenso Prüfungen, bei denen man bestätigt findet, dass die Prüfenden nicht geeignet sind, um Lehrer auszubilden (Ausnahmen bestätigen selbstverständlich die Regel). Um die Peinlichkeit der Prozedur für alle Beteiligten möglichst gering zu halten, einigt man sich gewöhnlich auf ein möglichst eng gefasstes Prüfungsgebiet und droht nur vage an, gelegentlich auch die eine oder andere darüber hinausweisende, auf so etwas wie im Studium möglicherweise erworbenes Globalwissen zielende Zusatzfrage zu stellen (da spätestens scheidet sich so heftig die Spreu vom Weizen, dass man kaum noch rechtzeitig zur Seite springen kann, und nur selten findet sich ein Weizenkörnchen). All dies findet sinnvollerweise im zeitlichen Vorfeld der peinlichen Befragung statt. Nun ergab es sich aber, dass dieser spezielle Kandidat (männlich und damit schon ein einsames Mauerblümchen im weiten Feld der Germanistikstudentinnen) nach der Terminvereinbarung und einer oberflächlichen Themenabsprache nie wieder aufgetaucht war; Versuche, ihn zu erreichen, waren gescheitert, und ich sah der Prüfung mit einiger Besorgnis entgegen – zumal, und nun müssen wir zum wirklich peinlichen, aber auch erinnerungswürdigen Aspekt an dieser Geschichte kommen, nämlich der massiven Vorurteilsgebundenheit unseres, genauer: meines Urteils –, zumal also der Kandidat nicht etwa ein Mauerblümchen war, sondern ein thüringischer Kleiderschrank. So hatte ich ihn jedenfalls vage in Erinnerung, und das

bestätigte sich auch, als er pünktlich den Prüfungsraum (ein relativ gemütliches Büro eines Kollegen) betrat: Vierschrötig stand er in der Tür, Stoppelschnitt auf dem Haupt und ein unverkennbar nölig-ost-deutsches Timbre in der Stimme. Unpassenderweise, so dachte ich zu diesem Zeitpunkt noch in meiner tiefen, tiefen Vorurteilsversunkenheit, hatte er sich ausgerechnet Friedrich Hölderlin als Prüfungsgegenstand ausgesucht, und damit so ziemlich den größten annehmbaren Gegensatz zu thüringischen Kleiderschränken, die man sich gern neben einem selbstgetunten Motorrad oder unter einem Trabi vorstellen mochte, auch durchaus mit einer Röstbratwurst im Arm, aber nicht neben – dem ätherischen, griechenlandsüchtigen Dichterjüngling, der Dinge mit der deutschen Sprache und ihren normalerweise so ungelenten Sätzen gemacht hatte, die einem ästhetisch begabten Menschen schon einmal die Tränen in die Augen treiben konnte (also: Freudentränen, Tränen der Rührung und Melancholie, Dichtertränen eben). Ich holte also tief Luft, wappnete mich mit meinem besten Prüferinterton (einer Mischung aus verständnisvollem Priester und Polizist beim noch nicht verschärftem Verhör) und sagte: Nun also, wir wollten ja über Hölderlin sprechen – und an dieser Stelle, wo eigentlich die sorgsam vorbesprochene erste Frage hätte folgen müssen, also etwa: Sie wollten sich dabei auf seine Gedichte konzentrieren, also genauer gesagt: *Halfte des Lebens*, und da eher den Mittelteil, an dieser Stelle überkam mich plötzlich eine hölderlinmäßige Lust zur Wahrheit und zum Bekenntnis, und ich sagte: Wie kommen Sie eigentlich überhaupt auf Hölderlin? (ich hoffe, ich sagte nicht: um Himmelswillen, aber es kann sein, dass ich es ziemlich laut nicht sagte). Und nun passierte das Wunder, das kleine Hölderlin-Wunder. Denn während der Kandidat zu Sprechen anhub und mir ganz genau erklärte wie er, der thüringische Kleiderschrank (aber änderten sich seine Züge nicht beim Sprechen schon, wurden irgendwie weicher?), zu Hölderlin gekommen sei und dabei kluge Dinge sagte, halbwegs, ganz sicher aber: überdurchschnittlich genaue Analysen abgab und sich überhaupt so allseits über Hölderlin informiert zeigte, dass man auch die ein oder andere

weiterführende Frage stellen konnte, und auch darauf noch eine Antwort erhielt – während dieser Zeit also leistete ich staunend Abbitte: Es war eine gute Prüfung, vielleicht sogar eine sehr gute (ich erinnere mich nicht mehr an die Note, das war Nebensache), und der Kandidat war eine der wenigen Ausnahmen; man mochte ihn sich geradezu gern vor einer etwas rabaukenhafte Schulklasse vorstellen, wie er den Raum betrat, den Oberkörper stolz vorgestreckt, und während die Knaben und Mädels noch ehrfurchtsvoll auf den wohlentwickelten Bizeps schauten, damit begann, eine der längeren Hymnen zitieren; vielleicht wäre es *Der Jüngling an die klugen Ratgeber*: "Drum laßt die Lust, das Große zu verderben, / Und geht und sprecht von eurem Glücke nicht! / Pflanzt keinen Zedernbaum in eure Scherben! / Nimmt keinen Geist in eure Söldnerspflicht! / Versucht es nicht, das Sonnenroß zu lähmen! / Laßt immerhin den Sternen ihre Bahn! / Und mir, mir ratet nicht, mich zu bequemen, / Und macht mich nicht den Knechten untertan!"

WIE WIRD MAN EIN DICHTER, ODER: HETEROGENE LERNGRUPPEN

Seit einiger Zeit sprach man nun, die Mode war schon fast wieder vorbeigezogen, verzückt von den Vorzügen „heterogener Lerngruppen“. Was war nicht zu lernen allein schon dadurch, dass die zu Lernenden alle so verschieden waren! Vielfalt, Austausch, gegenseitige Ergänzung, produktiver Widerspruch, vor allem aber: Diversität, Diversität, Diversität! Wie immer, wenn solche sperrigen akademischen Worthülsen in die Mühlen des allgemeinen Diskurses geraten, bleibt am Ende ein diffuser Wortbrei, beraubt seines eigentlichen Gehalts und mit erheblicher Verstopfungswirkung. Ob also alle Teilnehmer an einer Lerngruppe in einem hinreichenden Maße eine gemeinsame Sprache beherrschten oder ob sie „nur“ unterschiedliche Vorkenntnisse, Motivationen, Werte, kulturelle Eigenheiten hatten – alles egal, Hauptsache divers! Und irgendwie war das ja auch richtig, theoretisch jedenfalls; wie sollte man denn Neues,

Anderes lernen, wenn nicht von Anderen? Aber die Praxis, die Praxis, sie hat schon die stärksten Festungen der Theorie geschliffen, und jeder, der eine Schulzeit überstanden hat, in der Gruppenarbeit der letzte Schrei war (geschrien hat aber immer nur eine, nämlich die, die die Arbeit gemacht hat, der Rest hat sich fröhlich mit eher unterrichtsfernen Dingen vergnügt, war wohl im Interesse der Diversität), sehnt sich nach den Wonnen des Frontalunterrichts, bei dem wenigstens eine weiß, wovon sie spricht (hoffentlich).

Heterogene Lerngruppen also – so stand ich nun vor meinem neuen Rilke-Seminar und blickte über die heterogenen Köpfe, die sich versammelt hatten. Erstaunlich viele männliche waren dabei für ein literaturwissenschaftliches Seminar (war Rilke gar ein Männer-Autor? und schon hatte ich etwas gelernt!), und einige, die fremdartig aussahen (was man immer als erstes wahrnimmt, ob man will oder nicht): eine Inderin mit sanften Augen und einem roten Punkt auf der Stirn; zwei Chinesinnen, etwas robuster als üblich und älter schon; einige vage slawisch wirkende Damen, wohlgeschminkt. Ein Blick auf die Namensliste bestätigte meinen Eindruck: Offensichtlich waren die Austauschstudentinnen in der Überzahl, und nur gelegentlich fand sich ein vertraut deutsch klingender Name dazwischen, den ich ohne Nachfragen hätte aussprechen können. Mir wurde etwas heterogen-schwummrig zumute: Rilke war nun, so war ich überzeugt, nicht direkt ein einfacher Dichter; und meine etwas freche Fragestellung für das Seminar – „wie wird man ein Dichter?“ – zielte durchaus auf das gehobene Reflexionsniveau poetologischer Grundsatzfragen. Würde diese – inhomogene Lerngruppe, würde sie all dem gerecht werden können, was ich mir in meinen hochfliegenden Seminarleiterinnenphantasien während der Semesterferien so vorgestellt hatte? Ach, wie sollte ich unwürdige Zweiflerin eines Besseren belehrt werden! Sie waren nicht nur der Aufgabe gewachsen; sie waren sogar Rilke gewachsen; sie waren es nur auf eine Art, die ich vorher nicht verstanden hatte und mir nicht hätte vorstellen können.

Aber zunächst ging alles schief. Die ersten beiden Sitzungen waren furchtbar: Die Seminarleiterin sprach zu viel und hoch über die inhomogenen Köpfe hinweg; und wenn sie nicht sprach, sprachen die Männer. Die deutschen Männer, um genau zu sein: zwei Prachtexemplare der Gattung, jung, selbstbewusst, sprachmächtig, ja sogar: schön; der eine kam dem jungen James Dean so nahe, wie man das als deutscher Jungmann nur konnte, an einem frühen Morgen sah ich ihn dann an ein Motorrad gelehnt, er trug eine knappe Lederjacke und zündete sich eine Zigarette an, was inzwischen auf einem Campus ein eher selten gesehenes Phänomen ist, und man hätte ein Plakat daraus machen können. Der andere war Musiker, das hatte er gleich am Anfang gesagt, man sah ihn vor einem inneren Auge sanft-rauchige Balladen zur Gitarre summen, und auch das ließ die Mädels die Augen verdrehen. Und beide sagten, man kann es nicht anders sagen, sogar vernünftige Dinge! Sie hatten Rilke gelesen, offensichtlich sogar schon ziemlich viel, geradezu: freiwillig gelesen! Sie waren klug. Und sie konnten ja schließlich nichts dafür, dass die anderen Teilnehmerinnen – eher schweigsam blieben, und zu einem guten Teil damit beschäftigt waren, die beiden jungen Halbgötter anzuhimmeln. Heterogen, von wegen!

Ich war kurz davor, die Geschlechtertrennung auszurufen, als mir eine Idee kam. Es war während der Vorbereitung eines frühen, theoretischen Textes von Rilke, *Moderne Lyrik*, ich saß über einer schwierigen Stelle und verzweifelte vor mich hin, wie ich das der schweigenden, inhomogenen Mehrheit in der nächsten Sitzung verklickern sollte, ohne den beiden Halbgöttern den Mund zu verbieten. Da hatte ich eine Erleuchtung: War nicht vielleicht gerade das Nicht-Verstehen eine Chance? Konnte es nicht sein, dass jede von ihnen etwas an diesem Text – auf ihre persönliche, heterogene und völlig unvorhersehbare Art und Weise nicht verstand? Flugs schrieb ich eine E-Mail mit einer etwas ungewöhnlichen Hausaufgabe, sie hieß: Suchen Sie sich eine Textpassage aus, die Sie besonders anspricht (das war für die jungen Halbgötter) oder die Sie nicht verstehen; wir werden diese Passagen dann im Seminar ausführlich

besprechen. In meinem noch eher homogen arbeitenden Kopf nagte zwar der Zweifel, dass wir dann wahrscheinlich alle die gleichen starken, bedeutungstragenden, brillant formulierten Stellen auswählen würden (von denen ich überzeugt war, dass ich sie erkannt hatte); aber ein Experiment war es wert. Heterogenität, hier komme ich!

Es funktionierte, nein, es funktionierte nicht nur: Es machte ein anderes Seminar aus uns. Denn jede hatte sich, ich schwöre es, eine andere Stelle ausgesucht. Es waren Stellen dabei, die ich völlig überlesen hatte, die aber, wenn man genau darüber nachdachte, doch irgendwie wichtig waren, eben aus einer anderen Perspektive; Sätze, Worte, Argumente, die bisher unbeachtet am Wegesrand lagen, kleine Blumen, die der reißende Hauptstrom der homogenen Gedankenführung überflutet hatte und die nun auf einmal aufblühten unter einem liebevollen Blick nicht von oben, sondern von der Seite. Und ich lernte, demütig, dankbar, erstaunt, dass eigentlich alle meine SeminarteilnehmerInnen ihren Rilke gelesen hatten, schon lange gelesen hatten, mit schwachen Deutschkenntnissen gelesen hatten, in seltsamen Übersetzungen gelesen hatten. Aber das war der Grund, warum sie hier saßen in einem Proseminar und versuchten tapfer mitzuhalten: Nicht, weil sie einen Schein mit einer willkürlichen Anzahl von ECTS-Punkten (dem Euro der Bildungswelt, dessen Austauschwert sehr künstlich aufrechterhalten wird) wollten; nein, sie hatten irgendetwas in Rilke gesehen, es war etwas Anderes, als deutsche Leser oder gar deutsche Literaturwissenschaftler in Rilke sehen (- wollen; Literaturwissenschaftler wollen immer etwas sehen, und wenn es nicht da ist, ist halt der Autor schuld), aber es war ihnen wichtig gewesen. Sie hatten, so würde ich im Rückblick sagen, in Rilke den Dichter erkannt, ohne dass sie hätten sagen können oder gar sagen wollen, was das ist und wie man das wird. Es war wie in Rilkes einzigem Roman, dem *Malte Laurids Brigge*, wo der arme Malte durch das entsetzlich fremde und bedrohliche Paris irrt, allein, überfordert, kränklich, und dann in der Bibliothek – einen Dichter findet, für sich allein findet; genauso lakonisch sagt er das, genauso: „Ich habe einen Dichter“. Denn vielleicht, vielleicht war

auch das zu lernen für mich: Einen Dichter findet man, und man kann ihn nur finden, wenn man nicht nach ihm sucht. Schauen, hätte Rilke gesagt, ihr müsst schauen lernen, nicht suchen; seht das Offene, seht die Farben, seht die Gestalten, und vor allem: seht nicht immer nur euch selbst und das, was ihr sehen wollt!

Ich fand aber, und das war das zweite Wunder, unter und hinter den heterogenen Köpfen eine Schar von Rilke-Leserinnen, die jede ein eigenes Gedicht verdient hätten. Rilke hätte ihnen, wie noch jedem, der seine Gedichte so existentiell gelesen hatte, wie sie gelesen werden sollen (denn das macht den Dichter: er schreibt existentiell, mitten aus dem Leben, *skin in the game*, sagt man heute, und das hätte Rilke sicher gefallen: Wer sich beim Schreiben nicht ein wenig häutet, schreibt immer nur kosmetische Texte), rührende, dankbare Briefe geschrieben. Er hätte die beiden jungen Halbgötter gewürdigt, den schönen blonden Verwegenen und den etwas rötlichen Musiker; er hätte ihnen gesagt, dass er versteht, wie Schönheit und Jugend eine Verpflichtung sind und wie man trotzdem denken kann dabei, sogar als Mann, der es oft doppelt schwer hat und der vielleicht irgendwann heimlich angefangen hat, Rilke zu lesen, man kann sich ja nicht mit jeder Literatur auf der Straße sehen lassen (hatte Rilke *street cred?* ach, warum nicht!). Er hätte die einzige Frau gewürdigt, die sich den beiden gewachsen fühlte und die sich in die Deutung einer einzelnen Gedichtstelle geradezu verbeißen konnte; es sah dann aus, als wolle sie ihr Handy (sie hatte die Texte immer auf dem Handy dabei, obwohl ich es beinahe explizit verboten hatte) schütteln, bis es endlich die einzige, die wahre, ihre eigene Bedeutung von sich gebe. Ihr blonder Pferdeschwanz wippte dabei, und sie hätte ein hinreißendes Paar mit dem jungen James Dean abgegeben. Sie schrieb aber selbst Gedichte, unkonventionell, formbewusst, klug und, tatsächlich, existentiell; Rilke hätte ihr (wie ich auch) geraten weiterzugehen auf diesem Weg, auch wenn das Studium ihr gelegentlich in den Weg kommen mochte mit seinen Prüfungsordnungen und Punktkonstruktionen und seltsamen literaturwissenschaftlichen Ansichten über Dichtung.

Rilke hätte auch, in der dunklen Ecke gegenüber dem Fenster versteckt, den schmalen schüchternen jungen Mann gefunden, er fiel nicht auf gegen die Halbgötter. Aber auch er hatte Gedichte geschrieben, und nun versuchte er sich unter dem Eindruck von Rilke an einem Dinggedicht: Es war ein Gedicht über einen Igel, „Igel, wer kennt deinen Namen?“, und es war – noch nicht formvollendet, aber es hatte einen Blick, den man nicht lernen konnte, und ein Sprachgefühl, das ein wenig altmodisch imprägniert war, aber eine wohlthuende Abwechslung gegenüber dem alles überflutenden Sprachmüll unserer Zeit. Rilke hätte den Igel gemocht, ich weiß es ganz sicher; der junge Mann aber war unsicher, selbstkritisch, und das sind nicht die schlechtesten Tugenden, wenn man ein Dichter werden will. Neben ihm saß der Skandinavier mit einem Blick wie dunkelblauer Samt; ein Dichterjüngling, zweifellos, und als er mit seiner leisen, weichen Stimme in stolperndem Deutsch sagte, eigentlich hätte er im letzten halben Jahr so gut wie gar nichts gelesen, weil es so viel zu leben und zu denken gebe, war das zwar für das Seminar nicht so produktiv, aber immerhin eine Haltung, der Rilke seinen Segen gegeben hätte: Warten, ab und zu muss man warten können, und wenn der Weg nach innen geht, kann man ihm eine Weile folgen; es kommt aber darauf an, sich dann wieder nach außen kehren zu können. Auf der anderen Seite neben ihm, auch sie machten ein seltsames Paar, saß die zierliche Italienerin mit den Eulenaugen hinter der zu großen Brille, und als sie über Orpheus und Eurydike sprach, konnte man nicht anders, als in dem sanften Skandinavier einen blonden Orpheus und in ihr eine zierlich, dunkle Eurydike mit zu großen Augen und leicht vorstehenden Zähnen zu sehen. Die Inderin saß genau in der Mitte, blieb still und sagte kaum einzelne Sätze. Aber ihre Gegenwart ruhte über uns, und in ihrem roten Punkt kam all das zusammen, was ungesagt durch den Raum schwebte, unverstanden, aber nun: verstanden unverstanden, zugegeben unverstanden, geteilt unverstanden.

Denn Heterogenität hat nichts mit der alles erstickenden Umarmung der Integration zu tun, der Eingemeindung des Fremden ins

Eigene, um anschließend von ihm auch Steuern erheben zu können. Heterogenität ist, das Fremde im Fremden zu sehen, es einfach anzuschauen, so wie Rilke ein Tier ansah oder eine Kathedrale oder eine Hortensie; und dann das Fremde durch einen hindurch sprechen zu lassen, in seiner eigenen Sprache, dem Eigenen anverwandelt. Nur so wird man ein Dichter.

DAS ARME KIND HAT IMMER NOCH NICHT GESPIELT – EIN *TEACHABLE MOMENT*

Es war zu Semesterbeginn, und wie immer war es wenig einschüchternd, vor all den unbekanntenen Köpfen zu sitzen. Vage bildeten sich erste Eindrücke heraus; relativ viele Männer, womit ich bei dem Thema (Kindheit und Jugend in der Literatur) nicht gerechnet hatte, wieder ein Vorurteil widerlegt, das passiert so selten, dass man es sich merken muss. Damit zusammenhängend, irgendwie, gefühlt, ein etwas höheres Durchschnittsalter als in anderen Seminaren. Hing es doch – nein, wie sollte das mit dem Thema zusammenhängen? Aber nun gut, um das Seminar in Schwung zu bringen und gleichzeitig die üppig vorhandene technische Ausstattung zu nutzen – ein ganzes *Whiteboard*, zum Glück hatte ich an Stifte gedacht –, machte ich eine Art Umfrage. Was nämlich, so stellte ich in den aufmerksam lauschenden Raum, könnten wichtige Themen oder Motive sein, wenn man von Kindheit und/oder Jugend erzählen wolle? Oder, etwas komplizierter, welche Änderungen in der Erzählweise könnten dabei zu erwarten sein? Wie immer übervorbereitet, hatte ich meine eigene Liste natürlich längst fertig, und eigentlich erwartete ich auch nicht – ich bin eine skeptische Lehrperson, keine sokratische Enthusiastin – etwas Neues oder gar Unerwartetes zu hören. Aber es kam anders. Denn nach einigen Anlaufschwierigkeiten fielen ihnen Themen über Themen auf (weniger Darstellungsprobleme, aber das war zu erwarten gewesen), und eines war komplizierter als das nächste: Kinder sind unschuldig, irgendwie naiv. Sie leben in Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen. Sie drücken ihre

Gefühle direkt aus. Sie haben zwar Angst, sind aber furchtlos (das mussten wir ein wenig diskutieren, aber es war ein guter Gedanke). Sie haben noch keine ausgebildete Identität. Sie wissen noch nicht, was Sex ist, haben dann aber Pubertät. Sie bewegen sich gern und viel. Sie müssen in die Schule gehen. Sie erfahren menschliche Grundbedürfnisse auf eine besonders direkte Art und Weise. Sie müssen Initiationsriten durchmachen. Sie wissen nichts vom Tod – ich glaube, es war an dieser Stelle, wo ich meinen großen roten Marker niederlegte, die Stirn runzelte und auf das beinahe schon gefüllte Whiteboard starrte (mir fiel ein, dass ich es am Ende der Stunde mit dem Handy fotografieren sollte). Der Kurs merkte, dass etwas nicht stimmte und wurde auch ruhig. Ich holte tief Luft, dann begann ich mit dem Finger die Punkte durchzuzählen, es waren zu diesem Zeitpunkt 14. „14 Punkte“, sagte ich, „und das arme Kind hat immer noch nicht gespielt!“ Ich sagte es nicht vorwurfsvoll, sondern eher ein bisschen verwirrt und bedauernd. Der Kurs starrte mich an. Langsam fiel der Groschen, er machte dabei kleine, unsichere Lachgeräusche. „Also wirklich?“ sagte ich noch einmal. Ich sah auf einigen Gesichtern eine Art schlechtes Gewissen, auf anderen Verwirrung, auf noch anderen – Respekt. Ein *teachable moment*, ich hatte sie in einem *teachable moment* erwischt, das passiert auch sehr selten, und man muss es sich deshalb merken. Wir lachten dann alle ein wenig, damit das Gespenst aus dem Raum verschwände: Es könnte sein, dass für heutige Jugendliche die Kindheit einfach kein Spiel mehr ist. Sie wissen eher, dass sie nichts vom Tod wissen, als dass sie ein Recht auf Spielen haben.

DER SITZ IM LEBEN

Es war meine erste wissenschaftliche Tagung, und ich war verständlicherweise sehr aufgeregt. Mein Chef hatte mich hingeschickt, als Vertretung, bis heute weiß ich nicht, ob das ein Vorwand war und ob er einfach keine Lust hatte, er nahm nämlich sonst so ziemlich jede Einladung an. Aber so kam ich nun nach Halle, es war kurz nach der Wende und in meiner Erinnerung an einem sehr tristen

Oktobertag. Ich hatte noch sehr wenig Osterfahrung, und Halle begrüßte mich, getreu dem Klischee, mit einem orangebraun riechenden Potpourri aus Kohleheizungs- und Chemieabgasen; meine West-Nase kannte so etwas noch gar nicht, es roch deshalb eher neu als abschreckend. Ebenso erging es mir mit dem Zimmer in einem entlegenen Gästehaus der Universität, das man mühsam mit der Straßenbahn erreichte (wir befinden uns in den seligen Zeiten ante Navi) und das eher eine Art Parteizentrale mit riesigen ungemütlichen Wohnzimmern war; in meinem Zimmer hätte man auch einen etwas ausladenden Walzer tanzen können, wenn man erst einmal über die Braun- und Organgetöne der großgemusterten Tapete hinweg war und das Kunstledersofa und vor allem die (natürlich unregelmäßige) Raumtemperatur von ca. 28 Grad (ja, es kann gut sein, dass ich mir das alles nur einbilde, aber so geht das mit Klischees, man hat sie vorher, sie werden bestätigt, man hat sie hinterher). Die Nacht drohte stickig zu werden, aber vorher gab es noch ein wissenschaftliches Abendprogramm. Und so machte ich mich wieder auf den Weg durch den herbstlich trüben braunorangenen Geruchsscocktail zu den historischen Francke'schen Stiftungen auf der anderen Seite der Stadt. Die Stadt war trostlos, mehr weiß ich nicht. Und als ich endlich den gefühlt achtspurigen Stadtring zur anderen Seite hin überquert hatte, wurde es noch schlimmer: Offensichtlich war ich direkt von der abgewirtschafteten Deutschen Demokratischen Republik ins 18. Jahrhundert geraten. Der inzwischen vertraute Geruch war geblieben, aber es gab nun Kopfsteingässchen mit großen Schlaglöchern - nein, eigentlich waren es auch gar keine Kopfsteine, die in westdeutschen historisch aufgehübschten Fußgängerzonen eine gewisse Regelmäßigkeit hatten, es waren einfach irgendwelche Steine, durcheinandergeworfen, kaum befestigt über einen schlammigen Feldweg verstreut, jedenfalls: soweit man das sehen konnte (eigentlich spürte man es eher, unter den Füßen). Es gab nämlich keine Straßenbeleuchtung. Die Häuser waren klein und unrenoviert; man hätte sich vorstellen können, dass hier die armen Waisen der Francke'schen Stiftungen untergebracht waren, bewacht

von Dickens'schen Drachen, vielleicht aber auch die armen Dichter, auf jeden Fall: arme Menschen, die nachts glimmende und wahrscheinlich auch stinkenden Kerzen entzündeten und Nachtlichter vor sich her trugen. Und wo um Himmelswillen war nun das Tagungszentrum?

Irgendwie habe ich es gefunden, ich erinnere mich nicht mehr daran, auch nicht an den Vortrag. Das nächste, woran ich mich erinnere, ist mein eigener Vortrag, den ich vertretungsweise hielt über ein Gebiet, das nun wahrlich nicht mein Spezialgebiet war: Es ging um die frühe Aufklärung, die Halleschen Dichterheroen des frühen 18. Jahrhunderts, wie beispielsweise Samuel Lange und Immanuel Pyra. Letzterer, immerhin interessanter Name, hatte ein ziemlich umfangreiches Versepos geschrieben, ganz im Stil der Zeit: Es hieß „Der Tempel der wahren Dichtkunst“ und schilderte, bildungsüberladen und bibelgesättigt, den heiligen Ort, an dem sich die wahren Dichter aller Zeiten versammelten, um einen neuen Kandidaten, nämlich: Ja, genau, Samuel Lange, Pietist aus Halle und Pyras besonderer Herzensfreund, zu ehren und in ihren Reihen aufzunehmen. Das klingt nun aus dem Rückblick noch absurder, als es damals schon war, vor allem vor der Kulisse der dahinbröckelnden DDR, wo man alle Tempel ein- für allemal für faschistisch erklärt hatte, außer es handelte sich um die Heroen des ML. Aber das alles wusste ich ja nicht, als ich meinen bildungsstolzen und halbwegs bibelfesten Vortrag vorbereitete, mein öffentliches Erstlingswerk, mit dem ich, irgendwie, in den Tempel der wahren Wissenschaft aufgenommen werden sollte. Pyra hatte bei seinem Prachtepos im Übrigen im Wesentlichen geklaut, ein wenig von Voltaire hier, ein wenig bei den Antiken da, sehr viel bei den biblischen Sängern, das Ganze dann aber angereichert mit Halleschen Heroentum (und poetisch gar nicht so ungeschickt, und klauen tun sowieso alle Dichter). Und ich hatte einen, wie ich fand, recht netten Vortrag daraus gemacht, in dem ich mich als Reiseleiter vorstellte und die verehrten Zuhörer (ja, höchstens noch eine weitere Frau außer mir) durch diese fremdartige Anlage geleitete (unter jugendlicher Verkennung

der Tatsache, dass die meisten von ihnen dort schon ziemlich lange zuhause waren). Es war ein rundes Stück geworden, fand ich. Aber ich ahnte wenigstens schon, dass der Vortrag der leichte Teil war; danach kam die Diskussion mit den damals noch nicht so genannten *peers*, und das war der Teil, der zu fürchten war.

Nun hatte ich ganz sicherlich eine Art Bambi-Bonus; ich war die jüngste, ich war eine Frau, ich war gerade mal promoviert und jeder der anwesenden Professoren aus dem Tempel der Wissenschaft hatte noch eine vage Erinnerung daran, wie es bei seinem eigenen ersten Fachvortrag war. Dazu aber kam – und das war mir vorher nicht klar! –, dass auch ein West-Professor dabei war, den ich aus meinen Erlanger Studiumstagen kannte; ja, leider nicht nur kannte, sondern, beinahe, hasste (ich war aber zu Hass damals gar nicht fähig). Er gehörte nämlich nicht nur zur anderen Fraktion des Instituts, dem bösen Feind, der dunklen Seite, mit der man nicht sprach und in deren Veranstaltungen man nicht ging (das war der Normalzustand in deutschen germanistischen Instituten); nein, er hatte mich auch damals einmal persönlich angegriffen, ich hatte es nämlich, als Hilfskraft!, gewagt, die Abgabe seiner Lehrveranstaltungs-kommentare, die schon über eine Woche in Verzug waren, kategorisch einzufordern. Eine Hilfskraft. Gegenüber einem Professor. Wahrscheinlich per Email. Es war eine unerhörte, nie gesehene Katastrophe, und er beschwerte sich über mich in der Institutskonferenz (folgenlos, immerhin). Ausgerechnet dieser Mensch saß also da, er war eine Koryphäe auf dem Gebiet (woher sollte ich das wissen, ich hatte ja seine Veranstaltungen nicht besucht?), und alle sagte zu mir, ach, Sie sind bestimmt mit Prof. XX aus Erlangen gekommen, und ich hüstelte und murmelte etwas von: Nein, eigentlich nicht. Miteinander sprachen wir natürlich gar nicht, warum auch; wir hielten sauber an unserem Klischee vom bösen Feind fest.

Irgendwann also hatte ich endlich über Pyras *Tempel der wahren Dichtkunst* gesprochen, die Diskussion war wohl irgendwie mühsam angelaufen, daran erinnere ich mich nicht, wohl aber daran, dass Prof. XX irgendwann sehr milde und nur ein ganz bisschen

herablassend sagte, nun, das sei ja alles sehr schön gewesen, aber er frage sich doch, wo der Sitz im Leben sei? Der Sitz im Leben. So sagte er. Ich war immerhin klug genug zu erkennen, dass das wohl ein Zitat war, aber was er damit meinte – ich hatte nicht die geringste Ahnung, schließlich sprachen wir doch über Literatur hier, und ich hatte gerade so eine schöne Metapher von der Reiseleitung ausgebaut, und natürlich hatte ein Tempel der wahren Dichtkunst keinen Sitz im wahren Leben, er war ein fiktives Gebilde, das fiktivste überhaupt, wollte er etwa die Postleitzahl? Keine Ahnung, wie ich mich herausgestammelt habe. Wir haben dann auch weiter nicht miteinander gesprochen auf dieser Tagung.

Geblichen aber ist mir die Frage nach dem Sitz im Leben. Wie alle Fragen, die man wirklich nicht beantworten kann, ja noch nicht einmal versteht, entwickelt sie einen Stachel und piekst bei jeder Gelegenheit ein wenig mehr: Na, wie sieht es nun aus mit dem Sitz im Leben, bist du schon weitergekommen damit? Heute, wo es das große weite Internet und Wikipedia gibt, kann jeder in zwei Minuten herausfinden, dass das eine Formel ist, die ein Religionswissenschaftler in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts benutzt hat (sagen wir seinen Namen, er hat es sich verdient, er hieß Hermann Gunkel), sie ist eine Frage nicht nach dem Wesen der Dinge, sondern nach ihren konkreten Entstehungsbedingungen und realen Funktionen, und ist es nicht erstaunlich, dass ausgerechnet ein Religionswissenschaftler diese notwendige Frage so schön aufs Bild und auf den Punkt gebracht hat? Von da an ist sie weiter gewandert, sie wird hier zitiert und dort variiert, *googlebooks* findet die schönsten Belege, sie hat also ganz sicher ihren Sitz in der Wissenschaft gefunden, wenn auch vielleicht noch nicht im Leben, oder jedenfalls nur in dem sehr kleinen Teil, wo sich die Wissenschaften heutzutage mit dem Leben überschneiden. Heute würde ich sagen: Es ist nicht nur eine mögliche Frage an literarische Texte, es ist – in einem weiteren, nicht ganz wörtlichen Sinne genommen – eine der wichtigsten überhaupt! Texte, die keinen Sitz im Leben haben, lohnen die Lektüre nicht oder nur unter sehr außerordentlichen Umständen; es kann

auch ein sehr kleiner Sitz sein, ein Notsitz sozusagen, aber irgendwo, irgendwann, irgendwie müssen sie einen Ort finden im Leben, um nicht nur Literatur zu bleiben, sitzlos, bodenlos, haltlos (*l'art pour l'art* ist zwar ein cooler Spruch, aber definitiv ohne Sitz im Leben). Und ich könnte heute vielleicht sogar die Frage beantworten, wo ein *Tempel der wahren Dichtkunst* seinen Sitz im Leben hat; ich war schon ganz auf der richtigen Spur mit meiner Reiseleitung, ich hätte mich selbst nur etwas wörtlicher nehmen müssen.

Aber das liegt lang zurück und ist auch von sehr begrenztem akademischem Interesse (aber von größerem für das Leben!). Interessant ist vielleicht noch, dass ich eben diesem feindlichen Professor sehr viele Jahre später begegnet bin, bei einem anderen Vortrag, den ich gehalten habe, als inzwischen halbwegs gestandene Wissenschaftlerin (zu einem ganzen Stand werde ich es nie bringen, und auch nicht zu den wirklich teuren Sitzen). Und er ging dann mit zum Abendessen nach dem Vortrag, nachdem er in der Diskussion nicht nach dem Sitz im Leben gefragt hatte – was aber auch ziemlich überflüssig gewesen wäre, weil dieser Vortrag so sehr im Leben saß, dass man eher nach dem Gegenteil hätte fragen können, also seinem Stand in der Literatur. Jedenfalls unterhielt er sich dann sehr angeregt mit den anderen anwesenden Professoren über – Fußball, *of all things*; sie waren alle Fans unterschiedlicher Mannschaften und stritten und fachsimpelten sehr freundschaftlich, gar nicht wie sonst im Institut. Und ich saß dabei, konnte noch nicht einmal eine sarkastische Bemerkung einwerfen, sondern dachte nur, gar nicht boshaft, sondern eher gerührt: Das ist also euer Sitz im Leben! Es ist ein Stadionsitz, beim 1. FC Nürnberg, bei Schalke 0 irgendwas, wenn man es sich leisten kann, bei Bayern München. Wenn ich das doch nur gewusst hätte! Ich hätte doch auch eine Fußball-Metapher ausbauen können, damals; vielleicht wenn ich den Tempel der wahren Dichtkunst als Stadion geschildert hätte, hallensisch wäre das wohl die Buna-Arena, und die biblischen Dichter hätten die eine Mannschaft gebildet, und die antiken die etwas schwächere gegnerische (aber sie hätten die schöneren Trikots gehabt); und Samuel Lange wäre als

nicht ganz objektiver Schiedsrichter aufgetreten, Pyra als atemloser Sportreporter, am Ende hätten die Gewinner alle Lorbeerkränze bekommen, und nur die ganz schlechten, die Pyra so verhassten Reimschmiede, hätten eine gelbe Karte gezeigt bekommen. Es kommt nämlich eigentlich gar nicht darauf an, wo der Sitz im Leben ist; es kommt darauf an, dass man ihn findet.

LEBEN

ZEITVERSCHIEBUNG

Die Zeit fließt. Man merkt sie nicht. Noch nicht einmal, wenn man sich langweilt – zum Beispiel, weil es wieder eines dieser schrecklichen Familienfeste ist, und man sitzt bei Oma auf dem Sofa eingezwängt zwischen den Cousins, und man hat wirklich genug Kuchen gegessen, und die Erwachsenen hören und hören nicht auf zu reden, worüber kann man eigentlich so viel reden? Dann muss man all seinen Mut sammeln, bis man sich endlich traut, unter dem Kaffeetisch hindurch hinauszuklettern, mitten durch die Beine der Erwachsenen; und eigentlich war das sogar das Beste am ganzen Nachmittag, man kam sich vor wie ein kleines listiges Tier, dass nach einer schwierigen Flucht die Freiheit genoss. Und wenn sich eine erst einmal vorgewagt hatte, krabbelten auch die anderen Cousins hinterher, eine nach der anderen, die Erwachsenen schimpften natürlich ein bisschen, aber man konnte endlich spielen gehen.

Eines Nachmittags jedoch hatte sie einen Migräneanfall gehabt, mitten bei der Feier. Niemand war sich so ganz sicher, ob es wirklich Migräne war, zum Glück musste sie nicht spucken dabei, was eigentlich dazu gehörte, so sagte jedenfalls der Arzt. Aber es waren Kopfschmerzen, sie zogen sich über die eine Hälfte des Gesichtes, und sie taten furchtbar weh, fand sie; vor allem, weil sie am Kopf waren, der Kopf sollte einem nicht weh tun, das war falsch; wenn einem einmal der Bauch weh tat, weil man zu viel unreifes Obst gewesen war, das war in Ordnung und weit weg von dem Ort, wo man den Schmerz registrierte, und man konnte darüber hinwegdenken. Aber nicht, wenn der Schmerz im Kopf saß und in die Stirn bohrte. Und man konnte nicht viel dagegen tun; man legte sich nur mit einem möglichst kühlen feuchten Waschlappen auf der Stirn ins Bett und wartete, dass es vorbeiging. Natürlich verging die Zeit dann gar nicht mehr, das war sogar mit das Schlimmste daran; immer, wenn man einen neuen Waschlappen bekam, waren kaum ein paar Minuten vorbei, und man konnte einfach an nichts anderes denken als an die blöden Kopfschmerzen.

An diesem einen Nachmittag aber war es anders gewesen. Sie war ins Bett gegangen, und sie musste sich sogar selbst den Waschlappen holen, weil die Erwachsenen im Haus der Oma nebenan bei der Feier sitzen bleiben wollten. Sie schlief in einem Doppelbett im gemeinsamen Kinderzimmer mit ihrer jüngeren Schwester, sie hatte natürlich das obere Bett, wo man mit der Leiter hinaufklettern musste. Und an diesem Nachmittag musste sie, trotz der Kopfschmerzen und vielleicht weil sie ganz allein war, eingeschlafen sein. Als sie wieder aufwachte, wusste sie zuerst nicht, wo sie war und wie sie dorthin gekommen war. Es wurde schon ein wenig dunkel draußen, und sie lag in ihrem Bett; aber es war doch erst Nachmittag, oder? Und waren sie nicht alle bei der Feier gewesen? Oder war es jetzt etwa Morgen? Normalerweise war es doch Morgen, wenn sie in ihrem Bett lag und aufwachte? Aber sie konnte sich nicht erinnern schlafen gegangen zu sein; sie trug auch keinen Schlafanzug, sondern ihre Unterwäsche. Und niemand war zuhause, das war auch höchst seltsam und ein wenig unheimlich. Vielleicht hatte sie auch ein wenig Fieber, aber die Verwirrung saß tiefer, und als ihre Schwester endlich hereinkam und ihr sagte, dass sie ganze zwei – oder vielleicht auch drei – Stunden geschlafen hatte, mitten am Nachmittag, wollte sie es nicht glauben; sie hatte noch nie einen Mittagsschlaf gemacht, nicht einmal, als sie ganz klein war. Nein, die Schwester machte sich wahrscheinlich über sie lustig, und das war wirklich gemein, wo sie doch Kopfschmerzen gehabt hatte. Aber die Schwester beharrte. Konnte es wirklich sein, dass mitten am Nachmittag die Zeit einfach so an einem vorbeigeflossen war, während man schlief, und jetzt fehlten ihr zwei oder auch drei Stunden in ihrer inneren Uhr, die einfach, mit einem großen Satz, von zwei auf fünf Uhr gesprungen war? Und wenn das passieren konnte – ja, worauf konnte man sich dann eigentlich noch verlassen? So muss es sein, wenn man tot ist, dachte sie; die Zeit vergeht einfach so, ohne einen, man spielt nicht mehr mit. Und das Schlimme daran war nicht, dass man nicht mehr mitspielte – das konnte schließlich auch so passieren, wenn die Cousins blöd waren zum Beispiel; das Schlimme war, dass man noch

nicht einmal merken konnte, dass man nicht mehr mitspielen konnte, und dass das Spiel einfach weiterging, so als sei man nie dagewesen. Vielleicht trug sie seitdem eine Kinderuhr, die die Zeit festhalten sollte.

DER INNERE JAHRESKALENDER

Dass man irgendwo eine innere Uhr hat, die einem sagt, wann man aufstehen muss am Morgen oder aufwachen bei der Ankunft am Zielort, die also funktioniert wie ein mäßig zuverlässiger Wecker, ist ziemlich klar; irgendetwas in uns weiß, was die Stunde geschlagen hat, man muss nur lernen, rechtzeitig darauf zu hören. Was man erst später lernt, ist, dass man auch eine Art Jahresuhr hat, einen inneren Kalender, der für die größeren Zyklen des Lebens zuständig ist. Und so kann es sein, dass man die Erkältung immer zum gleichen Zeitpunkt bekommt, nämlich nicht im Winter, wie es sich gehört, sondern mitten im schönsten Sommer; und man kennt den Virus schon beim Vornamen, er hat den ganzen Winter über lange geschlafen, aber dann hat ihm die innere Jahresuhr gesagt, er müsse jetzt aufstehen. Mein Sohn bekommt regelmäßig Kopfschmerzen, nämlich montagnachmittags. Ich bin mir auch sicher, einige meiner wurzelbehandelten Zähne haben sich gemerkt, wann man sie gefoltert hat, und feiern den Jahrestag. Es ist aber nicht nur ein Kalender des Grauens, der die Wunden zählt und datiert. Es ist auch ein Kalender der Jahresfreuden; und gerade trifft es sich, dass es Faschingsferien sind, und wir sind in all den letzten Jahren in den Faschingsferien zum Skifahren gefahren, mit guten Freunden, wir hatten nicht immer Schnee, aber es war immer nett, und man kannte die Loipen und die Lokale und die kleinen Rituale des abendlichen Beisammenseins. Dieses Jahr entfällt Skifahren, aus verschiedenen Gründen, und immer wieder meldet sich nun zwischendurch ein kleiner Gedanke: Jetzt könnten wir auch hinauffahren zur Winkelmoosalm, vielleicht scheint die Sonne, wir würden da sitzen wie jedes Jahr, die Kinder wieder ein Stück größer, aber immer noch der gleiche Apfelstrudel, auf den man sich das ganze Jahr gefreut hat. Es

wäre jetzt wirklich die Zeit dafür, genau jetzt. Oder: Ich will meinen abendlichen Kräuterschnaps, sofort! Der Körper schätzt Abwechslung nicht wirklich; er will Wiederholung. Abwechslung ist genug, wenn man tot ist.

WINTER IS COMING, ODER: VOM TOD DES SCHNEEMANNS

Dass der Winter kommen wird, war für Kinder schon immer eine Verheißung: Es wird schneien, je mehr, desto besser! Alles wird weiß werden, man wird unter den Schneebällen der frechen Jungens hinweggeduckt nach Hause rennen, schnell etwas essen und dann hinauslaufen in den Schnee im Garten, dick eingepackt und beinahe schon fröstelnd vor Erwartung. Man wird endlich einen Schneemann bauen, auch wenn der Schnee mal wieder falsch ist; immer ist er entweder zu trocken oder zu pappig, und nur ganz selten schiebt man eine sich mühelos mit jeder Drehung anreichernde Kugel über den Rasen und hinterlässt dort ein grünes Streifenmuster. Notfalls muss man den Schnee halt mit den Händen zusammenschieben, die Handschuhe sind schon wieder durchweicht, doch jetzt hat man seine Kugeln, zwei große und eine kleine, die sehr vorsichtig aufeinandergestapelt werden und sicherheitshalber dicke Hüftringe aus Restschnee bekommen. Wahrscheinlich hat wieder mal niemand Karotten für die Nase, aber bei Oma und Opa im Keller findet sich immer eine Kartoffel, hat er halt eine Kartoffelnase! Und dort gibt es zum Glück auch noch Kohlen, weil die Oma ihren Küchenofen ja heizen muss, und so bekommt der Schneemann, diesmal ganz wie es sich gehört, zwei kohlschwarz glänzende Augen. In die Seite steckt man ihm abgebrochene Äste vom Birnbaum, und er winkt damit freudig zum Himmel empor, damit noch mehr Schnee kommt. Am Schluss bindet man ihm den eigenen bunten Schal um, man braucht ihn sowieso nicht mehr, denn obwohl man schon ganz nass ist, fühlt man sich heiß von all der Anstrengung und Aufregung. Und wenn das Winken hilft und der Himmel noch weiteren Schnee fallen lässt,

wird er morgen eine kleine Familie bekommen, damit er nicht so allein ist. Aber jetzt braucht man selbst erst einmal einen Kakao, heiß und dunkel und süß!

Das Winken hat genutzt, und am nächsten Tag kann man sogar Schlittenfahren gehen! Der Schlitten ist ein ganz besonderes Modell, er hat zwei elegante Hörner und einen karierten Sitzbezug; er ist auch ein wenig größer als das Standardmodell. Man hat natürlich noch nicht im mindesten kapiert, wie man ihn lenken kann, irgendwas mit den Füßen, aber wer denkt schon daran, wenn man endlich den Berg hinunterrast oben am Eichwald, gleich neben der Autobahn; es steht nur ein Baum im Weg, ganz in der Mitte, und man müsste sich schon sehr dumm anstellen, um den zu erwischen, obwohl die Eltern immer wieder Schauergeschichten erzählen von dummen Kindern, denen genau das passiert ist: man lacht nur und läuft schnell den Berg wieder hoch. Aber trotzdem ist es am Anfang ein wenig gruselig, wie schnell der Schlitten schneller wird, ganz ohne dass man etwas dafür tun muss; der Schnee fliegt an einem vorbei, er sammelt sich in den Hosenbeinen beim Bremsen, und unten ist man genauso aufgeregt, als hätte man soeben ein wildes Pferd zum ersten Mal gebändigt und wäre mit ihm über die Prärie gerast, so wie in den Indianerbüchern. Und hinterher muss es natürlich wieder Kakao geben, schließlich hat man soeben einen Schlitten gezähmt, er hatte sogar Hörner!

Noch schöner aber war es beim Schlittschuhlaufen, wenn die großen Seen einmal wirklich ganz zugefroren waren und man einfach in jede Richtung loslaufen konnte und nicht stupide Kreise drehen musste, wie in der Eissporthalle zwischen ungeschickten Erwachsenen und rempelnden Jungen. Man hätte endlos weiterlaufen können, mit einer im sanften Rhythmus hin und her wiegenden gleitenden Bewegung – wenn da nicht die Risse im Eis gewesen wären, befremdlich gezackte Muster unter einer milchigen Oberfläche; und wenn man ein dumpfes Knacken hörte, der Ton klang selbst wie eingefroren, dann wusste man, dass der See doch noch lebte unter all dem dicken Eis und man lieber schnell wieder zum Rand

zurückfahren sollte, wo es vielleicht schon ein wenig getaut hatte; die Eltern hatten natürlich gesagt, dann dürfe man gar nicht mehr laufen, aber es waren doch nur diese wenigen kostbaren Tage! Und wieder hatte man eine echte Gefahr überstanden, und das war, natürlich, einen süßen heißen Kakao wert.

Und lernte man bei all dem nicht fürs Leben, mehr sogar, als an einem langweiligen Schultag auf staubigen Bänken? Wo konnte man denn besser lernen, dass es im Leben nicht nur bergab geht, als beim Langlaufen (wir leben in den Mittelgebirgen, an Abfahrten war nicht recht zu denken)? Man flog dahin über die Loipe, den Hang hinunter, mit den Stöcken schiebend, noch ein Stück schneller, noch ein Stück, und dann riss man die Stöcke jubelnd zum Himmel! – aber zuerst war man bergauf gegangen, Schritt für Schritt, auf rutschigem Gelände, die Skier gekreuzt oder, wenn es gar nicht mehr ging, parallel gesetzt, und doch immer wieder zurückrutschend, und der Berg wollte kein Ende nehmen und die Bäume mit ihren Schneegespennstern sahen höhnisch auf einen herab oder tropften einem gar auf die Mütze, unter der der Schweiß schon rann. Aber danach kamen die Wonnen der Abfahrt, es gab das Eine eben nicht ohne das Andere, und was wussten die Alpin-Skifahrer mit ihren geheizten Sesselliften schon vom wirklichen Leben? Kannten sie die Mühen der Ebenen wie der Langläufer, wenn er durch Täler schiebt, an Rentnergruppen vorbei, und die Kilometer ziehen sich endlos in glitzernder Weiße dahin, auch wenn man noch so elegant gleitet? Doch am Ende war man auf einmal in Österreich, der Grenzbaum winkte und zum Kakao sogar ein Kaiserschmarrn – oder doch lieber Germknödel und ein Jagertee?

Der Winter war aber natürlich auch kalt und feucht und unbarmherzig. Das Wetter rückte einem auf die Haut, so gut man sich auch eingehüllt hat, die Finger erstarrten, die Nase tropfte, und wenn man von der Loipe abkam, versank man in unabsehbare Tiefen. Man konnte sogar von einer Minute auf die andere in einen Schneesturm geraten: Die Welt versinkt in einem wirbligen Weiß, die Grenze zwischen Himmel und Erde verschwindet im Nebel, und

man ist geblendet, die Augen tun schon weh und man muss blinzeln. Man starrt panisch auf die kleine Spur vor einem, die mit beängstigendem Tempo ebenfalls verschwindet, begraben unter dichtem Neuschnee, der immer stärker fällt und einen ganz einhüllt und Krusten macht auf der Mütze und den Handschuhen und den Füßen. Es wird einem ein wenig gruselig, wie auf dem Eis, wenn die Risse knacken; aber dann wird es sogar noch unheimlicher, weil die Welt von Minute zu Minute fremder wird und gestaltloser. Man sieht sich in ihr verschwinden, ein weißes formloses Gespenst mehr, und am Ende wird alles nur noch weiß, weiß, weiß sein – aber da leuchtet ein Licht in der Ferne, man nimmt all seine Kraft und seinen Mut zusammen, schüttelt den Schnee von der Mütze, kneift die Augen zusammen und läuft auf das Ziel zu. Es ist die Skihütte, ein Ort, den man niemals freiwillig aufsuchen würde, außer der Winter ist mit Schneestürmen und knackendem Eis gekommen. Aber nun stapft man selig und Wasserflecken hinterlassend ins Warme, und man hat vorher gar nicht gewusst, was Wärme ist: Wie sie in die Glieder kriecht, die Zehen der Reihe nach wieder zum Leben erweckt, vom Magen in die Wangen steigt und in den Kopf. Es darf auch laut sein und unruhig und durcheinander, wie Skihütten überall und immer sind; es dröhnt eine schreckliche Musik, und das Personal trägt karierte Hemden und sagt zu jedem "Du". Aber wenn man genug durchwärmt ist, geht man einfach hinaus, und die Stille hat einen wieder, die erfrischende Kälte und das endlose weiße Glitzern des Schnees. Der Sturm ist weitergezogen und hat in der Landschaft einen riesigen Skulpturenpark hinterlassen; alles ist verpackt, von dicken weißen Tüchern bedeckt, und man kann mit den eigenen Fußstapfen Muster in den tiefen Schnee malen. Denn der Winter ist nicht nur aufregend und anstrengend und dann und wann ein wenig unheimlich, sondern er ist schön; ein Kunstwerk eines großen Meisters.

Es ist zu befürchten, dass in Zeiten der herannahenden Klimakatastrophen der Winter nicht mehr kommt, weder als Bedrohung für die Autofahrer noch als Verheißung für die Kinder. Der Sommer

unseres Missvergnügens wird endlos werden, staubig, schmutzig, heiß. Die Gletscher werden sich zurückziehen und trauriges Geröll hinterlassen, die Eisberge werden abbrechen und durch endlose Ozeane treiben und dabei immer kleiner und kleiner werden, schmelzende Zuckerhüte, sie schmelzen sogar unter Wasser, wo sie doch Riesen waren. Und der Schneemann wird aussterben. Zuerst rutscht seine Möhre hinab, oder war es doch wieder einmal nur eine Kartoffel? Dann kullern die schwarzen Kohlenstückchen, sie hinterlassen eine Tränenspur auf dem schon nicht mehr ganz frischen Weiß. Der Astarm winkt nicht mehr fröhlich zum Himmel und lockt noch mehr Schnee herbei; er ist herabgesunken und verschwindet unter den immer mehr absackenden Schultern und Hüften. Wenn es eine Familie gewesen wäre, würden die Kinder zuerst sterben; und die Eltern würden traurig danebenstehen und auch vergehen, ganz langsam, und beinahe möchte man hingehen und ihnen das Ende verkürzen, weil man es nicht mehr ansehen kann. Und man erlebt zum ersten Mal: Alles Schöne muss sterben, sogar wenn man es selbst gemacht hat, mit eigenen Händen und ganz heiß und aufgereggt vor lauter Schöpferfreude. Und zweifellos ist das nun nicht das Schlimmste an der großen Klimakatastrophe, wenn sie kommt und die Küsten überfluten wird und die Städte, und in der Karibik hat man sowieso niemals Schneemänner gekannt, und irgendjemand wird ganz sicher eine virtuelle Wir-bauen-einen-Schneemann-App anbieten. Aber das Jahr wird seinen Rhythmus verlieren und die Kindheit eine Verheißung und eine Herausforderung, die bewältigt werden wollen, und das Leben einen Akt der Reinigung und Verwandlung und Neugeburt, den man auf der Haut ebenso erleben konnte wie im Kopf, und damit: eine sehr seltene, wahre ästhetische Erfahrung. *Winter is coming.*

TRÄUME I

Früher, als Kind und auch als Jugendliche, habe ich niemals geträumt. Ich konnte mir noch nicht mal vorstellen, was das sein sollte, träumen – also, in der Nacht, meine ich natürlich;

Tagträumen war hingegen eine große Spezialität von mir, und meine Freundin sagte dann immer, wenig freundlich, ich hätte wieder einen "Kuhblick". Irgendwann später begann ich jedoch auch in der Nacht zu träumen, die Ursache tut wenig zur Sache, was heißt: Sie bleibt lieber noch etwas in der Schublade ganz unten. Es war auch anfangs gar nichts so spektakulär, bis heute neige ich zum Glück auch nicht zu Alpträumen, aber ich hatte Nerv-Träume; bestimmte unangenehme Situationen, die sich wiederholten und wiederholten, und es gab keine Lösung, und man fand nicht recht aus dem Traum. Im Wesentlichen verpasste ich im Traum den Zug. Ich war in einer Stadt unterwegs, sie war größer, und ich lernte sie über eine ganze Reihe von Träumen sogar ziemlich gut kennen, es gab bestimmte Straßenzüge, und es gab natürlich den Hauptbahnhof. Dorthin fand ich jedoch nicht. Mal sah ich ihn in der Ferne, aber die Straßenbahn fuhr in die falsche Richtung. Mal konnte ich ihn durch einen Hintereingang betreten, aber die Gleise waren irgendwo anders, es gab Unterführungen und Brücken, aber nie kam ich zu dem Gleis, wo mein Zug abfuhr, der natürlich der letzte war an diesem Tag und den ich unbedingt kriegen musste, weil sonst – keine Ahnung, was sonst, ich verpasste ihn immer. Variationen begannen: Ich nahm den falschen Zug und war auf einmal auf einer ganz unbekanntem Strecke, und es gab keinen Weg zurück. Ich musste noch eine Fahrkarte kaufen, aber alle Schalter waren zu, oder sie schickten mich immer zu einem anderen Schalter, den ich nicht fand. Ich weiß nicht, auf wie viele Arten man einen Zug verpassen oder den falschen nehmen oder nicht an seinem Ziel ankommen kann – aber ich habe sie alle ausprobiert, später dann schon im halben Bewusstsein: *Nein, du bist jetzt wieder in diesem ausweglosen Traum, steig endlich aus, hör auf, wach auf!* Aber ganz klappte es nie. Die Psychotherapie hat dazu sicherlich einiges zu sagen, sogar mein Verhaltenstherapeut sagte etwas dazu: *Dann nehmen Sie sich doch einmal wirklich vor, nicht mehr nach dem Bahnhof zu suchen, bleiben Sie einfach da, wo Sie sind!* Das nächste Mal träumte ich davon, und das ist wirklich wahr, das Flugzeug zu verpassen. Das blieb aber eine Ausnahme. Die

Bahnhofsträume hingegen besuchen mich weiterhin in unregelmäßigen Abständen, und es ist ja auch nicht allzu schwer zu verstehen, was sie mir sagen wollen, sogar ganz ohne Therapie. Aber eigentlich bin ich inzwischen ganz einverstanden mit ihnen, ich freue mich fast, wenn ich durch die vertrauten Straßen meiner Traumstadt gehen kann und bin schon gespannt, was sie sich heute wieder wird einfallen lassen, damit ich nicht ankomme, dort, wo ich doch so gern ankommen möchte – oder vielleicht doch nicht? Eigentlich sehe ich mich immer noch eher auf dem Weg, und Ankommen ist etwas für später.

TRÄUME II

Man kann die wunderbarsten Dinge erleben im Traum, und ich meine das ganz wörtlich. Ich habe die innigsten Erlebnisse gehabt in Träumen; lange bevor wir zusammenkamen, bin ich mit meinem späteren Ehemann Hand in Hand durch meine Träume gegangen, das war alles, was ich wollte, und es war perfekt. Meine Eltern treffe ich unregelmäßig dort, unser Verhältnis war nicht das Beste zu Lebzeiten, nicht zerstritten, das nicht, aber distanziert; und nun sehe ich sie gelegentlich in rührenden Situationen und werde beinahe sentimental – ein Gefühl, dass es in unserem realen Familienleben definitiv nicht oder nur im allerseltensten Falle gab. Freunde, die ich verloren habe oder nie ganz gewinnen konnte, sie tauchen auf und sind so nahe, wie man ihnen im Leben nie kommen wird. Und das alles ist schön, und wenn man wüsste, bei wem man sich für solche Träume bedanken könnte, dann sollte man das tun, Tag und Nacht! Aber natürlich gibt es auch andere Träume, und ich meine immer noch keine Alpträume. Nein, als ich einmal krank war, richtig krank, ernsthaft und gefährlich krank war, veränderten sich meine Träume von einem Tag auf den anderen. Ich konnte schlafen, immerhin; aber im Traum geriet ich plötzlich in dunkle Welten. Ich hatte noch nie darauf geachtet, aber ich war mir eigentlich sicher, dass meine bisherigen Träume, auch die nervigen Irr- und Verwirr-

und Zuspätkommen-Träume, immer eine ganz nette Kulisse hatten: Städte, in denen man sich zwar verlaufen, aber auch wohlfühlen konnte; fremde Länder, in die man gereist war und die nun in den seltsamsten Zusammenstellungen wieder auftauchten; gelegentlich Innenräume, meistens entweder zu groß oder zu klein, aber geordnet. Aber sie waren niemals – schmutzig gewesen, unordentlich, kaputt, verwahrlost. Nun aber geriet ich in Räume, in denen es mich körperlich grauste. Ich war bedroht – nicht von dunklen gespenstischen Wesen, kein Alp weit und breit, nein, ich war auf einmal – arm und verzweifelt. Ich lebte ein Leben, das ich nicht leben wollte, das ich, verwöhnt, wie ich in gewisser Hinsicht bin (wenn auch sicherlich nicht in jeder), nicht kannte, das mich auf einmal klein und ängstlich und schmutzig und unsicher machte. Häufig fand ich mich in Situationen, die mich überforderten; ich sollte jemand helfen, jemand retten (oft war ein kleines Tier oder, am schlimmsten, ein Baby), und ich konnte es nicht, ich hatte nicht die Kraft, ich hatte nicht das Geld, und alles wurde nur immer schlimmer. Ich hatte ganz offensichtlich die Kontrolle über meine Träume verloren; ich war nicht mehr Ich, sondern eine kleine, dunkle, schmutzige Variante von mir, verängstigt, verunsichert, lebensunfähig.

TRÄUME III

Nun war das nicht schön, ganz sicher nicht, aber vielleicht könnte man sogar dafür dankbar sein. Wunderbar aber, im eigentlichsten Sinn, sind nur die Träume, in denen ich etwas kann, was ich sonst nicht kann. Schon früher hatte ich gelegentlich Träume, die eigentlich Krimis waren: Komplizierte Geschichten, mit einem Plot, den man nur hätte niederschreiben müssen, ich bin mir sogar sicher, dass er in vielen Fällen nicht nur eine Traumlogik hatte, sondern eine durchaus realitätsfeste. Im wirklichen Leben nun kann ich zwar schreiben, aber wenn ich eines nicht kann, dann ist es: mir Geschichten ausdenken. Ich habe zwar ein wenig Phantasie, ich kann mir alles Mögliche vorstellen, ich habe lustige Einfälle, ich kann gegebene Situationen detailliert ausmalen. Aber ich kann nichts

erfinden. Mein Kopf trocknet sofort, im allerwörtlichsten Sinne, aus; mir fehlen sogar die Worte, und das ist wirklich befremdlich. Außer eben im Traum, wo offensichtlich die Barriere fällt, hinter der sich meine Erfindungslust verbarrikadiert hat, warum auch immer.

Vor einigen Tagen jedoch hatte ich einen Traum, der noch wunderbarer war. Denn in ihm sang jemand, hinter mir gehend (es hat eine gewisse Bedeutung, wer diese Person war, aber das gehört hier nicht zur Sache), einen französischen Chanson. Das Lied hatte eine Melodie, die ich noch nie gehört hatte, aber sie war sehr angenehm und durchaus etwas komplexer als, sagen wir, *Hänschen klein*. Und es hatte einen französischen Text, den ich auch verstehen konnte. Was bemerkenswert ist, weil mein Französisch nur sehr rudimentär ist; lesen kann ich einigermaßen, mit viel Raten, aber Hörverstehen ist eine Katastrophe. Ich weiß aber, ganz sicher, weil es mir im Traum selbst auffiel und weil ich im Traum schon beschloss, darauf zu achten, dass es wirkliche französische Sätze waren, dass ich sie verstand, und dass sie in Form eines angenehmen Liedes mit mehreren Strophen und einer sich wiederholenden Melodie daherkamen. Würde man mich auffordern, einen französischen Chanson zu komponieren und mit einem Text zu versehen, ich könnte mich auch gleich erschießen. Wer war ich in diesem Traum???

TRÄUME IV

Erst dachte ich, es wären nur diese schrecklichen Rücken-Nacken-Kopfschmerzen, mit denen ich manchmal abends ins Bett gehe und manchmal leider aufwache; man zappelt dann endlos herum in den sich endlos ziehenden frühen Morgenstunden und sucht die richtige Stellung, es gibt aber keine, sondern nur verschobene Qual. Beim Aufstehen habe ich dann gemerkt, dass ich auch noch Bauchweh hatte, ich nenne es „meine kleine Pseudo-Gallenkolik“, weil es eine solche verdammt gut simuliert, aber kein Arzt findet in meiner Galle auch nur die Spur eines Steines. Dass all dies nachts in meine

Träume einwandert, bin ich schon lange gewöhnt, vielleicht sind Träume überhaupt nur verarbeitete körperliche Miss- oder Wohlempfindungen, bei denen unser Gehirn, weil wir aufgehört haben, es penibel zu zensieren, ungeahnte Kreativität entwickelt? Egal, diesmal jedenfalls hatte ich es irgendwie nicht rechtzeitig kapiert. Im Traum hatte ich einfach nur Bänder abgetippt, wie damals, als ich mir mein Studium als Phonotypistin in einer Rechtsanwaltskanzlei verdient habe. Die Erfahrung war, um ehrlich zu sein, nicht besonders traumatisch, auch wenn einige der Rechtsanwälte weder Lust noch eine Begabung zum deutlichen Sprechen hatten und die Welt der rechtlichen Konflikte deutlich monotoner war, als die Rechtsanwaltsserien sie darstellten. Ich hatte schon oft im Traum Bänder abgetippt, vielleicht war das schon immer die kleine steinlose Gallenkolik, die einen Ausgang suchte und große Blasen Luft im Bauch und in Texten machte. Diesmal waren es aber beinahe unendliche viele Bänder, das war neu; irgendwie schwebte die Zahl 80 durch den Raum, und das war schon völlig absurd, auf ein Band passen normalerweise 30 oder 60 Minuten gesprochene Rede, und wenn man sehr, sehr flinke Finger hatte, dann konnte man es auch ungefähr in der gleichen Zeit auf Papier bringen. Aber 80 Bänder aneinander – wie auch immer, es war ein Traum, da fragt man nicht nach dem Sinn und rechnen tut man schon gar nicht. Sondern schreiben tut man, ein Band an dem anderen, die Nacht geht dahin, der Text wird länger und länger, man denkt sich nichts dabei, sondern wundert sich nur in halbawachen Momenten, warum man sich dabei so viel im Bett herumwälzen muss, achso, der Nacken-Rücken-Schulter-Schalk, wird auch nicht gerade besser beim Tippen. Und ein Morgen graut heran, im Traum und vor dem Haus, das Gewälze nimmt kein Ende, die ersten ausgeschlafenen Kolleginnen tauchen auf (im Traum, nicht vor dem Haus), und auf einmal weiß man ganz genau: dieses eine, dieses allerletzte Band wird man nicht mehr tippen können! Es ist völlig unmöglich, man versteht nur noch Kauderwelsch, es dreht sich sinnlos und die Finger wollen nicht mehr. Aber die Kolleginnen wollen auch nicht weiterschreiben, aus den

durchsichtigsten Vorwänden wenden sie sich ab, und man steht allein da mit dem letzten Band; beinahe hätte man es geschafft, aber nun wird der große Schriftsatz unvollendet bleiben. Und man steht auf, leichte Übelkeit überzieht den Körper, der Nacken sticht und brennt, und nachdem man das alles irgendwie einsortiert und mit dem Traum verrührt hat, ja vielleicht sogar erkannt hat, dass das letzte, widerständige Band nur eine Variante des Zuges ist, den man sonst im Traum immer verpasst – dann beschleicht einen das düstere Gefühl, in einer tückischen Metapher gefangen zu sein: Das ganze Leben ist, so wird sich herausstellen, ein von einer fremden Macht diktiertes Endlosband, dessen Inhalt man genauso gut vergessen kann, so wenig kommt es auf ihn an. Aber man tippt und tippt, der Nacken sticht, der Rücken zieht, die Galle grimmt, und niemals, niemals wird man fertig werden. Man wird am Ende mit einem einzigen ungeschriebenen Band dastehen, es enthält den Schluss, das Ende, das alles entscheidende Schicksal, das eigene. Aber man ist zu erschöpft, um es zu Ende zu schreiben.

BESUCH VON EINEM ENGEL, I

Zweimal hatte ich Besuch von einem Engel, und ja, ich weiß, wie das klingt. Es sind Erinnerungen, von denen ich beim besten Willen inzwischen nicht mehr sagen könnte, ob sie einem besonders lebhaften Traum entsprungen sind und sich schnell in eine der entlegeneren Wirklichkeits-Schubladen versteckt haben, oder ob es einfach – eindrucksvolle Begebenheiten waren, zufällig, aber bedeutungsvoll. Das erste Treffen fand an einem See statt, es war irgendwo in der Umgebung meiner Heimatstadt, ich wohnte also noch Zuhause, und ich hatte meine Gitarre dabei. Das ist schon ziemlich außergewöhnlich und böte eigentlich einen Anfangsverdacht für einen Umzug von der Realitäts- in die Traumkisten, aber, naja, ein bisschen romantisch war ich ja auch dann und wann, und die Idee, an einem See zu sitzen und Gitarre zu spielen, klingt bis heute reizvoll – allerdings nur, wenn nicht sehr viele Menschen da sind, und tatsächlich waren auch nicht sehr viele Menschen da, damals, am See. Und ich

spielte etwas aus einem meiner Notenbücher für klassische Gitarre, ich meine sogar zu wissen, aus welchem – was sehr dafür spricht, doch in der Wirklichkeitsschublade zu bleiben! –, ich spielte so, wie ich bis heute eigentlich immer noch spiele, nämlich etwas oberflächlich, ohne viel Gefühl, sondern eher mit Konzentration auf die Beherrschung der schwierigeren Passagen und zwischendurch ein klein wenig Stolz auf den erzeugten Wohlklang (bis wieder einmal eine Saite quietschte, au!). Mechanisch, in einem gewissen Sinne, so romantisch bin ich dann doch nicht. Und auf einmal saß da dieser junge Mann, er war deutlich älter als ich, aber jung, definitiv jung, und ich möchte ihm etwas längere Haare geben, aber das ist schon Ausschmückung wahrscheinlich; und er hörte mir zu, ich fühlte mich aber gar nicht bedrängt oder belästigt (was für die Traumkiste spricht, da ich normalerweise, sobald nur jemand von weitem vorbeigeht, einen falschen Ton greife, so leicht bin ich ablenkbar, und niemals könnte ich vor Menschen spielen). Und er erklärte mir, sehr sanft, aber durchaus sachlich, dass ich zu mechanisch spiele; ich müsse doch etwas denken oder fühlen dabei, sollte man das nicht irgendwie zum Ausdruck bringen? Und hier ist die Erinnerung schon aus, ich weiß nicht mal, ob er mir etwas vorgespielt hat, und es hat auch wirklich nichts damit zu tun, dass ich mich in einen fremden jungen Mann spontan verliebt hätte – die Erinnerung ist sehr sachlich, ich kann es nicht anders sagen, es war eine berechtigte Kritik, aber dass mir ein wildfremder Mensch nun gegenüber saß, an einem See, und mich einfach – beriet, wie man besser Gitarre spielen könnte, ohne oberlehrerhaft oder besserwisserisch zu sein, nein einfach einen Vorschlag machte. Wenn er mich angebaggert hätte oder einfach nur kritisiert – ich wäre sicher, dass die Geschichte wirklich passiert ist. Aber es war so viel sanfter und sachlicher zugleich, und das ist eine Kombination, die ich eher aus Träumen kenne – oder doch?

BESUCH VON EINEM ENGEL, II

Die zweite Geschichte kann kürzer erzählt werden, sie hat die gleichen Grundzüge, aber ein anderes Umfeld. Ich kann sie zeitlich genau einordnen, sie passierte, während ich im Rahmen meiner journalistischen Ausbildung ein Praktikum bei einer Frankfurter Zeitung machte, und ich hatte keine andere Wohnung finden können für die drei Monate, als ein winziges Zimmerchen im obersten Stockwerk eines Hauses in Bad Vilbel, in dem noch mehrere andere Wohnungen vermietet waren. Das Praktikum war einfach schrecklich, ich konnte mit der Redaktion nicht warm werden, sie hatten auch keine Aufträge für mich, es war langweilig und frustrierend, und ich fühlte mich unendlich einsam in meiner Dachstubenkammer. Mit den anderen Hausbewohnern hatte ich keinen Kontakt – bis auf diesen einen Abend, und nun weiß ich wieder nicht, ob ich einen Traum oder nur eine traumartige Erinnerung erzähle. Es klopfte an meiner Tür, und ein junger Mann – nein, nicht sonderlich attraktiv, aber irgendwie vertrauenerweckend in seiner Art – stand davor, stellte sich als Mitbewohner vor und fragte, ob wir nicht mal in Bad Vilbel was trinken gehen sollten. Das taten wir sogleich, und ich weiß nicht mehr, wohin wir gingen, unscharf schwebt mir eine etwas unspezifische Kneipenumgebung vor, und wir sprachen. Über alles Mögliche, nicht einen Satz konnte ich wiederholen, außer: Es war bedeutungsvoll. Ich meine zu erinnern, dass der fremde Mitbewohner den größten Teil der Unterhaltung bestritt, was mir durchaus recht war, ich höre sowieso lieber zu; und dass er mich analysierte, als würde er mich kennen seit eh und je. Und ich erinnere mich ganz genau an ein Detail, das für mich bis heute für die Wahrheit der Erinnerung spricht, also ihre authentische Wurzel im Erleben: Er kam darauf zu sprechen, dass ich an den Fingern knabberte. Unschöne Angewohnheit, sehr unschön, ein Zeichen von Unsicherheit und Ängsten, Stress, was weiß ich; bis heute kann ich es in bestimmten Situationen nicht sein lassen, obwohl ich es selbst furchtbar finde. Und er erzählte mir eine Geschichte von jemand anders, der genauso an den Fingern knabberte, und wie er es losgeworden sei.

Heute würde ich sagen, es war wie eine Therapie-Sitzung, eine gelungene sogar, in der man sich bestätigt und verstanden und konstruktiv beraten fühlt; es hatte die gleiche Stimmung von sanfter Sachlichkeit wie das erste Engel-Erlebnis. Seltsamerweise – und es muss wohl wirklich ein Traum gewesen sein – tauchte der Mitbewohner niemals mehr auf. Vielleicht habe ich ihn immer verpasst, aber ich glaube, ich habe sogar nachgefragt. Er war nicht zu finden.

STIMMBRÜCHE

Ich wusste es selbst gar nicht, dass ich diese Stimme hatte. Es war in den wüsteren Zeiten meiner insgesamt nicht besonders wüsten Jugend, ich arbeitete in diesem *Startup* und tat überhaupt eine Menge Dinge, von denen ich nicht wusste, dass ich sie überhaupt konnte (was mehr oder weniger eine allgemeine Definition von *Start-Up* ist), und ich hatte diesen Termin für die Schulung beim Kunden vermerkt. Ein peinlicher Anruf war zu erledigen, ich musste einen Fehler eingestehen, um Gnade flehen und einen neuen Termin erwirken, was auch immer, *business as usual*, aber es gab noch kein *business as usual* für mich. Also hob ich den Telefonhörer, führte ein kurzes Gespräch mit einem mir völlig unbekanntem, freundlichen Herrn und wunderte mich selbst, wie problemlos das alles funktionierte und wie entgegenkommend er war. Als ich den Hörer wieder auflegte, sahen mich meine jungen männlichen Kollegen, die das Gespräch gehört hatten, etwas fassungslos an, und einer sagte: Himmel, was hast du nur gemacht mit dem armen Mann? Ich wusste nicht recht, was sie meinten. Nach und nach, ich weiß nicht mehr genau wie, wahrscheinlich weil ich darauf achtete, bemerkte ich, was sie gemeint hatten: Ich hatte meine beste Flirtstimme aufgelegt. Ich hatte mich nicht bewusst dafür entschieden, sie zu benutzen, es hatte einfach aus mir heraus gesprochen in einem sehr sanften, etwas tieferen, mit einigen gefährlichen Schwingungen versehenen Ton, der meinen unschuldigen männlichen Kollegen offensichtlich, ohne dass sie es nun wollten, weiche Knie gemacht hatten (um einen

familienfreundlichen Euphemismus zu benutzen, der den Sachverhalt nicht ganz trifft, *I don't do dirty* – jedenfalls nicht mit Absicht).

Seitdem weiß ich, dass ich ein Stimmenrepertoire habe, wie wahrscheinlich jeder, und dass es eine relativ große Einsatzbreite hat. Natürlich hat es ein Fach für Kinder und Katzen, es wird weich und leise und eher etwas höher in der Stimmlage. Ich brabbele dabei gar nicht unsinnige Baby-Worte, sondern spreche ganz normale, einfache Sätze, aber eben in einer veränderten Stimmlage; und es wirkt viel besser als der verbreitete, auf maximal zwei Silben reduzierte Baby-Talk. Auch auf Katzen. Gelegentlich auf Hunde. *What the hell*, ich habe sogar das Gefühl, das kranke Igelchen, das ich neulich im Garten aufgelesen habe, hat sich entspannt bei diesem speziellen Tonfall. Man kann ihn auch bei Leuten benutzen, aber man muss vorsichtig sein damit, genau wie mit der gefährlichen Flirtstimme, die ich, seit ich sie kenne, nur sehr, sehr selten eingesetzt habe.

Und natürlich hat das Ganze auch eine dunkle Seite, wie alles: Ich habe eine Depressionsstimme (auch das ist nichts Besonderes, man ist nur neuerdings darauf aufmerksam geworden, weil KIs offensichtlich ziemlich gut darin sind, sie zu erkennen und eine Diagnose darauf aufzubauen; das unterscheidet sie von Leuten, auch Ärzten, die meist gar nichts merken). Sie ist so hohl, so klanglos, so unresonant, so absolut und entsetzlich furchtbar – wie das ganze Erlebnis. Und es ist mir, bei allem guten Willen und aller bewussten Bemühung vollständig unmöglich, in dieser Situation auch nur die geringste stimmliche Resonanz zu erzeugen. Es ist eine Stimme kurz vor dem Ersticken, und das tut man nicht freiwillig. Ich weiß nicht, was dann mit den Stimmbändern physiologisch passiert, aber es muss schrecklich sein.

Natürlich habe ich dann noch meine Dozenten-, Vortrags- und Vorlesestimme, aber das ist professioneller Hokuspokus; oder die leicht übergeschnappte, viel zu hohe und laute Stimme der halbwegs Betrunkenen; oder die leicht bettelnde Kindchen-Stimme, die ich vor allem im Umgang mit Behörden oder anderen Amtspersonen verwende, um die Aggressionsschwelle zu senken und leichter zu

erreichen, was ich will, es klappt häufig genug, und ich schäme mich ein wenig dafür. Aber das alles ist meist jenseits der Absichtlichkeit, sondern einfach nur Instinkt plus Stimmung, Resonanz, Modulation. Besonders durchschaut fühlte ich mich aber, als ein Freund einmal sagte – ich kam gerade von einem weiteren erfolglosen Bewerbungsgespräch –, ich hätte wohl eine Chance, endlich eine Professur zu bekommen, wenn ich ein ganzes Bewerbungsgespräch in einer Tonlage sprechen könnte. Wahrscheinlich war die Versuchung groß, darauf mit der Kindchen-Stimme zu antworten – oder doch dem empörten Professorinnen-Ton? –, aber ich glaube, ich habe betroffen geschwiegen.

Bis heute habe ich keine Professur. Bis heute beherrschen meistens meine Stimmen mich, und nicht ich sie. Aber eigentlich finde ich das ganz in Ordnung. Ich bin eben keine Professorin, und das wissen meine Stimmen besser als ich. Ich bin ein Kind, und ich bin eine Frau, und ich bin eine vorlesende Mutter, eine Katzen- und Igelversorgungsstation, gelegentlich ein psychisches Wrack (worauf ich gern verzichten würde) und gelegentlich, vor allem in Diskussionen mit uneinsichtigen Männern, ein Manipulations-Monster. Ich kann sogar singen. Und am schönsten wäre es, wenn all meine Texte nicht nur eine eigene Stimme, sondern viele verschiedene hätten; die hören aber nur die, die mich kennen.

VOM FALL EINES STARTUPS

Es endete damit, dass ich rausgeworfen wurde. Nein, eigentlich stimmt das nicht: Ich wurde gleichzeitig rausgeworfen und habe gekündigt. Unaufhebbare Differenzen würde man das wohl in der Sprache der Scheidungsanwälte nennen, weh tut es trotzdem, und man fragt sich, wie es dazu kommen konnte, wo alles so gut begonnen hatte. Aber es war doch nun wirklich nicht meine Schuld, dass das neue Bürogebäude im Technologiepark noch von einer Baustelle umgeben waren und wir bei Regenwetter eine Schlammwüste durchqueren mussten, um zur Hochglanz-Rezeption zu gelangen,

die natürlich noch nicht besetzt war. Und es konnte doch passieren, dass man seine Schuhe nicht ganz sorgfältig abgestreift hatte, schließlich wollte man ja zur Arbeit kommen, und dann hatte man dicke Schmutzspuren auf dem neuen Teppichboden hinterlassen (ich meine, er war blau, und das helle Braun hob sich deutlich von ihm ab), eine ganze Spur bis ins Büro, wo man nun saß. Und der Chef baute sich mit seiner ganzen imposanten Größe von knapp zwei Metern vor einem auf, die Glatze glänzte etwas roter als sonst, und er sah auf mich herab und – wie soll ich sagen: ermahnte? schimpfte? brüllte? Nein, es war nicht so laut, aber es war ein schneidender Ton, den ich schon bei meiner Mutter nicht vertragen hatte, und in diesem schneidenden Ton der völligen Herabwürdigung, bei dem sich alle meine Haare aufstellten, innen und außen, verlangte er ultimativ, – SOFORT! – solle ich einen Staubsauger holen und die SCHWEINEREI, die ich da draußen angerichtet hatte, entfernen. SOFORT! Da war es vorbei. Ich stand auf und ging. Ich ging nicht den Staubsauger holen, sondern packte meine Siebensachen und ging. Für immer. Wahrscheinlich habe ich beim Herausgehen noch eine zweite Spur auf dem neuen blauen Teppichboden hinterlassen, ich hoffe es inständig.

Nun war das Problem wirklich nicht, dass ich mir zu fein war, einen Staubsauger in die Hand zu nehmen. Das tat ich schließlich zuhause regelmäßig, noch nicht mal vollständig ungerne (im Gegensatz zum drögen Staubputzen); und einer in der Reihe meiner unendlichen Studentenjobs war sogar ein Putzjob gewesen (wenn auch in einer Buchhandlung, und es war wirklich obercool, abends allein mit all den Kunstbänden zu sein; ich habe aber auch ordentlich geputzt, weil ich alles ordentlich mache, ich schwöre es, sogar die Klos!). Nein, das Problem war der Ton gewesen, gemeinsam mit dem Ultimatum; ein einfaches "Bitte" hätte es getan, und ich wäre ohne jeden Widerspruch zum Putzschrank gegangen. Aber wie hatte es soweit kommen können, dass wir kommunizierten wie eine dysfunktionale Familie in ihren schlechteren Zeiten?

Denn am Anfang, und das ist nur ein klein wenig nostalgisch klischeeverzuckert, waren wir eine große glückliche Familie. Wir waren ein Startup, wie es im Buche steht, und das zu einer Zeit, als der Begriff zumindest in Deutschland noch gar nicht existierte (der PC war gerade erfunden worden, aber außer Steve Jobs hatte noch keiner verstanden, was das bedeutete). Zwar arbeiteten wir nicht in einer Garage, sondern in einem älteren, etwas heruntergekommenen Bürogebäude an einer Ausfallstraße; aber wir hatten, ganz wie es sich gehörte, zwei Chefs, nämlich einen Visionär (nennen wir ihn KJP, es ist der Große mit der Glatze) und einen Techie (dessen Namen ich tatsächlich vollständig vergessen habe, er war klein und eher unauffällig, vielleicht sollte man ihn im Gedenken an Steve Wozniak einfach "Wozzie" nennen, er trug aber Anzüge). Gemeinsam hatten sie das Produkt erfunden, ein ziemlich cleveres Textprogramm (wir befinden uns auch in der Zeit vor *Microsoft Word*), das auf einem Zentralrechner lief, von dezentralen Stationen bedient wurde und tolle Dinge konnte wie Serienbriefe schreiben oder Makros ausführen. Der Chefprogrammierer trug langes Haar und war unendlich cool, aber auf eine hinreißend fränkische Art; er war normalerweise knietief in Maschinencode vergraben, aber freute sich wie ein Kind, wenn man ihm eine Frage zu einer neuen Funktion des Textprogramms stellte und seine Antwort sogar verstand. Von den anderen Programmierern war keiner über 25, die einen kamen direkt von der Uni, die anderen waren noch dort. Und die einzige andere Frau war die Sekretärin, eine fränkische Jungfrau, die ein wenig an die Loreley erinnerte mit ihrem Lächeln und ihren wallenden Locken, und wenn Manu lächelte, war die Welt für alle in Ordnung, besonders aber für den Chefprogrammierer.

Nun hatte das Startup ordnungsgemäß zu wachsen begonnen, und deshalb war ich von der studentischen Arbeitsvermittlung geschickt worden. Ich konnte tippen wie der Teufel, und ich dachte, eben das sollte ich dort tun, Büroaushilfe halt, das übliche. Als ich aber auftauchte, an einem normalen Wochentag mitten im wuseligen Startup-Gewühl, entfiel das Vorstellungsgespräch im Wesentlichen;

man setzte mich vor eines der hauseigenen Geräte und ich sollte dort etwas tippen, ich habe vergessen was. Ich fragte, so schlau war ich schon, nach einem Benutzungshandbuch. Man konnte förmlich sehen, wie etwas unter der Glatze des Visionärs zu leuchten anfang, und er sagte: *Prima, Frau Heinz, super Idee, dann schreiben Sie doch gleich mal eines!* Es war nicht *Learning-by-Doing*; es war *Teaching-by-Doing*, eine potenzierte Variante, aber zum Glück konnte ich nicht nur tippen wie der Teufel, sondern auch schreiben wie ein minderer Engel in der himmlischen Schreibstube, denn ich hatte ein Talent und eine journalistische Ausbildung und gute Nerven und eine endlose Lernbereitschaft (all das konnte der Visionär aber gar nicht wissen, außer er hatte bereits Visionen, aber dazu kommen wir später). Also setzte ich mich neben den Chefprogrammierer, er erläuterte, und ich schrieb auf, Kapitel um Kapitel, von den einfachen Funktionen bis hinauf zu den verzwicktesten Makros. Ich zeichnete sogar eine kleine Grafik für das Benutzungshandbuch, auf die ich besonders stolz war: Das Produkt hieß TULPE (Akronym, natürlich, kein Startup ohne geistreiches Akronym!), und es war eine kleine stilisierte Tulpe, die einen kleinen Geistesblitz hatte; und wenn sie am Rand auftauchte, signalisierte sie einen besonderen Tipp für den fortgeschrittenen Leser und Benutzer.

Es war ein großartiger Job, wir alle hatten Spaß ohne Ende. Man kam und ging mehr oder weniger, wie und wann man mochte; und zu Beginn der Semesterferien eröffnete ich dem Chef (ich glaube, es war zum Glück Wozzie, der einfach nur sprachlos war), ich würde jetzt vier Wochen in Urlaub gehen – das Konzept von Urlaubsanträgen war mir offensichtlich unbekannt. Beziehungen entstanden, sobald irgendwoher auf mysteriöse Weise mal wieder eine Frau auftauchte; wir hatten noch mehr Spaß. Wir fuhren auf die CeBit und ließen uns von großen Konzernen einladen und tranken ihren Sekt und aßen ihre Canapees und mussten noch nicht mal Anzüge und hochhackige Schuhe dabei tragen wie die Standmäuschen und die Vertriebler. Ich schrieb jetzt ganze Hochglanz-Werbemappen, das Geschäft brummte. Ich machte Schulungen, und einmal wurde ich

zu einem der größten Kunden in die Schweiz geschickt, um einen Artikel über deren spektakuläre Anwendung unseres Programmes zu verfassen – aber die beiden jüngeren Mitarbeiter, die uns dort empfingen, zogen mit uns durch die Bars in Zürich, spendierten Champagner im *Baur au Lac* und luden uns nachmittags zur Eröffnung ihres kleinen Nebenprojekts, einer Tauchschule, ein, und das ist eine ganz und gar nicht erfundene, aber andere Geschichte – wir waren halt im Startup-Zeitalter, wir waren die Pioniere, sogar in der braven Schweiz! Keine Ahnung, wie ich meinen Artikel geschrieben habe, aber wahrscheinlich gar nicht so schlecht.

Es ist schwer zu sagen, ab wann die Dinge begannen schief zu gehen. Ein Warnhinweis war sicherlich, dass unser Visionär immer visionärer wurde. Er hatte Fastenkuren entdeckt, um seine mentalen Fähigkeiten weiter zu verbessern, und er war sich sicher, dass er durch Wände schauen konnte – was für Arbeitnehmer eine deutlich unangenehmere Vision ist als für den Chef. Unermüdlich versuchte er auch uns davon zu überzeugen, aber wir wollten weder durch Wände sehen noch fasten. Er wandte sich verächtlich ab, Kleingeister, dachte er wahrscheinlich, das hat man davon. Es wurden immer mehr Mitarbeiter eingestellt, es bildeten sich Abteilungen und Hierarchien (es gab jetzt zum Beispiel Techniker, für die Schmutzarbeit, und sie waren in der Hierarchie natürlich unter den mehr oder weniger genialen Programmierern). Wahrscheinlich musste man inzwischen sogar Urlaubsanträge stellen. Und hatte uns nicht zwischen- durch unser guter Genius, unsere fränkische Loreley, verlassen, der der Chefprogrammierer, sobald er einmal aus seinen Bits und Bytes hochschaute, immer seltsam weich hinterhergeblickt hatte? Waren nicht schon die ersten Beziehungen wieder zerbrochen? Ja, sahen die Ersten nicht, ganz ohne erfasste Hellsichtigkeit, das *Microsoft*-Imperium am Horizont aufziehen und die alten Großrechner, Dinosaurier, die sie waren, mitsamt unserer lieben kleinen TULPE verschwinden?

Der Umzug hinaus in den "Technologiepark" war wohl nur das letzte, äußere Zeichen; für die meiste Familien sind Umzüge

Krisenphasen, und nicht alle meistern sie. Und genauso war der Baustellenschmutz, den ich an meinen Schuhen in das funkelnagelneue Großraumbüro trug – obwohl ich im Nachhinein ganz sicher bin, dass ich mir sogar die Schuhe ordnungsgemäß abgekratzt hatte, etwas anderes wäre mir gar nicht in meinen grundordentlichen, von einer putzwütigen Mutter geschulten Hausfrauensinn gekommen! – wohl nur der äußere Abdruck einer innerlichen Entfremdung. Wir waren einfach einem Naturgesetz zum Opfer gefallen: Visionäre verlieren die Bodenhaftung und Genies verkümmern im Tagesgeschäft, während die Bürokratie blitzblank vor sich hin wächst und die Teppiche wichtiger werden als die Mitarbeiter. Jedes Startup kommt eine Zeit lang der Sonne näher, alle strampeln wie die Weltmeister, die Begeisterung ist unendlich, man schwingt sich auf, gemeinsam, immer höher, noch ein Stück – doch dann hängen sich immer mehr an, nicht alle treten genauso stark, manche steuern sogar in die Gegenrichtung; man wird zu schwer, man beginnt zu sinken statt zu steigen, und die Sonne ist nur noch ein kleiner leuchtender Punkt in einem Universum, das schon von ganz anderen Galaxien beherrscht wird. Der Fall kann lang und schmerzhaft sein oder kurz und schmerzhaft, aber er ist notwendig. Ich hatte die kurze Lösung gewählt. Ich war dann mal weg.

KLEINE SCHERZE

Wir waren an einem besonders trostlosen Ort unterwegs, in einer besonders trostlosen Mission noch dazu. Es nieselte ein wenig, aber der Kollege war frohen Sinnes. Es sei doch alles gar nicht so schlimm, sinnierte er, während er die spitzen Schuhe, beinahe sah sie handgefertigt aus, sorgfältig über eine Pfützte hinweghob und mit dem nächsten Schritt einen eleganten Bogen um das nächste Schlagloch machte. Man sehe sich wieder nach längerer Zeit, man mache einen kleinen Scherz, und man werde von der Kollegin verstanden, auf Anhieb, einfach so. Der kleine Scherz war wirklich lustig gewesen, nicht zum Auf-die-Schenkel-Klopfen-lustig natürlich, sondern ein subtiler Literatenscherz, der ein ziemlich spezielles Wissen bei

der Hörerin voraussetzte, auch ein feines Ohr vielleicht, einen Sinn für entlegene Verbindungen, eine Fähigkeit, Humor zu detektieren, auch wenn er sehr verdeckt daherkommt, *undercover* sozusagen. Sie war derweil mit einem Fuß in die Pfütze geraten und etwas gereizt, natürlich hatte sie den Scherz verstanden, was war denn daran so erwähnenswert? Den Satz verstand sie erst, als sie selbst zu viele Scherze gemacht hatte, die niemand verstanden hatte; sie waren einsam im Raum stehen geblieben, während sich bleierne Stille um sie herum ausbreitete, und waren dann mit einem kleinen "Plopp" zu Boden gefallen und zerplatzt; eigentlich hätten sie doch Flügel bekommen sollen aus einem kleinen Gelächter, ja ein Lächeln hätte schon gereicht. Witze kann nämlich jeder verstehen, auch wenn sie nicht jeder erzählen kann, davon ist hier nicht die Rede. Aber einen Scherz zu ertappen, der auf leisen Sohlen daher geschlichen kommt und nur ganz kurz die Augen aufschlägt, beinahe hätte man es verpasst, und man sieht ihn kurz zwinkern, und schon ist er wieder davon, aber man kann eben noch zurückzwinkern: Das ist viel und ein Trost an manchem trüben Tag.

KOMPLEMENTÄRCHARAKTERE

Wenn man großes Glück hat, findet man irgendwann jemand, mit dem man wirklich, im höheren Sinne, kommunizieren kann; mit dem man seine sprachliche Welt teilen möchte, weil man hofft, dass sie nicht nur verstanden, sondern vielleicht sogar noch dichter verknüpft werden kann als man es bisher ganz allein geschafft hat. Und so geschah es, dass nach einem Vortrag, der vielleicht ein wenig mehr als ein rein wissenschaftlicher Vortrag das darf vom Leben und von der Kommunikation in ihm gesprochen hatte – vor allem von deren Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit – so geschah es also, dass ein Zuhörer zu ihr kam und sagte, die genaue Formulierung ist ihr entfallen, dass ihm der Vortrag gut gefallen habe und dass er ihn, wie auch immer, nachdenkenswert fände. Sie sagte, ohne viel nachzudenken, jaja, danke; die Diskussion war, wie so oft, enttäuschend gewesen, und ihr war noch nicht einmal mehr nach der üblichen

Höflichkeit unter Wissenschaftlern oder auch nur gut erzogenen Menschen zumute; all das wissenschaftliche Pseudo-Geschwätz mal wieder, und jetzt noch einer mehr, der wahrscheinlich nicht zugehört hatte und, man weiß ja nie, wozu es gut ist, der Vortragenden noch etwas Nettes, Unverbindliches sagen wollte. Entschuldigung, sagte der Zuhörer, ich habe zufällig wirklich gemeint, was ich gerade gesagt habe, und können wir vielleicht darüber reden? Sie wachte mit einem Schlag auf. Es war ein Zuhörer, ein wirklicher Zuhörer, einer von den ganz wenigen, die man trifft in seinem Leben, und er hatte es von allen am wenigstens verdient, mit einem "jaja" abgefertigt zu werden. Dann begannen sie miteinander zu reden. Über den Vortrag, über die Schwierigkeiten der Mitteilung, über den Sinn und die Bedeutung von Worten. Und es stellte sich heraus, in weiteren Gesprächen, dass ihre Welten auf eine seltsame Art und Weise kompatibel, genauer: komplementär waren. Denn er war, wenn es so etwas gibt, ein idealistischer Realist: Er glaubte und lebte die Überzeugung, dass wir in der besten aller möglichen Welten leben; und dass es nur an uns liegt, an unserem Denken und dem schnurgerade daraus folgenden Handeln, dieser idealen Welt auch Realität zu verschaffen. Alles war gut für ihn; und dass es das bei genauerer Betrachtung dann tatsächlich nicht war, war ein Problem mangelnder Organisation, unzureichender gedanklicher Durchdringung, lästiger Handlungsschwäche. Sie jedoch war, wenn es so etwas gibt, eine realistische Idealistin: Sie glaubte und lebte die Überzeugung, dass die Wirklichkeit nichts weniger als ideal war, sondern nur natürlich; und dass es an uns liegt, die natürlichen Schwächen der Realität in mühsamen kleinen Schritten etwas idealer zu gestalten, soweit es der begrenzten Natur des Menschen eben möglich ist, aber ohne Wunschdenken anstelle von Realismus. Aber sie hätten es beide nie so abstrakt formuliert, denn ihr Gespräch lebte von realen Dingen und präzisen Worten, nicht vom Pathos großer Ideen. Dazu gehörte auch, dass er sich nur im Sprechen frei entfaltete; beim Sprechen purzelten die Ideen aus ihm heraus, nahmen Gestalt an, schufen neue, nie gehörte Worte, vermehrten sich, sprießten in alle

Richtungen, knüpften dichte Netze. Sie hingegen war nur im Schreiben glücklich und bei den Worten; in geschriebenen Sätzen entfaltete sich ihre Argumentation, ihre Vernunft, schloss sich ihr Netz, und im Reden geriet ihr alles unscharf. Aber dazu gibt es eben komplementäre Hälften, zum Glück.

WENN MAN SICH SELBST AUF DER STRASSE BEGEGNET

Ich hatte einmal einen Kollegen, und ich glaube, es gibt überall solche Kollegen, der arbeitete sich fast zu Tode, und zwar regelmäßig. Er war sicherlich eine Art *workaholic*, aber das ist auch nur ein Wort für ein Phänomen, das sehr verschiedene Ursachen haben kann und in allen möglichen Schweregraden auftritt. Bei ihm war die Ursache, dass er sich für alles verantwortlich fühlte, was auch nur im Entferntesten an seinen eigenen, ursprünglich eher kleinen Verantwortungsbereich grenzte. Und er hatte ja Recht: Was machten die anderen ihre tägliche Arbeit schlecht, was vernachlässigten sie die eigentliche Sache, um sich lieber selbst wichtig zu machen, wie unendlich lieblos, einfalllos, antriebslos wurde überall herumgewurschtelt, und es ging doch um wichtige Dinge, um geistige Dinge, um zu schützende und zu bewahrende Dinge! Nein, der Kollege hatte leider völlig Recht. Es war ein Trauerspiel, wie man es überall sehen kann, wenn man die Augen aufmacht und nicht nur auf seinen eigenen, immens wertvollen, zu Hochglanz polierten und mit einer kleinen Perle versehenen Bauchnabel schaut. Aber der Kollege ergriff die Initiative. Er mischte sich ein, immer produktiv, nie überheblich. Er machte Vorschläge, er machte sich Arbeit, er machte es besser. Er hatte, in gewissem Maße, Erfolg; aber Erfolg verpflichtet, man muss dabeibleiben, man kann das mühsam eroberte und schön kultivierte Gelände nicht wieder den Nachtretern überlassen, die es vernachlässigen werden, verdorren lassen, mit ihrem Persönlichkeitsmüll überhäufen. Aber man kann einfach nicht überall zur gleichen Zeit sein, auch wenn man den Tag bis weit in die Nacht

ausdehnt und die Wochenenden mit der Woche verschmilzt zu einem einzigen, nimmer endenden Arbeitstag. Doch dabei entwickelte er eine Angewohnheit (neben den sich natürlich einstellenden gesundheitlichen Problemen), die vielen befremdlich vorkamen, die mit ihm sprachen: Er sprach nämlich von sich selbst irgendwann nur noch in der dritten Person. Das muss mal wieder Herr Schulz machen (der Name ist natürlich erfunden, die Geschichte aber nicht), sagte er dann; oder: Da verlassen sich wieder alle auf Herrn Schulz. Ein älterer Kollege sagte deshalb irgendwann bei einem Treffen auf der Straße zu Herrn Schulz den äußerst trefenden Satz: Herr Schulz müsse aufpassen, dass er sich nicht eines Tages auf der Straße begegne. Das verstand er nicht, der Herr Schulz. Ich habe es lange auch nicht verstanden; bis es mir eines Tages begegnete, dass ich von mir selbst in der dritten Person sprach; Frau Heinz, so mag ich gesagt haben, hat wieder etwas Schlimmes gemacht. Ich mache nämlich inzwischen manchmal schlimme Sachen, ein wenig böse Sachen, die ich früher nicht gemacht hätte, das kommt, wenn man älter wird und sich selbst ähnlicher und freier von erfundenen Rücksichten und rücksichtsloser mit dem Unsinn, den andere aus schierer Gedankenlosigkeit oder Faulheit anrichten. Dann fiel mir ein, dass ich mir demnächst nun wahrscheinlich auf der Straße begegnen würde. Und dann verstand ich. Es ist einer der vielen Tricks, die unser fürsorgliches Gehirn für uns bereithält, um uns zu schützen. Wenn wir nämlich anfangen, Dinge zu tun, die vielleicht nötig sind, wahrscheinlich richtig, aber auf jeden Fall schmerzhaft für das eigene weichgespülte Selbstbild und das Fremdbild, dann distanzieren wir uns von uns selbst. Es ist nicht Ich, die schlimme Sachen macht. Es ist nicht Ich, der anderen Leuten wieder einmal sagen muss, wie ihre Arbeit eigentlich gemacht werden sollte, wenn man sie gut machen will. Ich bleibt ein netter Mensch und ein freundlicher Mitmensch und rücksichtsvoll und verbindlich; aber Herr Schulz und Frau Heinz machen schlimme Dinge und gehen den Mitmenschen auf die Nerven. Zur Strafe müssen sie deshalb damit rechnen, sich selbst auf der Straße zu

begegnen: Wahrscheinlich wird es ein dunkler Weg sein, vielleicht sogar eine Sackgasse – aber irgendwann wird der Kampf ausgetragen werden müssen.

THE JOY OF EATING ALONE

Es ist ein Bekenntnis, dass man nicht oft hört, und wenn, dann mit verschämt gesenktem Blick: Ich esse gern allein. Ehrlich. Ist gar nicht so schlimm. Natürlich kommt man sich immer irgendwie vor wie ein *social outcast*, der sich in sein Buch versenkt, um die Menschen zu vermeiden, und das ist ja schon beinahe menschenfeindlich, jedenfalls weit jenseits des gesellschaftlich akzeptierten Konsenses, dass der Mensch ein *zoon politikon* ist und zwischenmenschliche Kontakt das Lebenselixier schlechthin. Und die Kellner schauen einen auch immer ein wenig mitleidig an, vor allem wenn sie südeuropäischer Herkunft sind; für sie scheint die Vorstellung einer allein in einem öffentlichen Restaurant essenden Frau eine Art *worst-case-scenario* zu sein, das einen geradezu rührenden Beschützerinstinkt auslöst: Die arme Frau, so allein sitzt sie da, jetzt zieht sie auch noch dieses seltsame elektronische Lesegerät aus der Tasche, dafür hat Gott die Frauen doch wirklich nicht erfunden! Andererseits hat man den Vorteil, dass man besonders schnell und aufmerksam bedient wird, es ist ja sozusagen eine männliche Schmach gutzumachen, oder vielleicht ist es auch nur ein nett gemeintes Almosen, egal: Ich finde es klasse. Manchmal, aber das passiert leider nicht regelmäßig, bekomme ich sogar hinterher einen Schnaps, allein aus Mitgefühl und weil ich so tapfer war und in meinen Kindle geschaut habe und nicht in meine Pizza geweint und weil ich sogar mein Essen selbst bezahlen musste und ein gar nicht so kleines Trinkgeld dazu gegeben habe, der flinken Bedienung wegen.

Ich leide aber gar nicht. Wirklich nicht. Natürlich gehe ich auch gern mit Leuten essen, mit denen ich mich gern unterhalte, aber – es sind gar nicht so viele, und sie sind nicht immer bei der Hand, wenn ich mal wieder unterwegs bin in fremden Städten zu

Vorträgen oder in meinem Pendlerjob. Gewöhnlich freue ich mich dann aber schon tagüber darauf, abends allein essen zu gehen. Kaum habe ich dann die Speisekarte beiseitegelegt (meist weiß ich aber sogar schon, was ich essen will, was überhaupt immer besser ist, wenn man essen geht), baue ich meinen Kindle auf dem Tisch auf, stelle Licht und Schriftgröße nach den Umgebungsbedingungen ein und versinke – in das, was gerade ansteht; einen Krimi (englisch, immer), einen philosophischen Text (gern gut historisch abgelagert), ein Sachbuch zu etwas, das mich gerade aus irgendeinem bizarren Grund interessiert, egal. Ich versinke einfach. Dann kommt der Wein, was großartig ist, nach ungefähr fünf Schlucken, vor dem Essen auf relativ nüchternen Magen, hilft das sehr beim Versinken. Um mich herum sitzen Leute, Paare, Familien, Kollegen und schwätzen, wie man im Schwäbischen so schön sagt. Das stört mich überhaupt nicht; es macht eine vielfältig vibrierende Hintergrundkulisse, man fühlt sich gar nicht allein, zumal ja der Kindle zu einem spricht, aber auch die Menschheit insgesamt ist irgendwie da. Gern auch Musik dazu, türkisch, Muzak, *whatever*, ich bin nicht heikel. All das schwillt um mich herum an und ab, wie ein etwas unruhiges Meeresrauschen, ich gehöre nicht dazu, und das ist gut. Vielleicht bilde ich ja sogar einen ruhenden Pol, wer weiß.

Natürlich lausche ich auch manchmal auf die Gespräche am Nebentisch, ich bin ja kein völliger Unmensch. Und meist bin ich dann schnell wieder froh, dass ich nur mit meinem Buch ein stilles Zwiegespräch führen muss. Ich verstehe ja, dass ein großer Teil des Menschlichen daraus besteht, sich immer wieder im Gespräch zu versichern, dass man nicht allein ist in seiner völligen Banalität, Angst und Sterblichkeit; dass es gar nicht darauf ankommt, was man sagt oder ob irgendjemand zuhört, sondern darauf, dass man im Gespräch bleibt, wie man so schön sagt. Gut, dass wir geredet haben, pflegte mein Doktorvater an dieser Stelle sehr ironisch zu sagen, dessen literaturwissenschaftliche Einsichten ich im Allgemeinen gar nicht sonderlich schätzte; aber da hatte er einen Punkt, ganz sicher. Mit zunehmendem Alter kommt man auch darüber hinweg. Gott,

was hat man geredet, als junger Mensch, krudes Zeug und kluges, bunt durcheinander, und was war man stolz, dass man die halbe Nacht geredet hatte! Am Morgen danach hätte man sehen können, wieviel davon bleibt, außer: Gut, dass wir geredet haben! Aber am Morgen danach hatte man Besseres zu tun. Damals.

Heute ist man immer schon am Morgen danach. Gute Gespräche bei gutem Essen, es gibt sie, und es sind Sternstunden, und als solche selten und kostbar. Aber an den meisten Abenden ist die Sicht verdeckt, weit und breit keine Sternschnuppe in Sicht, und lähmend zieht sich die Dämmerung hin. Dann zieht man seinen Kindle aus der Tasche, nickt dem freundlichen südeuropäischen Kellner zu, der schon mitleidig herüberschaut, und nimmt das Gespräch mit seinem Kindle auf. Ein ebenso oft unterschätzter Vorteil an Büchern ist übrigens, dass man ihnen nicht auf alles gleich antworten muss. Einfaches Zuhören reicht. Verdaut wird später (und dabei will so wieso niemand zuschauen).

VON DER ORIGINALITÄT DES KLISCHEES

Es war auf dem Rückflug, die Touristen waren sonnengebräunt und friedlich, und während noch die Stewardess mit ihrem in den Gesichtsmuskeln mit Botox festgezurrten Lächeln die Sicherheitsprozeduren abspulte, ging ihr Kollege, der Steward, durch die Reihen, überprüfte die Gurte, schäkerte hier mit einem Kleinkind, sorgte sich dort um ein ungeschickt verstautes Handgepäckstück und war der Charme in Person. Er war schon etwas älter, sonnengebräunt natürlich auch er, die steife Jacke hatte er abgelegt, und in weißen Hemdsärmeln sah er selbst ein wenig urlaubsmäßig aus, aber nur ein wenig natürlich. Sein Lächeln stand dem der Stewardess nichts an Breite nach, aber bei ihm, so meinte man sofort zu spüren, ging es in die Tiefe und musste nicht durch Gesichtsmuskeln künstlich gestrafft und festgehalten werden. Natürlich war er ein wenig affektiert; seine Bewegungen waren etwas zu elegant, aus dem Einschenken eines Tomatensaftes konnte er eine Show machen, dass

mindestens fünf Reihen glotzten, und am liebsten hätte man ihn selbst ins Handgepäck gepackt, damit man zuhause so nett sein über-
teuertes Selterswasser serviert bekäme. Aber weil die Welt nicht so
nett ist, stieg aus den bösen dunklen Winkeln meines Gehirns, wo
die Zensur noch nicht hingekommen ist (es scheint eine Art Darknet
zu sein), das Wort "Saftschubse" auf. Ich schämte mich ein wenig,
und dann dachte ich: Vielleicht würde es ihm gar nichts ausmachen.
Er ist eine Saftschubse, es ist sein Job seit wahrscheinlich gut zwanzig
Jahren, er hat jeden Scherz schon gehört und jeden Saft schon ver-
teilt und wahrscheinlich Passagiere erlebt, die noch ganz andere
Wörter verdient hätten, vielleicht hat er ihnen sogar gelegentlich,
ganz zufällig, den Tomatensaft über die Anzugshose gekippt, huh!
Das tut mir ja soooo leid! Schicken Sie mir doch die Rechnung! Ei-
gentlich war er dafür, dass er ein wandelndes Klischee war, ganz
schön originell; origineller jedenfalls als die meisten Stewardessen-
Puppen und der gelegentliche überambitionierte Chef-Steward, der
eigentlich Pilot werden wollte. Woran man sieht, dass Klischees un-
terbewertet sind; in der Realität begegnet man ihnen kaum, wäh-
rend man von seinwollenden Originalen umgeben ist, die einen zu
Tode langweilen mit ihrer banalen Einzigartigkeit. Ein gutes Kli-
schee dagegen hat Substanz.

HERAUSFORDERUNGEN

Da standen wir nun, alle ein wenig herausgeputzt aus Anlass der fei-
erlichen Preisverleihung, an den schönen weißen Stehtischen, etwas
ungeschickt schwäbische Canapés und lokalen Weißwein balancie-
rend und Konversation betreibend, wie sich das so gehört; der An-
lass im Einzelnen tut nichts zur Sache, es war ein freundlich-bil-
dungsbürgerliches Ereignis der kulturellen Mittelklasse. Man hatte
sich bereits ausgetauscht über das Ereignis selbst, sicherlich hatte
auch das Wetter eine Rolle gespielt, und man kam an die gefährliche
Grenze, wo die Konversation einen gewissen Freiheitsgrad entwi-
ckelt, sozusagen in See sticht ohne genaue Idee, wo es denn eigent-
lich hingehen soll. Und so begab es sich, dass der seriöse ältere Herr

- er war der etwas choleric-rotbackige Typ, trug eine Trachtenjacke und man mochte sich gleich einen Hut mit einem Gamsbart dazu vorstellen - auf einmal lospolterte; vielleicht hatte zuvor jemand etwas Unschuldiges über die Preisträger gesagt, in der Art, sie hätten eine große Herausforderung brillant gemeistert. "Herausforderung!", so polterte es also nun aus dem gar nicht so unsympathischen Herrn heraus, war er einem nicht als Jäger vorgestellt worden? Oder war es nur deshalb, weil er das Thema jetzt so energisch auf die Hörner nahm? Herausforderung, wenn er das Wort schon höre! Alles und jedes sei heutzutage eine "Herausforderung" (aus den Anführungszeichen, die er mitsprach, tropfte der Ekel und hinterließ kleine imaginäre Fettflecken auf den noch einigermaßen sauberen weißen Papiertischdecken), und vor allem, wenn Politiker das Wort in den Mund nähmen, dann müsse man wirklich sehr aufpassen! Eine reine Worthülse sei das, nichts, aber auch gar nichts sei damit gesagt - außer, dass derjenige, der wieder einmal mutig (mutig! es schlug einem das Jägerherz im Leibe) den Tatsachen ins Auge gesehen habe, dieselben als Herausforderung erkannt habe und sich nun nicht scheue, das auch auszusprechen! Damit sei es aber dann auch geschehen (angelegt, aber nicht geschossen, schoss es mir durch den Kopf, von Treffen gar nicht erst zu reden). Nein, er könne es wirklich und wahrhaftig nicht mehr hören, vor allem nach diesem endlosen Wahlkampf (wir hatten gerade erst gewählt, und das Land lag noch in der Starre des unentschiedenen Wahlergebnisses, einer wahren - nun ja, Herausforderung?). Herausforderungen überall, aber keine einzige Aktion. Immer, wenn man nicht mehr weiterwisse und auch nicht weiterdenken wollte, von Handeln ganz zu schweigen, spreche man halt von einer Herausforderung! Er meine dabei im Übrigen nicht nur eine Partei, da seien schon alle gleichermaßen - herausgefordert, lag es mir auf der Zunge, und wir schafften es dann auch bald, die Kurve ins Scherzhaftige zu bekommen und die Klippen der herrschenden Sprachpolitik halbwegs elegant zu umschiffen. Aber es gab mir zu denken, dass jetzt schon biedere, wahrscheinlich seit Jahrzehnten CDU-treue Jäger den Verfall der

politischen Sprache besser diagnostizierten als all die korrekten Bildungsbürger, die ihn etwas peinlich betreten umstanden und wahrscheinlich fieberhafter darüber nachdachten, wie oft sie in den letzten fünf Minuten schon gedankenlos das Wort "Herausforderung" benutzt haben mochten. Ich hoffte innig, es würde ihnen wenigstens noch zwei Tage lang im Hals stecken bleiben, wenn sie es irgendwo hörten. Mir steckt es bis heute noch immer da, aber ich freue mich eigentlich, wenn ich mich daran verschlucke, und denke an den Jäger aus der Kurpfalz (nein, die Geschichte spielte woanders) und seine durchaus zielgerichtete und treffend formulierte Empörung.

WAS BLEIBT

Sie waren unsere Nachbarn, auf einem kleinen Dorf im Schwabenländle. Die beiden etwas älteren Reihenhäuser waren ganz am Rand gelegen, nebenan war der Sportplatz und über die Obstwiesen hinweg erhob sich abrupt der Albrand (manchmal kreisten Hubschrauber dort, dann suchten sie wieder einen Selbstmörder, der gesprungen war). Der Garten der Nachbarn, schon im Rentenalter beide, war genauso sauber und ordentlich aufgeräumt wie das Haus; wenig Blumen (das Gemüsegärtlein lag weiter oben am Hang), schon gar keine Zimmerpflanzen im Haus; das macht doch nur Staub, sagte die Nachbarin, eine etwas verhuschte, aber trotzdem recht dominante Person. Im Dorf erzählte man sich über sie, sie habe einen alleinstehenden Onkel; und wenn er sonntags zum Mittagessen eingeladen sei, dann würde ihm das im Auto serviert, damit er nicht so viel Dreck in die Wohnung bringe. Wir sahen das niemals, es erschien uns sehr merkwürdig. Eigentlich waren die Leute auch keine schlechten Nachbarn, man sprach miteinander über den Gartenzaun und vertrug sich. Und immerhin gab es Susi. Susi war ein Yorkshire-Terrier, klein, knuddelig, etwas schmutzig weiß, der sich gern mit lebhaftem Kläffen bemerkbar machte. Warum Susi Dreck ins Haus bringen durfte, nicht aber der Onkel, ist uns nicht klar geworden; klar war aber, dass die Nachbarn Susi über alles liebten. Sie war ihr Sonnenschein, und das ist keine Floskel, sondern die

reine Wahrheit. Aber Susi wurde, das ist der Gang aller Dinge unter der Sonne, älter, etwas weniger lebhaft, immer ruhiger, und eines Tages stand der Nachbar am Gartenzaun, und er hatte Tränen in den Augen, als er sagte, Susi sei gestorben. Wir bezeugten unser Beileid, es kam durchaus von Herzen, auch wenn das Gekläffe früher oft schwer zu ertragen gewesen war; aber sie war ihr Sonnenschein gewesen, und wie sollten sie jetzt leben in dem wohlgeputzten Haus und dem Garten mit den wenigen Blumen? Wenig später hat mir der Nachbar, auch das kam aus heiterem Himmel, über den Gartenzaun hinweg eine kleine selbstgebastelte Blumenvase geschenkt; sie war über und über mit kleinen Muscheln beklebt, in ihrem Garten standen schon mehrere, auch größere Muschelgebilde. Man würde sie nicht als Kunstwerke bezeichnen, aber es war ein Hobby, es gibt schlechtere, und man kann daran basteln, auch wenn die Sonne nicht scheint. Bald darauf sind wir weggezogen, in ein anderes Dorf; die Nachbarn, so hörten wir irgendwann oder lasen es in der Zeitung, sind dann einer nach dem anderen gestorben. Die Blumenvase mit den Muscheln habe ich aufgehoben, sie steht bis heute in meinem Garten, wo sie sich gut mit allen Arten blühender Blumen verträgt. Bis heute ist keine einzige der Muscheln abgefallen. Es war eine sorgfältige Arbeit.

DIE TRAURIGSTE GESCHICHTE DER WELT

Es ist Geburtstag im Lande *Polandball*, und jeder weiß, dass Geburtstage die traurigsten Tage der Welt sein können. Heute hat *Quebecball* Geburtstag, und es hat *Franceball* eingeladen, den großen Vater von drüben aus dem alten Europa, mit all seiner Geschichte und seiner Kultur und all seiner Hochnäsigkeit. Niemals ist er gekommen, die letzten dreißig Jahre mindestens, aber diesmal kommt er; und *Quebecball* hat sich fein gemacht, es hat eine kleine rote Fliege umgebunden und ein schickes Restaurant ausgesucht, und da sitzt man nun einander gegenüber. Und der Vater fragt, was der kleine *Quebecball* denn essen möchte zur Feier des Tages, und voller Stolz verlangt er sein Nationalgericht: Poutine!, aber kaum hat er

ausgeredet, da rümpft der große *Franceball* schon die nicht vorhandene Nase und sagt: Das hältst du tatsächlich für Essen? Und eine Fliege kannst du auch immer noch nicht binden! Und endlich einmal ist der Vater gekommen, den langen Weg vom alten Europa her, aber nichts hat man erreicht, aber auch gar nichts, und es ist gar nicht nötig, dass dem runden *Quebecball* dicke Tränen über die rotweißen Wagen kullern, die kleine rote Fliege, die jetzt zu seinen Füßen liegt, dort unter dem Tisch mit der nicht angerührten Poutine, sagt schon alles und noch viel mehr, und wem über dieser Geschichte das Herz nicht zerreißt, der hat keines zum Zerreißen.

KINDER

LEICHTE UND SCHWERE GEBURTEN

Ich bin eine Memme. Als ich mir einmal, ich mag wohl Mitte Zwanzig gewesen sein, einen sehr feinen Glassplitter in den Fuß getreten hatte und bei dem Versuch ihn wieder herauszuoperieren beinahe das Bewusstsein verloren hätte, ging ich zu einer diensthabenden Ärztin. Sie nahm die Operation in weniger als einer Minute vor, hielt das schlimme Teil triumphierend hoch und sagte, wenig mitfühlend: "Sie haben wohl auch noch keine Kinder bekommen, was?" Ich schämte mich gebührend und nahm mir vor, künftig vorsichtiger im Umgang mit zerbrochenen Gläsern zu sein – mehr Mut hingegen schien mir definitiv außerhalb der bekanntlich geringen Möglichkeiten, sich selbst zu ändern, zu liegen. Aber es ist gar nicht jede Geburt eine schwere, man kann Glück haben, und das ist wichtig in Zeiten, die leicht dazu tendieren, alles schwer zu nehmen. Meine Schwiegermutter war zur Geburt ihrer beiden Erstgeborenen, eines Zwillingspaars, noch von der örtlichen Feuerwehr vom Acker direkt zum Kreiskrankenhaus gefahren worden; es eilte ein wenig, niemand hatte ein Auto auf dem Lande, und es wäre auch völlig ausgeschlossen gewesen, dass man während der Schwangerschaft, ebenso wie direkt nach der Geburt, nicht auf dem Hof mitarbeitete. Meine eigene Mutter hatte bei der ersten Geburt eine lebensbedrohliche Eklampsie; sie hat trotzdem, mit einigem zeitlichen Abstand, zwei weitere Kinder zur Welt gebracht. *No fuss*, wie die Engländer mit ihrem unübertrefflichen Talent für ebenso kurz wie treffende Formulierungen sagen.

Als ich dann wirklich schwanger war, das erste und einzige Mal, war das natürlich aufregend, aber insgesamt eigentlich immer noch erstaunlich wenig *fuss*. Ich biss die Zähne zusammen und verzichtete auf Alkohol, nicht aber auf gelegentlichen Rohmilchkäse – sonst wären die Franzosen schon längst ausgestorben, so argumentierte ich. Ansonsten stellten sich glücklicher Weise weder Gelüste noch Übelkeiten ein; ich fühlte mich eher etwas gesünder als sonst. Im dritten Monat flogen wir nach Kanada zu einer Freundin; die einzige

Vorsichtsmaßnahme dabei war, dass wir meine Mutter vorher nicht davon unterrichteten, dass das lange ersehnte Enkelkind endlich auf dem Wege war, weil sie sonst vor Aufregung gestorben wäre. Als wenige Jahre später die kanadische Freundin selbst von ihrer ersten Schwangerschaft berichtete, stellte sich heraus, dass sie von ihrer Frauenärztin ein ca. zehnteiliges Pamphlet bekommen habe mit Anweisungen darüber, was zu tun und was – vor allem! – auf jeden Fall zu unterlassen sei. Meine Frauenärztin hingegen gehörte zum Glück noch der Generation meiner Schwiegermutter an. Es reichte ihr, wenn ich einmal im Monat vorbeikam und Blut abgab, gelegentlich machten wir eine Ultraschall-Untersuchung an einem Gerät, das ungefähr das gleiche Alter wie die Ärztin aufwies; ich erkannte gar nichts auf dem Bild und dachte mir gar nichts dabei, und sie erklärte, dass alles in Ordnung sei, das Baby würde allerdings, wie schon von Anfang an, in Kopf- und nicht in Steißlage liegen. Ich hielt das für ein Zeichen für Vernunft, warum sollte man auch mehrere Monate lang auf dem Kopf stehen? Kluges Baby! Ich hielt meine Seminare an der Universität mit zunehmend spitzem Babybauch, und die Studenten freuten sich. Zum Hebammenkurs ging ich allein, es war kein einziger Mann dabei, nur wir sechs oder sieben Schwangeren, und wir fühlten uns ganz wohl so. Mit meinem Mann zusammen besichtigte ich pflichtgemäß die Geburtsstationen der umliegenden Krankenhäuser und hörte viel über die Vorzüge von Unterwasser-Geburten; den Rest habe ich vergessen, wir haben uns dann einfach für das nächstgelegene Krankenhaus entschieden, die uralte Frauenklinik der Universität. In den letzten Wochen ging ich gern ins Schwimmbad, in einem geliehenen Schwangerschaftsbadeanzug, rosa mit großen bunten Punkten darauf, die den Bauch so richtig zur Geltung brachten.

Irgendwann näherte sich der errechnete Geburtstermin. Ich hörte auf meinen Bauch, der aber wie immer nur gelegentlich boxte, der Geburtstermin ging vorbei, und ich arbeitete weiter in Ruhe am häuslichen Computer an einem wissenschaftlichen Projekt. Einige Tage vergingen, und an einem Abend beschloss ich, dass das etwas

stärker gewordene Boxen vielleicht doch ein Zeichen sei, dass wir drei nun, in aller Ruhe, ins Krankenhaus fahren sollten. Woher sollte man denn auch wissen, wie Wehen sich anfühlen? Der Wehenschreiber zeigte auch eher wenig Aktivität, aber sie behielten mich über Nacht da. Am nächsten Vormittag wurde eine Ultraschall-Untersuchung gemacht, nun jedoch an dem hochmodernen Gerät der Geburtsstation mit Riesens Bildschirm. Es war eine Gruppe von Studenten da, ich wurde gefragt, ob sie zusehen durften, was mir egal und recht war; eigentlich fühlte ich mich selbst eher wie eine Studentin und hörte neugierig zu. Und als die Ärztin belehrend auf das Großbild zeigte und sagte, wie man deutlich sehen könne, sei das Baby ein Junge, musste ich laut lachen; ach, das hätte ich noch gar nicht gewusst, fragte sie etwas unsicher zurück. Nein, ich wusste es nicht, es war auch nicht so wichtig und egal und so recht, wie es eben war. Das Baby, der kleine Junge, hatte immer noch den Kopf erhoben und sah die Welt von oben an; es war außerdem, wie man nun vermessen hatte, ein recht großer Kopf (kluges Baby!). Weshalb die Oberärztin bei der nächsten Untersuchung anbot, man könne doch eigentlich besser einen Kaiserschnitt machen; der große Kopf zusammen mit der Kopflege ergebe ein gewisses Risiko bei einer natürlichen Geburt, aber wenn ich lieber natürlich wollte ... Ich wollte lieber nicht natürlich; ich bin keine Heldin, sondern eine Memme und sowieso eher der Kopftyp. Ich sah auch wenig Sinn darin, das Kind zu gefährden, damit die Mutter eine "natürliche Erfahrung" machen könnte. Der kleine kopflastige Junge nickte dazu, ich meinte es deutlich zu spüren; wir nickten gemeinsam.

Da nun aber doch die Wehen einsetzten, unverkennbar, auch wenn man eben noch nicht gewusst hat, wie sich das anfühlte, musste es auf einmal ein wenig schneller gehen. Mein Mann schaffte es gerade noch von der Arbeit bis kurz vor dem Operationssaal; natürlich war er arbeiten gegangen, ich hätte es nicht anders gewollt, ich war nicht krank, und der Weg von der Arbeit zum Krankenhaus war nicht weit. Danach kam der unangenehme, aber kurze Teil: Die OP-Vorbereitungen waren unangenehm, die Wehen wurden stärker, und

ein OP-Hemd wärmt nicht besonders, wenn man vor einem eisgekühlten OP wartet und glühende Schwerter in immer kürzeren Abständen den Bauch durchbohren; aber die Ärzte kamen gut gelaunt vorbei, freuten sich auf eine schnelle unkomplizierte OP, einen neuen Erdenbürger und drückten einem die klamme Hand. Als endlich, endlich die Narkosespritze kam, war alles vorbei für mich; aber nur einen kleinen Moment später hielt mein Mann seinen Sohn im Arm, es war ihr Moment, der Teil der Geschichte, den ich nicht erzählen kann. Die Geburt war am späten Nachmittag gewesen, vom restlichen Abend weiß ich nicht mehr viel; ich war wohl wach, ich sprach wohl auch, aber der Himmel weiß was, und am nächsten Tag war alles gelöscht. Deshalb trug das Baby auch, zum deutlichen Befremden der Schwestern, am Morgen noch kein Namensbändchen; wir hatten zwar zwei Namenslisten vorbereitet, aber waren uns einig gewesen, dass die endgültige Namensgebung erst geschehen konnte, wenn wir den Namensträger gesehen hatten. Der erste bewusste Blick genügte mir, um zu sehen, dass es ein "Jan Friedrich" war, da gab es keine Zweifel; und einer meiner Professoren gratulierte uns später, nachdem er ein Foto gesehen hatte, mit den Worten, es handle sich zweifellos um einen kleinen Preußen (was er als Kompliment meinte und ich so auch verstand, ebenso wie später der Namensträger selbst, als er es beurteilen konnte).

Den nächsten Tag verbrachten der kleine Preuße und ich im Wesentlichen dösend und aus dem Fenster schauend; wir waren zwar in einem Sechs-Bett-Zimmer untergebracht, und die anderen Betten füllten sich mit weiteren, teilweise schwerer Gebärenden, aber wir waren sehr zufrieden. Die Besucher waren noch nicht angereist, wir schauten uns abwechselnd gegenseitig an und dann wieder aus dem Fenster, und dann dösten wir eine Runde, und dann nahmen wir ein Häppchen. Näher konnte man dem Glück nicht kommen. *No fuss*, und das mit dem Wickeln würden wir auch noch gemeinsam hinkriegen mit ein wenig Übung.

ICH BIN DOCH NUR EIN BÜRGER

Nun war es leider so, dass die Klavierlehrerin schwer krank geworden war, und keiner wusste, wann sie ihren Unterricht wieder aufnehmen würde können; das Kind hatte aber gerade erst angefangen mit Klavierspielen und sollte dabeibleiben. Also musste man einen neuen Klavierlehrer suchen. Die Musikschule im benachbarten Städtchen bot glücklicherweise Schnupperstunden an, und so vereinbarte man einen Termin. An einem heißen Sommernachmittag liefen Mutter und Kind zögernd durch die ausgestorbene Schule, beide etwas ängstlich, um schließlich in einem stickigen kleinen Raum ganz am Ende ein Klavier samt dem Klavierlehrer zu finden. Er sah genauso aus, wie man sich einen Klavierlehrer vorstellt: ein älterer Herr, künstlerisch angehaucht im Habitus, mit sehr weißen Haaren und einer sehr schwarzen Hornbrille; nicht unsympathisch, aber mit diesem Blick, der einem die Finger auf den Tasten lähmte. Genau das passierte dem Kind natürlich, als es zeigen sollte, was es denn schon gelernt hatte. Kaum hatte es zwei oder drei Tasten nervös angeschlagen, fuhr der Klavierlehrer dazwischen: Nun, das sei ja ganz schön, aber leider auch ganz falsch, sozusagen vom Grunde aus falsch; und er nahm seine feingliedrigen Hände und legte sie auf die Tasten und zeigte, wie man sie anzuschlagen hatte, sanft und doch energisch, damit die Töne wirklich zum Leben erwachten. Für den Laien machte das wohl wenig Unterschied, aber wer wollte das schon zugeben, jedenfalls nicht die nervöse Mutter; das Kind, das sehr sanftmütig war und Tadel wenig gewohnt (normalerweise gab es keinen Grund dazu), bekam schon ein wenig feuchte Augen. Aber der Klavierlehrer war jetzt nicht mehr zu stoppen, all seine Begeisterung für das Klavier und die Musik im Allgemeinen und die Kunst überhaupt strömte aus ihm heraus, und sicherlich hätte die künstlerisch selbst nicht unambitionierte Mutter das eine oder andere davon zu schätzen gewusst oder auch gelegentlich widersprochen, aber dafür blieb kein Raum: Flink wie seine Finger über das Klavier entströmten seinen schmalen Lippen die Worte in einem langen wohlmodulierten Fluss. Zum Glück musste das Kind das Klavier im

Weiteren nicht mehr berühren, das war gar nicht nötig, und auch der Mutter blieb nur Raum für ein gelegentliches höfliches Nicken. Es wurde dann am Ende der halben Stunde sozusagen vorausgesetzt, dass man sich geeinigt habe und kein anderer als genau dieser Klavierlehrer dem Kinde all das Schöne und Geistige der Musik in seiner ganzen Breite und Tiefe würde vermitteln würde können. Dem Kind allerdings liefen, als man endlich den kleinen stickigen Raum verlassen durfte und wieder auf dem sonnendurchglühten Schulhof stand, dann doch die Tränen herab; und da es kurz zuvor zufällig in einem Thomas-Mann-Seminar der Mutter dabei gegessen hatte – man hatte den *Tonio Kröger* behandelt –, stammelte es hervor: "Ich will doch gar kein Künstler sein, sondern einfach nur ein Bürger!" Mehr auf den Punkt hätte man es nicht sagen können, und die Formulierung zeigte im Übrigen einen nicht unerheblichen Kunstverstand. Zum Glück hatte die Musikschule, nachdem die Mutter sehr zögernd nachfragte, noch andere Klavierlehrer zu bieten, und mit der nicht ganz so alten Dame – auch sie eine typische Klavierlehrerin, mit wallenden Gewändern, aber unendlich viel mehr Sanftmut und Geduld – konnte sich der kleine Bürger gut anfreunden.

UND DIE STEINE SCHMOLZEN BEI SEINEM GESANG

Dieses ist ein Leseerlebnis in zweiter Potenz, ein romantisches Leseerlebnis sozusagen. Denn es war kein Buch, es war auch keine Zeitschrift oder sonst irgendein Printmedium aus der schönen neuen Medienwelt; der Text hatte weder einen berühmten Autor noch eine berühmte Autorin, er hatte noch nicht einmal einen professionellen Autor im engeren Sinne. Es war zudem nur ein sehr kurzer Text, ich sehe ihn noch vor mir: Er war genau eine Seite lang, gedruckt in einer ziemlich großen Schriftgröße, seniorenfreundlich sozusagen; es war, so meine ich mich zu erinnern, eine klare Schrift, keine langweilige *Times Roman*, sondern etwas Serifenloses. Die Seite war in unserem heimischen Drucker ausgedruckt worden, ich hielt sie jetzt in den Händen und las sie zum ersten Mal. Der Text trug die etwas merkwürdig anmutende Überschrift „2. Appell“, es handelte sich

aber um einen Schreibfehler, wie ich vermutete; gemeint war wohl „Appell“, ein schwieriges Wort für einen Achtklässler, auch wenn er schon etwas literaturfest war. Denn geschrieben hatte ihn, wie ich jetzt wohl endlich zugeben muss, mein Sohn. Sie hatten, es war im Lateinunterricht gewesen, die Geschichte von Orpheus und Eurydike gelesen; also den Mythos vom großen Sänger Orpheus, der die Tiere, ja sogar die Steine zum Weinen bringen konnte, so schön sang er; viele Bilder gibt es davon, meist sind es Waldszenen, die Eichhörnchen kommen angehoppelt und spitzen die Ohren, die Hirsche stehen würdig da mit lauschendem Geweih, und sogar der listige Fuchs denkt in diesem Moment nicht daran, das langohrige Kaninchen zu jagen, sondern ist reines Hören geworden. Orpheus jedoch singt, und es fällt einem schwer, sich das vorzustellen, musiküberladen, zu Tode gedröhnt wie wir sind, und eigentlich meint man eher die Stille zu hören. Als er nun seine früh verstorbene Geliebte Eurydike aus der Unterwelt zurückholen will – so sehr hat er sie geliebt, dass er sogar den König der Unterwelt überzeugen konnte und seinen Höllenhund und seine dunklen Genossen –, wird ihm nur eine Bedingung gestellt von dem dunklen Gott: Nicht umsehen darf er sich nach Eurydike, nach der so sehr über alles Geliebten, so lange nicht Gesehenen, so hart Entbehrten. Und nun, das war wohl die Aufgabe im Lateinunterricht, sollten die Schüler einen „Appell“ entwerfen, einen Einspruch an die unbarmherzigen Herrscher der Unterwelt, nachdem sich Orpheus doch umgedreht hatte und Eurydike verschwunden war. Das war nun sicherlich eine Situation, die für einen 14jährigen nicht eben leicht nachvollziehbar war, zu viel Götter, zu viel Liebesgeschichte, zu viel antikes Brimborium. Und es ging mir auch gar nicht so sehr ans Herz, was mein kluger Sohn geschrieben hatte, obwohl es auch klug war über sein Alter und im Wesentlichen den Göttern unterstellte, sie hätten mal wieder ein absehbares Spiel mit den Menschen getrieben, von denen man doch zu wissen habe, als Gott noch dazu, wie schwach sie seien und wie unfähig sich an Regeln zu halten! Nein, es war die geradezu erbarmungslose Klarheit der Sätze, ihre direkte Sprache, ihre ganz

und gar unsentimentale Klage, ihr lakonisches Argumentieren im Angesicht des Unvermeidlichen. Der Text las sich – kleinere, verzeihliche Schwächen abgerechnet – wie aus Stein gemeißelt. Ich war zu Tränen gerührt und gleichzeitig ein wenig verunsichert: Woher hatte er diese Sätze genommen? Ich wusste es nicht, und vielleicht sollte ich es auch nicht wissen. Ich habe versucht mich nicht umzudrehen. Es war aber sehr, sehr schwer.

GEFÖRDERTE UNTERFORDERUNG. EIN FÖRDERWETTBEWERB

Tatsächlich soll es ja Kinder und Jugendliche geben, die trotz des ach so schrecklichen G8-Stress, ihrer Hubschrauber-Mutter und der unabweisbaren Notwendigkeit, mehrere Stunden täglich mit Computerspielen zuzubringen, um von der *Peer Group* nicht völlig gemobbt zu werden, nicht ausgelastet sind. Für diese bemitleidenswerten Wesen hat die Bildungspolitik die Wettbewerbe erfunden. *Jugend trainiert für Olympia*, *Jugend forscht*, *Jugend debattiert*, *Jugend musiziert*; für die technisch-naturwissenschaftlich Orientierten dazu das *Känguru der Mathematik*, die *Mathematik-Olympiade* oder die *Physik-Olympiade*. Die Programmatik der entsprechenden Internet-Portale schäumt vor Förder-Ambition geradezu über: Hier sollen sich die versteckten Talente entfalten, die künftigen Genies schon einmal Anlauf nehmen, Höhenluft schnuppern, auf dass sie auch weiter streben und später einmal die krankende Wirtschaft und das austerbende Vaterland mit neuen Ideen, hoch innovativen und kreativen natürlich, retten. (Nebenbei bieten Förderwettbewerbe auch eine prächtige Gelegenheit zur Profilierung der weiterführenden Schulen und der jeweils zuständigen Fachlehrer im Kollegenkreis; aber das sind natürlich höchstens sekundäre Motive).

Mein Sohn (er kommt leider ganz nach seinen Eltern, ist neugierig und lernt gern) war heute beim *Bundeswettbewerb Fremdsprachen*. Er fand in einem Gymnasium in der Großen Kreisstadt statt, das sich besonders seines französisch-bilingualen Zugs rühmt; das fördere

unvergleichlich nicht nur die fremdsprachliche, sondern auch die interkulturelle Kompetenz der zukünftigen jungen Europäer, heißt es im geläufigen Förderjargon auf der Homepage. Mein Sohn hatte sich trotz Schneefalls pünktlich samt seiner CD mit den geforderten Leseproben im Sekretariat des Gymnasiums eingefunden, wo er sich zwecks weiterer Verfügung melden sollte. Die erste Herausforderung an die interregionale Kompetenz war dabei offensichtlich, das natürlich nicht ausgeschilderte Sekretariat zu finden; die zweite (Sozialkompetenz!), dem Sekretariat, das sich sofort für unzuständig erklärte, die Auskunft zu entlocken, wer denn zuständig sei. Sobald man dann immerhin zum richtigen Gebäudekomplex geschickt worden war, fand sich tatsächlich auch eine kleine Ausschilderung zum Ort des Geschehens (Vorschlag: das nächste Mal zum Finden des Prüfungsortes als *Geo-Caching* einbeziehen! Am besten auf Chinesisch! Das fördert die Orientierungskompetenz ungemein!).

Dort hatten sich zur offiziellen Anfangszeit des Wettbewerbs immerhin vier weitere Schüler und Schülerinnen des gesamten Landkreises versammelt (es ist aber kein kleiner Landkreis, sondern eher ein ziemlich großer); es handelte sich offensichtlich um eine sehr enge Auswahl aus den üblichen Verdächtigen, die es gewagt hatten, sich der Herausforderung zu stellen, gleich zwei Sprachen abprüfen zu lassen. Kaum hatte man sich jedoch großzügig auf die Tische verteilt und die erste Sprache in Ruhe absolviert, stürmten weitere ca. 40 Teilnehmer den Saal – die Zwangsverpflichteten aus der entsprechenden Jahrgangsstufe der gastgebenden Schule, die ihre Wahl des bilingualen Zweiges offenbar mit einer Zwangswettbewerbsteilnahme für wenigstens eine Sprache (in diesem Falle eben: Französisch) bezahlen mussten und dementsprechend stark motiviert bei der Sache waren. Und gleich war alles, Wunder über Wunder, wie im normalen Unterricht: Eine kleine unbelehrbare Minderheit will arbeiten, die große unbelehrte Mehrheit will Spaß. Leider ist *Jugend trainiert für den Superstar* der einzige Wettbewerb, der das Mehrheitskriterium zwar vollständig erfüllen wurde, aber von uneinsichtigen Bildungspolitikern noch nicht lanciert wurde. Die

Teilnehmerzahlen wären sicherlich, auch ohne Zwangsmaßnahmen, erfreulicher.

Der Test selbst gestaltete sich, wie mein Sohn mit seiner üblichen Eloquenz beklagte, über weite Strecken absurd. Vorbereitet werden sollte, neben den abzugebenden Leseproben auf CD, die Themen „Ordensgemeinschaften“ (für den Lateinteil) sowie „Südafrika“ (für Englisch). Südafrika war zu diesem Zeitpunkt (mein Sohn besucht die 10. Klasse) bereits in drei vorigen Klassenstufen im Unterricht behandelt worden; über die Apartheid sind deutsche Schüler insgesamt wahrscheinlich besser unterrichtet als über die deutsche Teilung. Ordensgemeinschaften hingegen sind zwar einerseits kein vergleichbarer Unterrichtsschwerpunkt (schade, eigentlich), andererseits aber für einen prinzipiell geschichtsinteressierten und mit *arte*-Dokumentationen überfütterten Schüler auch nicht direkt eine Herausforderung. Nun hatte mein Sohn, so klug ist er nämlich auch, die Vorbereitung sicherheitshalber nicht besonders ins Weite oder gar in die Tiefe getrieben; langjährige Erfahrung hat ihn belehrt, dass die konzentrierte Lektüre jedes besseren *Wikipedia*-Artikels absolut hinreichend zum Bestreiten eines einfachen Referats in den meisten Fächern ist (und man braucht ja schließlich, auch als Streber, noch Zeit zum Computerspielen!). Was er nicht ahnte – so klug ist er nämlich nicht – war, dass er besser noch die *fun facts* zu Südafrika gelesen hätte: Denn es ging, immerhin, in einer Frage auch um die Apartheid; aber welche Pflanze die Nationalblume von Südafrika ist und wie die berühmteste Rugbymannschaft heißt, hätte ihm wahrscheinlich auch eine weitere Lektion in Politik, Geschichte, Ökonomie und Kultur Südafrikas nicht gelehrt. Um die Frustration trotzdem gering zu halten, hatte man zudem aber glücklicherweise auf das in jeder Hinsicht billigste Prüfungsverfahren zurückgegriffen: *multiple choice* (womit man, bei halbwegs intelligenter Auswahl der Optionen, wenigstens die Chance eines *educated guess* hat, wie der Engländer so schön sagt).

Ebenso eher überraschend war, dass der zu übersetzende Text aus dem Lateinischen eigentlich nur eine einzige Beziehung zum Thema

Mönchsorden aufwies: Er spielte in einer Mönchszelle. Auf traten ein gewisser Hl. Martin und der Teufel; in einer anderen Frage war immerhin auch der Hl. Hieronymus mit seinem Löwen gegenwärtig, aber ohne, dass seine Ordenszugehörigkeit zur Sprache gekommen wäre. Ein Glück, dass mein Sohn sich nicht in die Ordensregeln des Hl. Benedikt vertieft hatte! Vielleicht gar auf Latein!

Offensichtlich sollte die Bildungslatte also nicht zu hoch gelegt werden, es ging eher um eine Art Bildungslimbo nach dem Motto: Drunterbleiben! Erfolgserlebnisse sind schließlich pädagogisch wichtig, und Kinder, die damit aufgewachsen sind, dass sie enthusiastisch dafür gelobt werden, wenn sie zum ersten Mal ein Spielzeugauto selbständig kaputt gemacht haben, sind ein wenig verwöhnt in dieser Hinsicht und dementsprechend leicht zu frustrieren. Was meinem – in dieser Hinsicht nicht so sehr verwöhnten, *mea culpa!* – Sohn jedoch die Zornesröte ins Gesicht trieb, war ein Test, bei dem man im italienischen Sonnengesang des Hl. Franz von Assisi Wörter, die aus dem Lateinischen stammten, finden und in ein daneben stehendes Bild übertragen sollte (immerhin: noch ein Mönch! und dazu eine pädagogisch hoch wertvolle Transferleistung!). Sicherheitshalber waren die zu findenden Wörter fett gedruckt. Ähnliche Aufgaben hatten wir früher gern in Vorschul-Hefen bewältigt („*suche aus dem Text alle Wörter heraus, die mit Autos zu tun haben, und male anschließend ein Bild von den Gegenständen!*“); dort waren die Lösungen aber nicht fett gedruckt. Vielleicht war es ja ein besonders subtiler Trick? Dann hat mein Sohn ihn nicht verstanden. Er hat die fett markierten Wörter von der Text- auf die Bildseite abgeschrieben und ist still vor sich hin verzweifelt.

Zwischendurch, das kennt mein Sohn aber schon von anderen Wettbewerben, ist vor allem die hohe Kunst des Wartens gefragt; die Organisation ist meistens eher schlechter als bei vergleichbaren Sportereignissen in der Freizeit (aber schließlich haben die Lehrer ja Zeit und keinen Unterricht, solange sie Wettbewerbe betreuen; was natürlich auch für Schüler keine unwesentliche Motivation zur Teilnahme an Wettbewerben ist). Und man lernt einmal eine andere

Schule kennen – und dadurch vielleicht die eigene etwas mehr schätzen: Denn dass es in einem gar nicht so armen Bundesland und einem eigentlich recht wohlhabenden Landkreis (wenn auch einer verarmten Kommune) auch Gymnasien gibt, in denen die Türen der Toiletten nicht geschlossen werden können, einfach weil sie zu groß sind und nicht in den Rahmen passen – das würde man ja doch wieder für eine dieser Geschichten halten, die ewig unzufriedene Eltern erfinden, nur um auf gut gemeinte, aber schlecht konzipierte und noch schlechter durchgeführte Förderwettbewerbe und vielleicht gutwillige, in der Sache aber ziemlich inkompetente Kulturpolitiker schimpfen zu können. Ist aber nicht erfunden, sagt mein Sohn. Wie diese ganze Geschichte nicht erfunden ist; auch wenn sie erfunden sein könnte, vielleicht in einem Wettbewerb *Jugend erfindet absurde Wettbewerbe*. Dann hätte sie auf jeden Fall gute Chancen!

HYMNE AUF DEN MUTTERTAG

Natürlich kann man dagegen sein. Man kann gegen alles sein, und meist ist es so viel einfacher, als einmal für etwas zu sein (am schwierigsten ist es sowieso, ein wenig dafür und ein wenig dagegen und beides am rechten Ort zu sein). Deshalb schicken wir die ewigen Mäkler, darunter gar nicht wenig Mäklerinnen, einfach mal eine Runde Schattenboxen in den Keller (es ist ihr Lieblingssport) und bekennen uns energisch, ohne Wenn und Aber (die mitgegangen sind zum Schattenboxen) - zum Muttertag! Dazu müssen wir gar nicht Goethe mystisch raunen lassen – „die Mütter, Mütter! Es klingt so wunderbar“; wir bleiben durchaus auf dem Boden der Tatsachen und gehen den Dingen nicht auf ihren tiefen, tiefen Grund. Sogar die Blumenläden dürfen sich fröhlich zu ihrem Profitinteresse bekennen; warum auch sollten sie besser sein als Banken oder Autohändler oder Wirtschaftsexperten, die nichts Schöneres kennen als eine konsumfreundliche Stimmung allenthalben, am besten ohne Grund und Zweck und Maß? Nein, es ist eine schöne Sache, Blumen zu verkaufen, und Blumenläden haben oft eine freundliche, ruhige und wohlriechende Atmosphäre, man könnte beinahe sagen:

sakral. Es ist auch eine schöne Sache, Blumen geschenkt zu bekommen; natürlich sind sie vergänglich (da hat sich doch wieder ein Mäkler hervorgewagt! Husch, zurück in den Keller!), aber sie sind lieblich anzusehen, ein freundlicher Gedanke und ein buntes Licht, und sogar, dass sie sterben, nein: welken, ist irgendwie in der Natur der Dinge und gar nicht unbedingt traurig.

So geht mir heute noch das Herz auf (denn Herzen gehen auf, wie Blütenknospen, sie können sich aber auch schließen), wenn ich daran denke, wie mir mein Sohn an diesem Muttertag mit seinem Sträußlein entgegenkam; blond, schlaksig, schon wieder ein wenig größer gewachsen und verlegen, natürlich. Ich war auch verlegen, wir sind nicht so die gefühligen Typen, und er war schon lange über das Alter hinaus, in dem man gehorsam Muttertagsherzen pinselt oder sehr gefühlte, wenn auch gelegentlich orthographisch ziemlich fehlgeleitete Gedichte reimt. Es war ein relativ heißer Maiensonnentag, wir hatten uns in Rastatt verabredet, einem friedlich vor sich hinbrütenden badischen Provinzstädtchen, über das die monumentale Schlossanlage einen beinahe übernatürlich rosa-orange schimmernden Glanz ausbreitete. Das Sträußlein hatte durchaus ähnliche Farben, ein sattes Orange, dazwischen Violett- und Weißtöne. Es passte also gut in die barock-überschwängliche Farbsymphonie, obwohl es nur ein Bauernsträußlein war, erstanden auf dem Bauernmarkt von einer Bauersfrau älteren Semesters, die sich der Mühe unterzogen hatte, Muttertagssträußlein zu binden, von Hand und aus dem Garten (vielleicht waren sie aber doch vom Großmarkt - nein, diese Mäklerinnen!). Nun entstand jedoch das Problem, dass wir vor einem massiven Barockschloss standen, das eine Betonwüste von Hof umschloss; kein Schatten, ob zum Boxen oder nicht, nirgends. Von der Balustrade sahen beschwingt bewegte Statuen mit absurden Hüten auf uns herab, man hätte ihnen auch gern ein Sträußlein in die Hand gedrückt, es hätte dem weiten, vollständig grünfreien gepflasterten Platz, auf dem man sich die exerzierenden Truppen gut vorstellen konnte, eine freundlichere Note gegeben; aber das Sträußlein rief schon ziemlich laut nach Wasser. Mein

kluger Sohn jedoch hatte, und das bindet ihn noch mehr an mein Herz, an eine kleine Vase gedacht; er hatte das Sträußlein zuhause gut gewässert und dann sorgfältig die Stielenden umwickelt, und wir brauchten nur noch einen Wasserhahn und einen schattigen Lagerplatz. Die Dame im Ticketbüro half gern aus; natürlich dürften wir das Sträußlein für die Dauer der Schlossführung, die heute natürlich für die Mama umsonst sei, hier stehen lassen, da vielleicht, am Fenster, wäre das recht? Und so ließen wir unser Sträußlein im kühlen Schatten eines nicht direkt überlaufenen Ticketbüros zurück und besahen uns die barocken Räumlichkeiten in all ihrer weitgehend blumenfreien Pracht. Danach holten wir unser Sträußlein ab, wohlversorgt, es sah sogar etwas erfrischt aus. Es hatte auch noch einen langen Tag vor sich, denn wir kehrten erst am späteren Abend zurück nach Hause von unserem Muttertagsausflug; aber es hielt sich, tatsächlich, fast noch eine Woche in der häuslichen Vase im schattigen Wohnzimmer und wurde danach, wie es sich gehört, zum Trocknen aufgehängt.

Was jedoch zählte und was den eigentlichen Muttertag ausmacht, ist das folgende (und jetzt können alle Mäkler und Mäklerinnen gern Pause machen und die Moral anhören): Es haben sich Menschen Mühe gemacht. Jemand hat Blumen gesät und gepflückt und zu einem Strauß gebunden und auf den Markt getragen. Jemand ist auf den Markt gegangen, hat einen Strauß ausgesucht (was nicht einfach ist, denn Sträuße sind Persönlichkeiten und Entscheidungen bekanntlich so schmerzhaft für die meisten Menschen, dass sie beinahe alles tun, um keine treffen zu müssen), ein Geld dafür bezahlt (ja, auch das) und ihn nach Hause getragen. Dort hat jemand ihn gelagert und als der Zeitpunkt gekommen war, sorgfältig für einen Transport vorbereitet; jemand hat also nachgedacht, vorausgeschaut, geplant, gehandelt. Jemand hat einen Strauß überreicht, trotz der damit verbundenen kleineren Peinlichkeit, und jemand hat ihn angenommen und sich bedankt (Schenken können wir sowieso alle nicht mehr, seitdem wir alles haben, und Geschenke annehmen ist eine gänzlich verlorene Kunst; man könnte ja in eine

Verbindlichkeit geraten!). Jemand hat dann das Sträußlein in Gewahrsam genommen, ihm ein schattiges Asyl gegeben, und das ist nicht viel und kostet rein gar nichts, aber jemand hätte ja auch sagen können: *Nee, da könnte ja jeder kommen! Und wenn hinterher ein Blättchen geknickt ist, wollen Sie wahrscheinlich Schadenersatz, oder? Nee, dafür werde ich hier nicht bezahlt!* Genau das aber, alles einzeln und alles zusammen, ist das, was Mütter tun, die großen und kleinen Je-Frauen dieser Welt. Dinge säen, gießen, binden; sie vorbereiten auf Licht und Schatten, auf Zeiten der Dürre und der Fülle; Dinge planen, Dinge versorgen, Dinge entscheiden. Dinge schenken und Geschenke annehmen. Dinge organisieren. Dinge verwahren und hüten. *Getting things done* ist wahrscheinlich eine der besseren Definitionen von Muttersein. Es ist gar nicht so wichtig, dass sie dafür nicht bezahlt werden (es ist sogar definitiv besser so, wenn man genauer darüber nachdenkt, denn Bezahlung hat ein seltsam schillerndes Janus-Gesicht, sie ist eine Wertschätzung und eine Ent-Wertung in einem, und was heute noch ein kräftiger Bulle ist, wird morgen als Tanzbär für einen Gnadengroschen an der Nase herumgeführt). Es ist auch nicht so wichtig, ob und wieviel Dank und Liebe sie dafür bekommen, das kann man sowieso nicht verrechnen, ebenso wenig wie ein fiktives Müttergehalt. Es ist noch nicht einmal wirklich entscheidend, ob es eine gesellschaftliche Wertschätzung gibt, eine politische Anerkennung, eine familiäre Gleichberechtigung oder -verpflichtung; das alles sind letztlich Tauschgeschäfte und Spekulationen an der schwankenden Gefühls- und Meinungsbörse. Wichtig ist, dass Dinge getan werden, mit Mut zur Entscheidung, vorsorgender Planung, Verantwortungsbewusstsein, Disziplin und Arbeitsbereitschaft, ja, auch: mit finanziellem Einsatz, und vielleicht sogar einem gewissen Schönheitssinn. Das alles tun Mütter. Es gibt wenige, ach was, es gibt keine einzige andere Entscheidung, die das Verhältnis zur Welt so grundlegend verändert wie Mutterschaft. Emanzipation mag gelegentlich schwer genug sein; aber schwerer ist ihr Gegenteil: ein Vormund werden, die mütterliche Gewalt (ja, sie ist gelegentlich Gewalt) auf sich nehmen. Mit nichts verheiratet man sich

so mit der Welt wie mit Mutterschaft. Natürlich gilt das auch, in gewissem Maße, für Väter; aber Vaterschaft hat so viele eigene Sorgen und Vorzüge, und wir werfen in unserem diffusen Gleichheitswahn schon viel zu viel durcheinander, was unterschieden recht schön und nützlich und sinnvoll war. Nein, binden wir den Müttern einen eigenen Strauß, an einem eigenen Tag, und lieber nicht an jedem Tag, und gern auch ein Bauernsträußlein. Gemäkelt wird dann morgen wieder (und Mutti darf hinterher aufräumen und die Streitigkeiten schlichten).

WEIHNACHTSWORTE

Und da war Weihnachten wieder. Alle Jahre wieder saß man in der Kirche, etwas eingezwängt zwischen anderen Familien, die unbehaglich in ihren warmen Wintermänteln auf den harten Bänken hin- und herrückten und dann und wann einen verwirrten Blick auf die fremdartigen Texte im Gesangbuch warfen. Vorn leuchtete der Christbaum, mit einfachen großen Strohsternen geschmückt, und die Kerzen waren noch aus warmem gelbem Wachs und flackerten in der freudig bewegten Weihnachtsluft. Hatten die anderen wohl schon beschert zuhause? Oder kam das Weihnachtsessen zuerst, dann die Kirche, und dann endlich, endlich, das Christkind selbst? Damals, als sie noch klein war, ging man natürlich zuerst in den Familiengottesdienst am späten Nachmittag, bei dem das Krippenspiel aufgeführt wurde. Sie war nie im Kindergottesdienst gewesen und durfte also nicht mitspielen. Das war ihr aber auch recht: So öffentlich vor all den Leuten zu stehen, vielleicht gar noch als tumber Hirte mit einem Schaffell-Flokati über den Schultern, dafür war sie viel zu schüchtern; ganz abgesehen davon, dass die Jungen sowieso immer die Hirten spielen mussten, die Mädchen aber durften Engel sein. Aber während sie so auf der harten Bank zappelte und die Christbaumlichter flackerten, träumte sie ihren ganz persönlichen Weihnachtswunschtraum: Einmal wollte sie selbst auf der Kanzel

stehen und die Weihnachtsgeschichte vorlesen. Und sie würde beginnen mit den langvertrauten Worten, sehr langsam und sehr deutlich würde sie sie sagen und den schönen Rhythmus fließen lassen, der die Sätze dahintrug wie auf weichen Wellen: *Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger von Syrien war. Und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt.* Und es spielte gar keine Rolle, dass man weder Cyrenius kannte noch wusste, was ein Landpfleger in Syrien war – das waren die Worte, sie standen geschrieben und sie durften niemals verändert werden, sonst wäre Weihnachten nicht mehr das, was es alle Jahre wieder war. Und sie würde die ganze Geschichte vorlesen, jeden der vertrauten Verse: wie der Engel zu den Hirten kam und sagte "*Fürchtet euch nicht!*", und wie *kein Raum war in der Herberge für Josef, und Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger.* Und alle würden ganz still zuhören, außer ein dummes Baby schrie dazwischen; aber damals war man noch der Meinung, dass Kinder sich zu benehmen hätte in der Kirche, gerade an Weihnachten, der stillen Nacht, der heiligen Nacht. Es kam jedoch niemals dazu, dass sie die heiligen Worte der Weihnachtsgeschichte vorlesen durfte, auch wenn sie es, davon war sie überzeugt, viel schöner gemacht hätte als der ältliche Pfarrer mit seiner durch Jahrzehnte von Weihnachtsgottesdiensten abgenutzten Pastoralstimme, deren Pathos allen Glanz verloren hatte. Es blieb ihr Traum, der Geist der vergangenen Weihnacht, und wenn ganz am Ende bei "O du fröhliche" alle Lichter gelöscht wurden und nur noch die Kerzen flackerten, konnte man ihn zu Ende träumen.

Und da war Weihnachten wieder, und nun war das eigene Kind geboren, und man besuchte eine andere Kirche. Das Kind ging zum Kindergottesdienst, und natürlich durfte es auch beim Krippenspiel mitspielen. Und so erschien an dieser Weihnacht ein kleiner männlicher blonder Engel mit Zahnlücken, und die Mädels waren alle neidisch auf sein Flügelpaar, mit ganz echten weißen Federn, und

sein mit goldenen Sternen übersätes, in weichen Falten bodenlang herabfallendes Gewand. Und der Engel erschien in der abgedunkelten Kirche in einem eher seltenen Moment der Stille – inzwischen war man der Meinung, dass Kinder auch im Gottesdienst herumlaufen durften, ja geradezu sollten, damit sie sich jederzeit frei entfalten konnten. Und weil man dem blonden Engel mit den Zahnlücken gesagt hatte, er müsse laut und deutlich ins umgehängte Mikrofon sprechen, schließlich sollten es ja alle hören, auch die schon etwas älteren Leute; und weil dieser Engel dazu neigte, vernünftig begründeten Anweisungen aufs Wort zu gehorchen; und weil schließlich das Mikrofon ausnahmsweise sogar funktionierte, schallte es nun voll und rund durch die Kirche: "Fürchtet euch nicht!" Alle zuckten zusammen, nicht nur die Hirten. Aber es war nur ein kleiner Schreck, und man konnte sich gleich viel besser vorstellen, dass die Hirten wahrlich allen Grund hatten, erschreckt zu sein, wie sie da ahnungslos auf dem Feld lagerten und *hüteten des Nachts ihre Herde*.

Und da war Weihnachten schon wieder, wieder in einer anderen Kirche, und inzwischen war man der Meinung, dass Krippenspiele zeitgemäß sein sollten: keine Jungen mehr als Hirten mit umgehängten Schafsfellteppichen, keine niedlich herausgeputzten Mädchen als Engelchen – Weihnachten spielte nun in einer kaputten Familie, von Arbeitslosigkeit und Scheidung bedroht, und das Weihnachtswunder brachte sie auf irgendeine etwas befremdliche Art wieder zusammen, keiner wusste auch nur fünf Minuten später noch, worum es eigentlich gegangen war. Es wurden auch keine heiligen Worte gesprochen, sondern ungeschickte, aber zweifellos gut gemeinte kleine Dialoge, und die meisten hatten sich noch nicht einmal die Mühe gemacht, sie auswendig zu lernen; und wieder einmal funktionierte das Mikrofon nicht, und alle waren wirklich froh, wenn es vorbei war. Immerhin, manchmal kehrte man auch zurück zu der vertrauten Geschichte; aber dann spielte sicherlich ein besonders großer ungelenker Junge die Maria, und Josef war ein besonders

zierliches Mädel, und man wollte lieber nicht wissen, was genau in der Krippe lag.

Bei einem solchen Krippenspiel begab es sich nun, dass die Darsteller kleine Spielzeug-Schäfchen mitbringen sollten. Das Kind hatte, schon seit den ersten Babyjahren, ein Herzenslämmchen, das lange Jahre bei ihm schlief; es lag ganz ruhig da, die Vorderpfoten ausgestreckt, auf die es mit einem recht herzerweichenden, aber auch ein wenig verschmitzten Schafsblick herabblickte. Und das Kind durfte diesmal lesen, von der Kanzel herab vorlesen, es war der Geist der vergangenen Weihnachten geworden; schließlich hatte es ja auch gerade den Vorlesewettbewerb an der Grundschule gewonnen, obwohl es ein Junge war! Und das Kind sprach die heiligen Worte, wenn auch in einer inzwischen modernisierten, vielleicht aber noch nicht geschlechtergerechten Fassung, und rechts neben ihm lag, ganz ruhig mit Schafsblick, sein mitgebrachtes Lämmchen auf der Kanzel – was sollte es schließlich auch bei den Hirten, es war das Lämmchen eines ehemaligen Verkündigungsendels mit Zahnlücken, und es lauschte nun aufmerksam und hingebungsvoll den laut und deutlich vorgetragenen heiligen Worten, wie wir alle dort unten. Und als dann der Pastor auf die Kanzel stieg und seine Weihnachtspredigt hielt – wahrscheinlich irgendetwas über die Hirten als soziale Outcasts, das war zu dieser Zeit der Klassiker –, war das Lämmchen liegen geblieben, und man konnte sich einbilden, dass der Pastor ab und zu einen etwas erstaunten Blick nach rechts unten auf das weiße wollige Etwas richtete, bevor er wieder zu seinem Text zurückkehrte. Aber vielleicht machte es seine Stimme etwas weicher, und man dachte, dass man viel öfter kleine weiße Lämmchen im Blick haben sollte, wenn man redete.

Und da war Weihnachten wieder, und es war der Geist der gegenwärtigen Weihnacht. Dem Kindergottesdienst waren wir lang erwachsen, wahrscheinlich führten sie immer noch Krippenspiele auf, und man hoffte, dass der heilige Text vielleicht doch noch eine Rolle dabei spielte; aber wahrscheinlich wurde er nun gerappt, oder das

Christkind bekam einen *Facebook-Account* zur Geburt von den Hirten, die heldenhaft für freies Internet auf ihrem Acker gekämpft hatten, und der Engel war ein multikultureller Bote aus dem Jenseits, aber keinesfalls mehr ein christliches Symbol einer höheren Himmlshierarchie, und er twitterte: *#Heilandgeborencooldude!* Und wieder saßen wir, zwischen immer noch erstaunlich großen, aber wahrscheinlich inzwischen durch Patchwork zusammengehaltenen Familien in modischen Wintermänteln auf immer noch harten, aber inzwischen geheizten Holzbänken; die Lieder bekam man nun auf kopierten Zetteln, aber die meisten kannten sowieso außer "O du fröhliche" gar kein Weihnachtslied mehr. Es war das Jahr gewesen, in dem das Elend der Welt nach Europa kam; von Flüchtlingen und von nichts anderem hatten die Medien gesprochen in den letzten Wochen und Monaten, immer im pastoral durchzitterten Tonfall hoher moralischer Empörung; und ganz kurz vor Weihnachten hatte sich gar irgendeine Dschungelcamp-Berühmtheit hervorgewagt mit den Worten, Maria und Josef seien ja eigentlich auch Flüchtlinge gewesen, und so arm, dass sie im Stall hätten übernachten müssen! Nun gut, man hätte sich an dieser Stelle etwas mehr Vertrautheit mit dem heiligen Text wünschen können; dass Maria und Josef im Gegenteil auf dem Weg zu ihrem Geburtsort waren, einer kleinen Stadt in Judäa, *die da heißt Betlehem*, da nun mal *ein Gebot vom Kaiser Augustus ausgegangen war, dass alle Welt sich zählen ließe*, war ihr wohl ebenso wenig gegenwärtig wie die Tatsache, dass schlicht *kein Raum mehr war in der Herberge* und nicht etwa alle Luxushotels unbezahlbar für einen armen Tischler mit seinem vertrauten Weibe Maria, *die war schwanger*. Dass Maria und Josef kurz nach der Geburt des Heilands tatsächlich fliehen mussten, nämlich nach Ägypten vor Herodes, der alle jüdischen Erstgeborenen kurzerhand ermorden ließ, wäre die viel stärkere Geschichte gewesen; aber woher sollte man das auch wissen, wenn man gerade dem Dschungelcamp entronnen war! Es war einmal mehr der gute Wille, der zählte, nicht die unverständlichen Worte eines rettungslos veralteten heiligen Textes.

Aber das war zweifellos der Geist der gegenwärtigen Weihnacht, und wir alle fürchteten uns ein wenig vor der Predigt. Die Hirtenvariante würde uns zwar hoffentlich erspart bleiben, weil die Hirten keine Flüchtlinge waren, sondern höchstens Nomaden, aber sicher konnte man sich nicht sein, wer achtete schon auf solche Feinheiten der Überlieferung? Hingegen war eine Predigt über die drei Weisen aus dem Morgenlande ganz sicher nicht zu erwarten – ein allzu kolonial wirkender Gestus, zweifellos, mit dem hier kostbare und völlig unnütze Geschenke von herablassenden Bessergestellten überreicht wurden, und selbst wenn der eine von ihnen wirklich ein Farbiger war (oder wie sagte man gerade?), würde das diesen Teil der Geschichte nicht mehr retten. Es war also, aus gegebenem Anlass, ganz sicher eine Flüchtlingspredigt zu erwarten, auch wenn der Pastor uns hoffentlich nicht Maria und Josef als Flüchtlinge und Christus als unbegleiteten minderjährigen Asylkandidaten präsentieren würde.

Dass es dann anders kam, war ein kleines Weihnachtswunder. Denn der Pastor, mittleren Alters wie wir und vielleicht ja selbst überdrüssig der sozialkritischen Hirtenpredigten und der wohlmeinenden, aber leider fehlinformierten Korrektheits-Pirouetten, erzählte uns eine ganz andere Geschichte. Sie handelte von einem Ehepaar im Nachkriegsdeutschland – einen Moment zuckte man zusammen, sollte es jetzt gar eine Predigt zum Dritten Reich geben? –, aber die Geschichte nahm gleich zu Beginn eine unerwartete Wendung: Beide Eheleute waren bettelarm, das Land lag in Trümmern darnieder. Doch beide hatten, durchaus verständlich, Wünsche für Weihnachten: keine moralischen, keine sentimentalen, sondern durchaus handgreifliche Herzenswünsche – denn so ist der Mensch, die Welt liegt in Scherben um ihn herum, aber gerade deshalb hilft ein kleines funkelndes Etwas, auf das man seine Gedanken richten kann, ohne dass sie wehtun, und an dessen Schönheit man sich einen Moment, und dann immer wieder, erfreuen kann! Was die beiden sich genau wünschten, und wie sie sich dabei gegenseitig missverstanden und am Ende doch wieder verstanden, ist unwichtig und längst vergessen. Was aber den Geist dieser gegenwärtigen

Weihnacht unvergesslich und unerwartet prägte, das war der Pastor, der, ganz ohne Lämmleins Beistand, eine Predigt über die Wohltaten des Schenkens hielt – des durchaus materialistischen Sich-Beschenkens mit Dingen! Denn das verteidigte er nun, gar nicht pastoral-pathetisch, sondern mit echtem Ernst in der Stimme, gegen die wohlfeilen Formeln der Konsumkritik – *Wir haben doch schon alles! Wir können uns doch selbst kaufen, was wir uns wünschen! Ist es nicht der Geist der Weihnacht, der zählt?* Weil es nämlich wichtig sei, darüber nachzudenken, was ein Anderer sich wünschen könnte. Weil Geschenke, egal ob sie gelingen oder nicht, nicht ein leerer Tauschvorgang, sondern eine Besinnung aufeinander seien: Nicht, *weil ich es mir wert bin* (dem Mantra des egoistischen alltäglichen Konsumrausches), sondern weil ein Anderer es mir wert ist. Menschen brauchen Dinge, könnte er gesagt haben, Symbole, selbst wenn sie schon alles haben; sie brauchen etwas, was man mit sich tragen kann und immer wieder einmal anschauen, wie das freundliche Lämmchen rechts unten, und dabei denken: Das habe ich geschenkt bekommen. Jemand hat an mich gedacht und dann auch gehandelt, nicht nur salbungsvoll von Beziehungen oder gar von Liebe geredet, dem am meisten missbrauchten Wort der Welt. Das ist ein schönes Gefühl, und man wünscht es jedem, Engeln und Hirten, Königen und Flüchtlingen gleichermaßen. Bei "O du fröhliche" wurden dann die Lichter gelöscht, die inzwischen elektrischen Kerzen flackerten tapfer und gleichmäßig. Wir drückten dem Pastor besonders herzlich die Hand beim Hinausgehen; er sah etwas müde aus und nicht ganz gesund.

Und Weihnachten wird wieder kommen, und dass der Geist der zukünftigen Weihnacht Frieden auf Erden sein sollte, wer wollte es nicht wünschen! Dass dieser Wunsch so bald nicht erfüllt werden wird, wissen nicht nur die Hirten auf dem Felde, sondern vor allem die Könige der Welt. Und es steht auch zu befürchten, dass bald gar niemand mehr mitsingt bei "O du Fröhliche" – weil die "himmlischen Heere" als zu militaristisch enttarnt wurden; oder weil keiner

mehr weiß, was das komplizierte und viel zu lange Wort "gnadenbringend" bedeuten soll; oder ganz einfach, weil noch nicht einmal mehr dieser einfache Text im Gedächtnis geblieben ist, und wenn das Licht gelöscht ist, kann man nichts mehr sehen auf den kopierten Zetteln, außer der fettgedruckten Aufforderung, sie ordnungsgemäß zu recyceln. (*Handys sind auszuschalten!*) Und deshalb gehe jede und jeder einher, alle Weihnacht wieder, nehme sein Herzenslämmchen zur Brust und besorge all seinen Liebsten die Geschenke, die sie verdient haben, selbst wenn sie sie im Einzelfall nicht verdient haben mögen; und dann lese man die Schrift.

IM ZUG

LEIDENSGESCHICHTEN

Die beiden Männer im morgendlichen Pendlerzug nach Stuttgart hätten man auf den ersten Blick für Schwaben halten können. Sie wirkten wohlgepflegt und bodenständig, der eine war etwas jünger, der andere schon über das mittlere Alter heraus. Aber beim zweiten Blick waren ihre Gesten zu lebhaft; und natürlich sprachen sie, wenn man genau hinhörte, kein vernuscheltes Schwäbisch, sondern ein guttural rollendes Arabisch. Aber nur zwischendurch, denn die meiste Zeit wiederholten sie sich gegenseitig Floskeln in kaum akzentuiertem Deutsch: "Wie geht es Ihnen heute?" "Was fehlt Ihnen?" "Wie kann ich Ihnen helfen?" "Was hat Ihr Hausarzt gesagt?" Ich schaute derweil in mein Smartphone und las auf *Al Jazeera* die neuesten Katastrophennachrichten aus der arabischen Welt. Plötzlich wendet sich der jüngere von beiden sehr freundlich an mich, "Entschuldigung", sagt er, "ich habe eine Frage, vielleicht können Sie uns helfen?" Ich hoffe inständig, dass es nicht um eine medizinische Fachfrage handelt; aber nein, es geht um eine grammatische Frage, und woher soll er wissen, dass er sie sogar einer Fachfrau vorlegte, einer Germanistin nämlich, auch wenn sie es eher mit der deutschen Literatur als der Sprache zu tun hat, aber diese Feinheiten verstehen schließlich auch die wenigsten Deutschen. Die Frage ist, wie er nun sehr kompakt erläutert: Sage man richtig, man leide "unter" oder man leide "an" Kopfschmerzen? Bekanntlich führen gerade die einfachsten grammatischen Fragen dazu, dass sich im Gehirn ein großes Loch statt einer Antwort bildet, sobald man anfängt darüber nachzudenken. "Gute Frage", sage ich also, auf Zeit spielend, und gebe dann die wenig hilfreiche Antwort: "Ich glaube, es geht beides!" Beide gucken unglücklich und murmeln, Deutsch sei aber wirklich schwierig. Der Jüngere jedoch lässt nicht nach, sondern sucht und findet sehr schnell ein zweites Beispiel: Ob man auch "an" oder "unter" Diabetes leiden könnte? "Nee", sage ich, "eher nicht; man leidet eher an Diabetes". Und dann, nach einer bemerkenswert kurzen Denkpause, sagen wir beide das Gleiche, wenn auch in etwas unterschiedlicher Formulierung: "Also leidet man an einer Krankheit,

aber unter Schmerzen!" "Ja!", sage ich, und wir freuen uns beide spontan: Wir haben zusammen nachgedacht und sind zu einem übereinstimmenden Ergebnis gekommen, das nicht wenig Sprachgefühl und Verständnis demonstriert, und wann passiert das schon, selbst unter Sprach- und Bundesgenossen. Er sah auch nicht so aus, als ob er an einem Flüchtlingsschicksal leide, auf den ersten Blick jedenfalls; aber wahrscheinlich leidet er, wenn keiner schaut, unter ihm.

DIE STIMME DER VERNUNFT

Der Regionalexpress war wieder einmal viel zu voll, und nur wenige Gespräche stachen aus dem grimmig schweigenden Pendler-Unmut hervor. In einer Vierer-Sitzgruppe am Fenster saß ein junger Mann, man war sich nicht ganz sicher, ob er noch Gymnasiast oder schon Student war. Er trug ein kariertes Hemd und Jeans, seine Haltung war etwas ungelent, und er zappelte ganz leicht mit einem Bein – kein Tick, nur eine Spur zu viel Anspannung und Ungeduld, und bevor er noch den Mund öffnete, hätte man wetten könne, dass er ein wenig zu klug war, als für ihn gut sein konnte. Als er dann unvermittelt in eine Tirade über die Fehler beim Bau des Hauptstadtflughafens ausbrach, zu der sein Zuhörer schräg gegenüber nur dann und wann zustimmend nicken konnte, fielen oft Formulierungen wie: *Man hätte! Man sollte wirklich! Die einzig vernünftige Lösung wäre gewesen! Ja, das wäre wirklich das einzig Vernünftige gewesen*, echote sein Zuhörer etwas hilflos. In Cannstatt stiegen die beiden dann aus, und bevor sich die grimmige Stille wieder über das Großraumabteil senken konnte, platzte es aus einer lebenslustig aussehenden Rothaarigen mittleren Alters mit gelbem Reisekoffer heraus: *Das glaube sie einfach nicht! Das könne doch nicht wahr sein! Offenbar wisse der junge Mann ja alles besser. Na, da könne man dem späteren Arbeitgeber ja nur viel Spaß wünschen mit so einem! Könne man denn nicht einfach über ganz normale Themen reden, so im Zug, wenn alle zuhören, ob sie wollen oder nicht?* Alle hörten zu, der Nachbar nickte verständnisvoll. Sie war ja nicht böse dabei, sondern eben eine lustige Person,

die sicher gern über ganz normale Themen mit ihren gelegentlichen Mitreisenden sprach, wenn die Stimmung besser war als heute. Sie konnte nur offensichtlich diesen altklugen Typ nicht ab, der sich einfach so zur Stimme der Vernunft gemacht hatte und mit der ganzen Weisheit seiner achtzehneinhalb Jahre die Architekten, Bauherren und Politiker der Hauptstadt abkanzelte. Allerdings war das, was er gesagt hatte, bei näherem Nachdenken ganz vernünftig gewesen; sicherlich, ein wenig jugendlicher Größenwahn klang mit, aber er hatte die verfahrenere Situation selbst analysiert und sich ein Urteil gebildet, das nach gesundem *common sense* klang. Eigentlich war sogar ein origineller Gedanke dabei gewesen: Man solle doch, so meinte er, diejenigen, die es beim ersten Mal verbockt hätten, durchaus noch ein zweites Mal zum Zuge kommen lassen; die wüssten wenigstens schon, welche Fehler man wirklich vermeiden sollte! Das war viel Weisheit für achtzehneinhalb Jahre – aber dann doch nicht genug, um zu wissen, dass man die Stimme der Vernunft nicht ungestraft erheben soll in einem überfüllten Regionalexpress, ohne gefragt worden zu sein.

DIE FAHRT NACH HIMMELSLEITER

Es war am nicht mehr ganz frühen Morgen, die Pendlerwelle war schon durch, und der Fahrkartenautomat verlangte wieder einmal, man solle passend bezahlen. Während ich noch das Kleingeld für das Ticket nach Stuttgart zusammensuche, kriecht mir von links hinten ein dezenter Alkoholgeruch über die Schulter. Er gehört zu einem nicht unsympathisch wirkenden älteren Mann mit einem lustigen Vollbart, er sieht etwas obdachlos aus, und er fragt mich freundlich, wie der Automat denn funktioniere. Wo er denn hinwolle, frage ich zurück, und er antwortet: Nach Himmelsleiter. Es ist nur ein dezenter Alkoholgeruch, also gebe ich folgsam auf der Tastatur ein: H - I - M -, und schon erscheint "Himmelsleiter". Wo ist das denn?, frage ich belustigt und werde belehrt, es sei bei Zuffenhausen. Und er habe nur 2,80 Euro, aber das würde doch sicherlich reichen? Sicherlich nicht, sage ich, drücke auf die Taste und als Fahrpreis

erscheinen 5,80 Euro. Oh, sagt er betreten. Wie weit käme er denn wohl mit 2,80 Euro? Bis Esslingen vielleicht, schätze ich; auch ganz schön, aber natürlich nicht Himmelsleiter. Da könne er ja von hier aus hinlaufen, sagt er empört. Ich kratze weiter mein Kleingeld zusammen, wundersamer Weise sind es gerade drei Euro, die ich ihm in die Hand drücke und sage: Für eine Fahrkarte. Nach Himmelsleiter. Gute Fahrt! Er schaut gerührt, faltet sanft die Hände vor der Brust, verbeugt sich leicht und sagt ganz leise: Danke, Schwester! Ich habe nicht zurückgeschaut, ob er die Fahrkarte gekauft hat, der verspätete Regionalexpress fuhr auch gerade ein. Aber jeder sollte sich eine Fahrkarte nach Himmelsleiter kaufen können. Nach Esslingen kann man immer noch zu Fuß gehen.

ZIVILISATION IST NICHT IMMER NETT

Der ICE war ziemlich voll, obwohl es Mittwoch war. Schulklassen nach Berlin, wagenweise durchnummeriert. In einem Abteil waren noch zwei freie Plätze; vier Frauen saßen dort, mittleren Alters, gut gepflegt, zurückhaltend gekleidet, zwei waren Ärztinnen auf einem Weg zu einer großen Fachtagung in Berlin, eine Lehrerin, noch eine Wissenschaftlerin. Sie lasen, unterhielten sich leise und schoben rücksichtsvoll ihre Sachen zusammen und ihre Beine unter die Sessel, als die ältere Frau, leicht schnaufend unter ihrer Korpulenz, mit ihrer abgeschabten Reisetasche sich hineindrängte: Sie habe den Platz reserviert, den freien dort am Fenster, es klang berlinerisch gefärbt. Sie stand ein wenig zu lange im Weg, während eine der anderen Frauen einen Platz für die alte Reisetasche auf der Gepäckablage freimachte und sie hinauf bugsierte. Als sie dann endlich auf ihrem reservierten Platz saß, sagte sie in die Runde: "Sie wissen ja nicht, was ich erlebt habe, auf der Herfahrt, fragen sie bloß nicht!" Die vier jüngeren Frauen guckten flüchtig hoch, um sich dann umso tiefer in ihre Bücher und Unterlagen zu verkriechen, in der sehr richtigen Befürchtung, auch ohne Frage würden sie wohl eine Antwort bekommen. Tatsächlich, nach einer etwas zu langen Pause, kam die Geschichte: Sie sei ja nicht der Typ, der sich aufregte und

beschwerte, nee, sie ganz gewiss nicht! (in immer energischerem Berlinerisch), aber da sei doch eine Mutter gewesen, mit drei Kindern, die habe das ganze Abteil für sich haben wollen! Und dabei habe sie selbst doch schon Monate, Mo-na-te! vorher reserviert gehabt. Niemand sah hoch. Natürlich hörten alle zu, was sollte man denn tun? Aber sie habe einen Schaffner geholt, der habe die Frau mit den Kindern dann weggeschickt, noch nicht einmal einen richtigen Fahrschein habe die gehabt! Nach einer weiteren viel zu langen Pause murmelte die Lehrerin, die es als erste nicht mehr aushielt: Ja, so etwas kommt vor. Die anderen hielten sich an ihren Büchern und Tagungsprogrammen fest, sehr zivilisiert, und schwiegen hochdeutsch. Sie waren kluge Frauen und wussten, dass jede Antwort mit Sicherheit einen weiteren berlinerischen Redeschwall ausgelöst hätte, und für einige von ihnen war die Fahrt noch lang. Natürlich hatte die Frau Recht, was sollte man schon sagen; und natürlich sind Bahnfahrten mit drei Kindern, ob mit oder ohne Fahrkarte, für keinen ein Vergnügen. Aber auch nicht mit korpulenten Berlinerinnen, die sich ja nicht beschweren wollen. Das Schweigen wurde schwer und lastete auf dem Abteil bis zur nächsten Station, als die ersten erleichtert ausstiegen. Zivilisation ist nicht immer nett.

VON VÄTER, MÜTTERN UND PATZIGEN PATENTANTEN

Der ICE war vor der Einfahrt nach Stuttgart stehengeblieben. Die Menschen stauten sich schon mit ihrem Gepäck in den Gängen, etwas ungeduldig von einem Fuß auf den anderen tretend, und aus dem Familienabteil quollen Kleinkinder, vier Stück, mit zwei Müttern dazu. Und irgendwie war man nun ausgerechnet in dieser War-teposition vor aller Ohren auf die Frage gekommen, warum die zwei Kinder, die zu der einen, jüngeren Mutter gehörten, verschiedene Väter hätten. Denn das hätten sie, gab sie fröhlich zu, das eine sei der Uwe und das andere der Klaus, und die beiden Blondschöpfe nickten von unten dazu. Eines der Kinder aus der anderen Familie

fragt leicht verunsichert, wie das denn möglich sei, man könne doch nicht zwei Papas haben! Oh doch, erläuterte die junge Mutter leicht-herzig, das sei sozusagen das normalste der Welt. Erst habe sie nämlich den Uwe gemocht und mit ihm den einen Blondschoopf bekommen, und dann sei sie mit dem Uwe nicht mehr so gut klargekommen, man habe sich einfach nicht mehr richtig verstanden, und dann sei eben der Klaus gekommen und sie habe mit ihm das zweite Kind gemacht, beide Blondschoöpfe nickten wieder cool dazu. Ach so, sagte das andere Kind, etwas verunsichert, und man konnte sehen, wie es in seinem unschuldigen Kopf arbeitete: Das Ganze war also in etwa so, wie wenn man sich ein falsches Kleid kaufte, und dann trug man es einen Tag, und am nächsten mochte man es halt nicht mehr und kaufte sich ein neues. Oder ein neues Spiel, heute noch das Tollste für immer und morgen der Schrott von gestern. So war das also mit den Vätern auch, heute hießen sie Uwe, und morgen Klaus, und wie es im Einzelnen dabei zugehen mochte, darüber dachte man besser nicht lange nach; man hatte ja auch gerade selbst die BFF gewechselt, es hatte kurz ein wenig weh getan und dann war es vorbei. Wer brauchte schon Väter, wenn man heute einen Uwe und morgen einen Klaus (und übermorgen eine Samenbank) haben konnte? Väter, waren das nicht sowieso diese Männer-Monster (die man neuerdings auch „toxisch“ nannte), die seit Anfang der Dinge meinten über Frauen und Kinder herrschen zu können? Die ewig zu viel arbeiteten, ihre eigene Familie überhaupt nicht kannten und die man eigentlich nur brauchte, wenn die Mama meinte, allein nicht energisch schimpfen zu können: Das sag ich aber deinem Vater, du! Ach, wenn das alles nur so einfach wäre. Ist es aber nicht. Selten hatte mir das Patriarchat so leidgetan.

Im Regionalexpress eine Stunde später saß ein Mädchen in einem orangefarbenen Tüllkleid, sie mochte etwa neun oder zehn Jahre alt sein. Sie war mit zwei anderen Frauen zusammen unterwegs. Neben ihr saß ein gefühlt 17jähriges Mädchen, wohl ihre Schwester, die dritte im Bunde war eine etwas fülligere Frau mittleren Alters, eine Art Patentante, und man war in Stuttgart zusammen shoppen

gewesen. Die Mutter war jedenfalls nicht dabei, das ergab sich aus dem Handy-Gespräch, das die Kleine mit dem Tüllkleid den Tränen nah gerade führte: Sie sei nämlich in Stuttgart mit dem neuen Kleid in einen Brunnen gefallen, berichtete sie, alles sei pietschnass, auch die Schuhe, und sie fühle sich so – die Patin nahm ihr das Handy ruppig aus der Hand. Sie solle nicht so heulen, das interessiere die Mama doch gar nicht, schließlich sei man zusammen in Stuttgart gewesen und habe ein tolles Kleid gekauft, sie persönlich habe es ihr gekauft, es sei ein sehr ordentliches Kleid und nicht billig gewesen, da gebe es doch wohl keinen Grund zum Heulen? Das Tüllkleid schluchzte trotzdem noch ein wenig. Es sah, um ehrlich zu sein, nicht so aus, als wollte es ein Tüllkleid tragen; bei genauerem Hinsehen sah man vielmehr, dass die Patin schon immer von genau diesem Tüllkleid geträumt hatte, schon seit sie ein Kind war, und es hatte sich niemals ergeben, sie war wahrscheinlich schon damals auf der pummeligen und burschikosen Seite gewesen, keine Traumprinzessin. Das Kleid war aber wirklich feucht, die Schuhe auch, es fühlte sich wahrscheinlich einfach Scheiße an, damit jetzt in einem überhitzten Regionalexpress zu sitzen, und nachher würde noch die Mama schimpfen ... Jetzt begann auf einmal auch noch die ältere Schwester zu heulen, entweder es waren Hormone oder das Elend der Welt in überhitzten Regionalzügen oder Neid auf das Tüllkleid, wer weiß das schon! (die Schwester übrigens hätte das Tüllkleid tragen können und wollen, ganz sicher, sie war der Typ Märchenprinzessin mit Wespentaille, wenn auch vielleicht etwas erbsenhaft). Jedenfalls saß sie nun still schluchzend neben dem Tüllkleid. Das Tüllkleid hingegen hatte aufgehört zu schluchzen, und dann sagte es ganz sanft und sehr erwachsen und nicht ein Spürchen patzig zu seiner großen Schwester: Es tut mir ganz arg leid, wenn ich es etwas gesagt habe, dass dich verletzt hat (sie sagte es wirklich hochdeutsch und ausformuliert und völlig dialektfrei und noch nicht einmal wehleidig)! Sag mir doch bitte, was habe ich denn Falsches gesagt? Die ältere Schwester schluchzte in ihr perfektes Dekolleté über dem engen ärmellosen T-Shirt. Vorher hatte man übrigens darüber

diskutiert, dass sie nun bald von zuhause wegziehen würde, und das Tüllkleid hatte erstaunt gefragt, warum die Schwester denn von der Mama weggehen wolle? Daraufhin hatte sie einen vereinten Vortrag von Schwester und Patin darüber erhalten, dass das der natürliche Gang der Dinge sei und dass ganz sicher auch sie selbst, wenn sie denn alt genug sei – wie alt, fragte das Tüllkleid wieder sehr sachlich? – ach, alt genug eben, dann würde auch sie ausziehen wollen, und ganz bestimmt, wenn sie erst einmal einen Mann habe, der wolle doch sicher nicht mit ihr bei ihrer Mama wohnen! Das Tüllkleid versuchte sich das wohl vorzustellen, fragte auch noch mal wegen des Alters und des Mannes nach, aber irgendwie schien es ihr nicht recht einzuleuchten; der Eindruck verdichtete sich, dass sie jetzt wirklich sehr gern zu ihrer Mama zurück nach Hause wollte, Tüllkleid hin oder her, und ein Tag war genau das Maß Trennung von der Mama gewesen, das sie sich vorstellen konnte. Vielleicht war das auch eher der Grund für das leise Weinen gewesen, und das Tüllkleid und die Brunnenkatastrophe waren nur ein Auslöser? Und konnte es denn wirklich sein, dass die Schwester und die Tante gar nichts davon verstanden hatten, sondern immer nur von tollen Kleidern und dem nächsten Shopping und Ausziehen und Selbständig-Sein und einen Mann finden redeten, Dinge, die so weit an ihr vorbeigingen wie der Mond und orangefarbene Tüllkleider? Sie wollte zu ihrer Mama und ein trockenes Kleid, das hätte sie sehr schön gefunden, sie hatte auch ein wenig Hunger. Aber nun weinte die ältere Schwester immer noch, sie hatte kein Wort auf die doch sehr höfliche und mitfühlende Frage gesagt, sondern nur still weiter geweint. Da griff das Tüllkleid zur letzten Waffe: Soll ich mal einen Witz erzählen, fragte sie? Und als sie, wie zu erwarten, keine Antwort bekam, begann sie Witze zu erzählen. Sie konnte das nicht besonders gut, es waren auch keine besonders guten Witze, die Pointen waren entweder schwerverständlich oder unterwegs verlorengegangen, und niemand lachte. Was nur dazu führte, dass sie immer mehr, immer schneller Witze erzählte, sie kullerten geradezu aus ihr heraus. Man musste doch auf die Großen aufpassen, mit ihren

komischen Ideen und ihren komischen Problemen, dachte sie wahrscheinlich, sie sah ein wenig klüger aus als die Erbenprinzessin und die Möchtegern-Prinzessinnen-Tante. Man musste sie halt ein Kleid für einen kaufen lassen, auch wenn man es wirklich nicht mochte und es kratzte, vor allem, wenn es nass war. Und dann wollte man eigentlich nur noch Heim und seine Ruhe, aber dann musste man sie auch noch trösten für irgendetwas, das offensichtlich ganz grundlegend falsch gelaufen war. Wahrscheinlich war man halt schuld, was sollte man schon machen, einer musste ja schuld sein, einer musste die Verantwortung übernehmen über einen so gut gemeinten und am Ende völlig verkorksten Tag (dabei waren sie doch gar nicht in den Brunnen gefallen, sie, das Kind, war in den Brunnen gefallen!). Also wer, wenn nicht sie? War sie nicht immer schuld, wenn die Großen mal wieder ein Problem hatten? Und schnell erzählte sie noch einen Witz.

ODE AN DIE ROLLTREPPE

Seit ungefähr einem Jahr ist die Rolltreppe an Gleis 2 im Freiburger Hauptbahnhof kaputt. Das klingt nun wie ein völlig belangloses Detail, oder die Einleitung zu einer Jammertirade über den beklagenswerten Infrastruktur-Zustand der reichen Republik. Aber ich finde es wirklich, wirklich blöd, dass die Rolltreppe an Gleis 2 kaputt ist. Neulich habe ich an einer der sich virusartig in Bahnhöfen ausbreitenden Infoscreens mit Pseudo-Informationen gelesen, dass es – nun, ich glaube es waren um die 35.000 Rolltreppen in der Republik gibt, und ich habe spontan gedacht: Wie uninteressant, von mildem Interesse wäre es allenfalls, wie viele von ihnen kaputt sind, und von unvergleichlich größerem, warum die in Freiburg an Gleis 2 nicht endlich repariert wird!

Nun mag die kaputte Rolltreppe an Gleis 2 im Freiburger Hauptbahnhof (der im Übrigen lieblich auf den Schwarzwald schauen lässt und schon ein wenig in die Schweiz hinein und nach Frankreich hinüber winkt) tatsächlich ein Symptom für ein tieferliegendes

technisches oder monetäres Problem sein, das will ich gar nicht verleugnen. Meine persönliche Trauer hängt aber damit zusammen, dass ich so schrecklich gern Rolltreppe fahre. Schon als Kind bin ich schrecklich gern Rolltreppe gefahren, ich habe mich zwar davor gefürchtet (ja, ich war eine Memme. Ja, ich bin immer noch eine Memme, aber zum Glück nur in wirklich unwichtigen Dingen!), man musste ja die richtige Stufe erwischen beim Draufsteigen und dann, viel schwieriger noch, rechtzeitig einen großen Schritt machen, um heil wieder auf festen, sicheren Boden zu kommen – und einmal habe ich, in meiner großen, großen Ängstlichkeit, mich an dem Mantel meiner Mama festgeklammert auf der Treppe, und als ich oben heil gelandet war, stellte es sich heraus, dass es gar nicht meine Mama war, aber das ist eine völlig andere und unkorrelierte Geschichte – jedenfalls: Rolltreppe fahren ist einfach wunderbar! Aufzüge, ach, Aufzüge sind total blöd, enge, abgeschlossene Kästen, keine Luft bekommt man, sie ruckeln beim Anfahren, nichts sieht man, außer es sind Glaskabinen, dann sieht man zu viel und bekommt Angst – nein, Aufzüge mögen eine praktische Notwendigkeit haben, aber keinen Lustgewinn. Rolltreppen hingegen – das sanfte Dahingetragenwerden, leise und langsam gleitet die Welt vorbei, wie auf Kufen (vor allem bei waagerechten Rolltreppen in Flughäfen, die wahre fliegende Teppiche sind), und man fühlt sich so getragen, so verwöhnt, so milde befördert, es ist eine wahre Lust. Und dann ist sie schon wieder vorbei. Genau so muss das sein.

Und so konnte man früher in Freiburg aus einem ICE fallen, der mäßig bequeme Sitzplätze hat und manchmal sogar eine halbwegs erträgliche Raumtemperatur, aber man ist so froh, endlich wieder aus einem dieser Käfige zu sein, die unser modernes Leben bestimmen, und frische Luft zu atmen, und es war so ein erhebendes Gefühl, sich dann nicht mühsam mit Gepäck beladen eine Treppe hinaufquälen zu müssen, sondern – ein kleiner Schritt, und die Rolltreppe nahm einen auf und surrte sanft, und oben blickte man auf den leicht im Nebel versinkenden Schwarzwald hinter der Stadt. Seit einem Jahr aber nicht mehr, mühsam muss man Stufe um Stufe

ersteigen, während die Rolltreppe neben einem geradezu jungfräulich unbewegt daliegt, als sei sie nur ein Versprechen, das niemals eingelöst werden wird. Vielleicht ist das doch eine Metapher für unsere Zeit. Wenn ich das nächste Mal Rolltreppe fahre, werde ich darüber nachdenken. Im Aufzug reicht es höchstens für einen kargen Aphorismus (Das Leben ist wie ein Aufzug. Zuviel Zwischenhalte und immer wieder bleibt man stecken).

PAUSENLOS

Erst dachte ich mir nichts dabei. Vor mir in der etwas länglichen Schlange bei *Coffee Friends* stand ein Mann, ziemlich robuster Typ, groß und breitschultrig, nicht direkt die geschniegelte Business-Variante, eher ehemaliger Boxer und nun Promoter, und er sprach in sein Handy (also, nicht in sein Handy, sondern ins Nichts vor seinem Mund, was ich immer noch, nach all den Jahren, verwirrend finde, dass man einfach vor sich hinblabbernd über die Straße läuft, vorzugsweise aber durch Bahnhöfe, und Selbstgespräche führt). Nach einer Minute fiel mir auf, dass er relativ laut und sehr schnell sprach, auch ohne jedes Zögern oder „Äh“ und „Mmh“; es war, als würde er einen inneren Monolog ablesen, der vorformuliert in seiner Kehle lag und sich nun in einer nicht enden wollenden Schlange aus seinem Mund hinaus abwickelte. Nach zwei Minuten fiel mir auf, dass der Monolog keinerlei Pausen hatte; er sprach und sprach, immer im gleichen, äußerst selbstgewissen, geradezu geglätteten Tonfall, der überhaupt keinen Raum ließ für eine Pause oder einen winzigen Einspruch; die Worte plätscherten ganz dicht hinaus, eines am anderen, und manchmal ließ eines aufhorchen, KI kam vor – bitte? dieser Typ sprach über KI? -, dann seltsame Zahlen, die jemand investieren sollten, es waren, ich schwankte ein wenig angesichts der Größenordnung gegen das Kuchenbufett, in dem sehr still und verlockend kleine wohlgeformte Törtchen saßen und warteten, neben wohlgerundeten Cookies und fettig-gekrümmten Croissants, aber alle ganz still und in sich gekehrt – also es waren Milliarden. Keine Ahnung, um was es ging. Die Kaffeeschlange bewegte sich nur

langsam, und der Wortausbruch nahm kein Ende. Ich hatte genug Zeit zum Nachdenken. Erst dachte ich, bössartige Krypto-Feministin, die ich bin: Das machen echt nur Männer. Empathiegeschädigt, konstitutionell; die einfache Überlegung, dass die ganze Welt im Pseudo-Geplapper versinken würde, wenn jeder seine Umgebung derart ungefiltert und lautstark verpestete, geht einfach völlig über ihren Horizont, der genau so weit reicht wie ein gewisser Körperteil – aber an dieser Stelle rief ich mich, mildherzige Überzeugungs-Aufklärerin, die ich auch bin, zur Ordnung: Bleiben wir mal sachlich. Entweder also, dachte ich, sagt er etwas Wichtiges, immerhin benutzt er große Wörter und Zahlen, und sie fallen gar nicht auf im Strom; aber dann, so dachte ich, wie sollte denn der arme Gesprächspartner damit umgehen, wenn lauter wichtige Dinge so ungebremst und ungefiltert auf ihn einströmten, kein einziges „Äh“ oder „Mmh“, nicht einmal ein: „Verstehst du?“ Oder gar: „Meinst du nicht auch?“. Nein, es war gar nicht vorstellbar, dass am anderen Ende der viel zu geduldigen Leitung ein armer Mensch saß (eine Frau gar?) und diese Informationsmasse verarbeiten konnte. Oder, dachte ich weiter, er plappert einfach nur Blödsinn, nicht gedacht, ungefiltert, einen endlosen Platitüdenstrom, der sich nur um sich selbst drehte und gelegentlich kleine *eddies* bildet, vielleicht aber auch am Ende einen riesigen Mahlstrom, in dem der Redende selbst samt all dem abgesonderten Bullshit – aber jetzt war er immerhin an der Reihe zu bestellen, und ich war schon ganz gespannt. Er holte er einen Moment Luft – und ich dachte, jetzt bestellt er bestimmt irgendetwas ganz Tolles, nicht einen kleinen Cappuccino wie all wir Normal-Kaffeetrinker hier, vielleicht mit einem Croissant dazu, wenn es hoch kam, und natürlich hatte ich recht, klischeehöörig und vorurteilsbeladen wie ich bin: Es wurde ein Karamell-Latte mit irgendetwas, ein kleines Kunstwerk, das die arme Barista beinahe zwei Minuten kostete, aber während er nun wieder ungebremst sich in seinen Redestrom stürzte, malte sie beinahe besinnlich Schoko-Kringel auf das süße Kunstwerk, das war schön anzusehen, geradezu besinnlich. Dann wanderte der Redestrom auf seinen zwei robusten

Beinen samt Karamell-Latte zu seinen Koffern am anderen Ende des Coffee-Shops, und nun hörte man es ein wenig aus der Ferne weiter strömen, aber in völlig ungebremstem Tempo und mit der gleichen Intonationsintensität. Als er endlich sein Zeug zusammenpackte und ging (das Tablett aber natürlich auf dem Tisch stehen ließ), immer noch sprechend, hatte ich eine Vision: Urplötzlich würde ein gerechter und strafender Gottes (es täte auch einer der unteren in der Götterhierarchie, eigentlich wäre mir das sogar lieber gewesen) einen Blitzschlag auf ihn abfeuern; und er würde, endlich, verstummen und dann, ganz langsam, zerbröseln. Aus seinem plötzlich stillstehenden Mund würde nur noch Staub herauskommen, und dann würde der Staub sein Gesicht überziehen und von da aus dann nach unten wandern, und am Ende würde ein einsames Häuflein Asche auf dem recht sauberen Bahnhofsboden in Karlsruhe liegen, ein dunkelhäutiger Arbeiter würde in seiner orangen Leuchtweste auftauchen und die Asche sehr langsam auffegen, und er würde ein Liedchen dabei pfeifen, vielleicht: „Wenn ich einmal reich wär“? Aber die Welt ist nicht gerecht, und wenn sie es jemals war, hat irgendjemand so lange dahergeplappert, bis es alle vergessen hatten und eigentlich nur noch einen kleinen Cappuccino wollten und himmlische Ruhe (bis auf ein gelegentlich knisterndes Croissant).

TALKING TO A STRANGER

Es ist eine dieser Situationen, die man in unregelmäßigen Abständen erlebt und die schon kurz danach die seltsam diaphane Struktur eines Traumes bekommen: Man hat, ganz zufällig, irgendwo einen fremden Menschen getroffen. Man ist ein Gespräch geraten, kaum weiß man wie, und plötzlich schüttet einem dieser fremde Mensch sein Herz aus. Das ist gar nicht so sentimental gemeint, wie es sich anhört; die Geschichte selbst wird oft, obwohl sie von Tränen und Schluchzen begleitet sein kann, beinahe sachlich wiedergegeben. Es ist, als ob das fremde Gegenüber den Erzählenden auf einmal gerecht werden lässt, weil er ja nicht Position beziehen muss, Stellung nehmen, Partei ergreifen, sich verteidigen, wie vor einem vertrauten

Menschen: Einer ist dem Fremden wie die andere, wer wen verlassen oder verraten hat, und vor allem: wer schuld war, kann ihm egal sein – und endlich, endlich, kann man die Geschichte einmal so erzählen, wie sie vielleicht gewesen ist vor der inneren Zensur und der Notwendigkeit zur Selbstverteidigung; so roh, wie man sie erlebt hat und nicht verstanden hat, vielleicht niemals verstehen wird. Und es ist auch gar nicht nötig, dass das fremde Gegenüber irgendetwas sagt, um Gottes willen, es reicht wirklich ein gelegentliches Nicken oder ein behutsames „ach, das ist aber wirklich schlimm!“ Der Redestrom ist sowieso nicht aufzuhalten, wichtig ist nur, dass man ihn nicht unterbricht, eindämmt, lenken, trösten will, raten will. Man lässt ihn einfach laufen bis zu seinem bitteren Ende, wenn keine Tränen mehr kommen und der Erzählende verschnieft das angebotene Taschentuch nehmen kann, sich räuspern und sagen: „Danke, entschuldigen Sie, ach, wir sind ja schon da, ich steige dann jetzt aus!“ Und man verabschiedet sich kaum, man wird sich nie wiedersehen, aber es ist ein seltsames Band entstanden; es war ganz egal, wer man war, man war ein Mit-Mensch und hatte die Geduld zuzuhören und die Dezenz nicht mitzufühlen und den Takt nicht nachzufragen. Vielleicht war es einfach das, was ein guter Beichtvater früher tat, tun sollte jedenfalls, oder was die moderne Psychotherapie von den Beichtvätern übernommen hat – aber dann doch nicht ganz, denn das Gespräch endet weder mit Bußübungen noch mit Lebenshilferatschlägen. Es endet so abrupt, wie es begonnen hat, zwei Fremde gehen auseinander, einer hat sein Herz ausgeschüttet, und der andere hat es aufgefangen, ein williges Behältnis, mehr nicht. Und später, wenn man die Geschichte längst vergessen hat – man vergisst sie eigentlich sofort wieder, sie ist immer die gleiche und doch immer anders –, erinnert man sich nur noch an das eigentümlich surreale Gefühl eines geliehenen Vertrauens zwischen völlig Fremden; vielleicht noch an den Ort, an einen Geruch, an das Taschentuch, das verschämt den Besitzer wechselte. Wirklich reden, die Wahrheit sagen, kann man nur mit Fremden.

WIR SEHEN UNS BEIM FUSSBALL!

Ganz anders und doch ein wenig ähnlich war es heute Morgen im ICE. Im Speisewagen rotierte ein sehr zuvorkommender Kellner, der sich immer mit „bis gleich“ verabschiedete und tatsächlich auch gleich wieder mit dem bestellten Cappuccino dastand und dann gleich wieder mit dem dazu geordneten Croissant, er hatte es sogar in Rekordzeit warm gemacht. Am Nebentisch saßen schräg einander gegenüber zwei junge Männer, Anfang 30, smarte Typen, jeder so schlank wie das Notebook auf dem Tisch vor ihm, und sie gerieten irgendwie in ein Gespräch. Es begann ganz unverbindlich damit, dass der eine fragte, wohin der andere dann fahre, und man fand heraus, dass beide in Frankfurt wohnten, aber hier und dort und in Zürich und in Freiburg arbeiteten. Denn eigentlich waren sie beide völlig weltläufig und kamen sehr schnell auf das Thema, wie man am besten sein Geld für sich arbeiten ließe, am Aktienmarkt sowieso, aber nicht in altertümlichen Fonds, sondern in den neuesten Finanzprodukten, die Namen habe ich vergessen, ich war noch ein wenig verblüfft, wie schnell man von einer Standardfrage über das Reiseziel zu Feinheiten der modernen Finanzwelten und ihren ausgetüftelteren Spekulationsobjekten kommen konnte; oh ja, über Geld spricht man offensichtlich in bestimmten Kreisen! Das Gespräch profitierte im Folgenden sehr davon, dass man sich überhaupt in den meisten Dingen einig war, sogar was Frauen anging oder Autos. Man duzte sich inzwischen, der Schwarzwald zog draußen vorbei, reine Spätherbst-Idylle, gelegentlich pickten Störche auf den Feldern. Der eine kam sogar aus dem Schwarzwald, aber natürlich konnte man dorthin nicht zurück, wenn man einmal in Frankfurt lebte und die Welt kannte. Und man geriet, der Cappuccino war kaum angetrunken und die Finanzmärkte durchbewertet, schon auf noch tiefere Lebensfragen: wie man sich sein Leben so einrichte, dass man flexibel bleibe, schließlich könne man ja heute nicht sagen, worauf man in fünf Jahren so Lust habe - was ja alles völlig richtig war, nur etwas atemberaubend beim Zuhören. Der Kellner schwebte vorbei, nahm den krümeligen Croissant-Teller mit, erkundigte sich

besorgt, ob man noch etwas brauchte, und sagte nett „bis gleich“. Gleich war aber schon fast in Freiburg, und während ich noch verstoßen überlegte, wie dieses Traumpaar es nun anstellen würden in Kontakt zu bleiben, hörte ich den einen sagen, während er seinen schlanken Koffer hervorholte: Wir bleiben dann in Kontakt über *Whatsapp*, und, Fußballgucken, gell? Offensichtlich hatte man noch ein gemeinsames Interesse entdeckt, und zum gemeinsamen Fußballgucken ist niemand zu *hip*, noch nicht mal junge Börsianer-cum akademischer-Seitenlaufbahn. Ich hätte gern „bis gleich“ zu dem Kellner gesagt, aber er war schon wieder unterwegs, abräumen. Wahrscheinlich hatte er auch kein Aktien-Portfolio und lebte nicht in Frankfurt-City in einem Loft, sondern – anderswo, es gibt ja viele Orte, an denen man nicht leben möchte, aber aus irgendeinem Grund muss, und ich möchte jetzt nicht Wanne-Eickel sagen. Aber bestimmt schaut er auch Fußball.

MÜNCHEN, MONACO UND WIESBADEN

Der Himmel über München war so blau-weiß wie sonst nur auf CSU-Wahlplakaten. Auf dem Viktualienmarkt aber dominierten an diesem Samstag in der Vorosterzeit zwei Farben in den Biergärten: schwarz-gelb und rot-weiß; es stand ein sog. „Spitzenspiel“ an, der lokale Endlos-Meister gegen die aufstrebenden Borussen (es endete tragisch, für die Borussen nämlich, sie verloren 0:5, und wer das jetzt für einen Spoiler hält, muss den Rest sowieso nicht lesen). Wir hatten etwas mühsam noch einen Sitzplatz bei der *Suppenküche* gefunden; als wir mühsam unsere Karotten-Kokos-Suppe samt Holunderschorle dorthin balanciert hatten, grüßten wir freundlich (was in München gar nicht so selbstverständlich ist, wie man meinen sollte) die beiden schon am Tisch sitzenden Gäste. Beide trugen schwarz-gelb, der Sohn einen Schal und einen Kopfputz, der Vater ein Trikot. Während wir versuchten, hinter die Geheimnisse des neu eingeführten Suppe-Punkte-Systems samt Stempelkarte zu kommen, machte ich einen matten Scherz darüber, dass das ja beinahe schwieriger sei als das Punktesystem in der Bundesliga, haha, es war mir

selbst hinterher peinlich. Der Papa aber stieg großzügig ein, mit gar nicht arg borussischem Akzent sagte er, so schwer sei das doch nun auch nicht, was ich denn für Probleme hätte, und es entwickelte sich tatsächlich eine Art Gespräch. Es stellte sich dabei unter anderem heraus, dass die Fußballtouristen gar nicht aus Dortmund angereist waren, sondern aus Wiesbaden, wo sie schon des längeren lebten; eine schöne Stadt, legte uns der Ex-Borusse ans Herz, genauso wie Mainz, besonders zu den Weinfesten – was schon fast wagemutig zu nennen war angesichts der Biersiedel-Dichte und Hopfen-Geruchskonzentration des weiteren Umfelds; und ob wir überhaupt wüssten, dass Monaco Wiesbaden seinen Reichtum verdanke? Nein, wüssten wir nicht, sagten wir einigermaßen perplex und löffelten inzwischen durchaus interessiert weiter Karotten-Kokos-Suppe. Es sei nämlich so, holte unser Gesprächspartner aus – er trug übrigens eine Sonnenbrille und einen Stoppelhaarschnitt zum Trikot –, dass im 19. Jahrhundert das Glücksspiel in Wiesbaden, wo es eine florierende Spielbank gab, staatlich verboten worden sei; da sei der damalige Eigentümer eben nach Monaco gezogen und habe dort ein Casino gegründet, und so habe der heutige Zwergstation wesentliche Teile seines Weltrufs und seines heutigen Reichtums – einem ehemaligen Wiesbadener zu verdanken! Wir waren ein wenig sprachlos, ich arbeitete kurz an einem weiteren matten Scherz daran, ob man nicht auch noch den deutschen Spitzenfußball nach Monaco exportieren könnte, nur falls weitere leitende Mitglieder des Bayern München noch mehr Probleme mit dem Recht bekämen – aber ich ließ es dann sein und zeigte mich dankbar belehrt. Derweil stand unser sonnenbebrillter Gesprächspartner auf und kündigte an, sich nebenan noch einen Kaffee holen zu wollen, Sohni blieb brav bei uns sitzen. Ich fragte, wann denn das Spiel so losginge und was man noch vorhabe; er sagte, stocktrocken und weitgehend hochdeutsch, naja, erst einmal offensichtlich Kaffeetrinken, und dann werde man ein wenig randalieren und um 18.30 sei dann schon Anpfiff. Äh, fein, sagten wir und kratzten schmunzelnd die letzten Reste unserer Suppe auf, dann kam Papa zurück, die Schlange war ihm zu lang

gewesen. Die beiden ließen sich ersatzeshalber eine Eisdiele ans Herz legen, verabschiedeten sich unmünchenerisch freundlich, und der stoppelhaarige Ex-Borusse sagte, nun seinerseits schmunzelnd: Und so hätten wir wohl gesehen, dass man sogar von Fußballfans etwas lernen könne! Wir werden wohl demnächst nach Wiesbaden fahren, es scheint eine interessante Stadt zu sein, vor allem bei Weinfeesten.

DAS GROSSARTIGSTE FOTO DER WELT

Abends dann saß ich beim Inder. Das Restaurant heißt „Mahatma Gandhi“, es ist angenehm ruhig meistens und es hängen viele Gandhi-Fotos an den Wänden, neben den unvermeidlichen, aber im Großen und Ganzen ja auch recht friedlichen Ganeshas (es gibt aber nicht nur vegetarisches Essen, so weit geht die Identifikation dann doch nicht). Etwas nach mir kam ein Mann, Typ Geschäftsreisender, er sprach nur Englisch und begann gleich eine Unterhaltung mit dem Kellner: wie sehr er Indien liebe und bewundere, und das indische Essen vor allem, und er habe einmal einen Zimmergenossen im College gehabt, der sei aus Südindien gewesen, wie hieße die Provinz noch mal? Egal, er selbst sei leider noch nie in Indien gewesen, aber er wolle unbedingt dorthin, und es klang tatsächlich echte Sehnsucht aus seiner Stimme. Das Hähnchen Vindaloo, das ihm bald serviert wurde, lobte er überschwänglich und im Ton des echten Kenners. Am meisten aber begeisterte ihn das Gandhi-Foto, das neben seinem Tisch hing: Es sei *really wonderful, really great, one of the greatest photos ever!* Er wiederholte das mehrfach, weil der Kellner eher schwach reagierte; vielleicht war er ja kein ganz so großer Anhänger des großen Meisters, der immerhin einiges von seinen Anhängern und Nachfolgern erwartet hatte, wozu nicht jeder fähig war. Und natürlich hätte man nun ein Gespräch anfangen müssen, nachdem so verzweifelt ein großer Haken ausgeworfen worden war; aber man ist nicht immer in der Stimmung, ein Mitmensch zu sein, und der Kellner musste ja noch seine anderen Gäste versorgen.

Aber meine ebenso unsterbliche wie gelegentlich frivole Neugier konnte ich dann doch nicht besiegen, und so warf ich beim Zusammenpacken einen verstohlenen Blick auf das so bepreisene Gandhi-Foto am Nachbartisch. Nun gibt es vom großen Meister ja eine ganze Reihe berühmter, ikonisch gewordener Fotos, aber das war definitiv keines davon. Denn es zeigte den jungen Gandhi, ganz in Weiß gewandet, nur die nackten Füße, die später durch ganz Indien wandern sollten, schauten unten unschuldig hervor, und auf dem Jungengesicht mit dem etwas stutzerhaften Schnurbart saß ein weißer Turban, der entfernte Ähnlichkeit mit einer etwas deformierten Teehaube hatte. Neben ihm jedoch stand, ihm gerade bis zur Schulter reichend, seine junge Ehefrau. Auch sie war ganz in Weiß gewandet, aber auf dem Weiß durften ein paar kleine Blumen tanzen; sie hielt die Hände sittsam vor dem Körper verschränkt, die Augen waren ernst und etwas wissender als der junge Mann neben ihr. Das Ganze wirkte wie eine Inszenierung aus *Tausendundeiner Nacht*: Im Hintergrund zeichnete sich noch undeutlich ein geschmückter Vorhang ab, und vor ihm standen diese beiden jungen, lilienhaften Gestalten, weiße Silhouetten mehr als Menschen, gerade, beherrscht, dem Fotografen ohne jede Spur eines Lächelns ins Auge blickend. Vielleicht, wenn man genauer hinsah, konnte man eine gewisse Entschlossenheit auch bei dem jungen Mann sehen, ein gelindes Bohren des Blickes; doch dann war es doch nur wieder ein junges Ehepaar, unsicher, einer ungewissen Zukunft gegenüber und einem fremdartigen technischen Gerät. Hätte man ihnen in diesem Moment ihre Zukunft geweissagt – es hätte nichts geändert an ihrem Blick, an dem ernsten Selbstbewusstsein und dem Blütenweiß der drapierten Kleider. Noch das Hochzeitsfoto meiner Schwiegereltern ist so, ich hätte es gern danebengehängt: zwei ernste junge unverkennbar norddeutsche Menschen, gepackt in Kleider, die ihnen ein wenig zu groß und ein wenig zu fremd sind; und ein klarer Blick, direkt in die Kamera, ohne auch nur die geringste Spur eines Lächelns. War es das gewesen, was den amerikanischen Geschäftsreisenden so fasziniert hatte? Unamerikanischer konnte ein Foto nicht

sein; vor ihm zerbröselte die gesamte Selfie-Manie samt der bizarren Kunst des *posing* dahin, und man hätte das eine oder andere durchaus existentielle Gespräch daran anknüpfen können. Aber vielleicht suchte er auch nur nach einem Zuhörer in einer schweren Stunde, wer weiß das schon, und das Foto war ein Vorwand. Gandhi hätte sicher Verständnis gehabt. Er wollte nie eine Ikone werden, vielleicht hätte er gern einmal Indien besucht, als Tourist, und mit einem Fremden gesprochen, ohne dass einem gleich ein Mikrofon hingehalten wird.

NATÜRLICH IST HEUTE GAR NICHTS MEHR

Der alte Mann steigt am Nachmittag in Gotha ein. Sein schütteres graues Haar ist zu lang und er wirkt unsicher beim Gehen durch den Speisewagen. Als er sich an einen Fensterplatz setzt, scheint es, als habe er sich verirrt oder könne nicht mehr weiter. Die kleine Kellnerin, die heute allein den ICE bewirtschaften muss, kommt erst spät. Ob es die Sauerkrautsuppe noch gebe, will er wissen; sie sagt in ihrem freundlichen ostdeutschen Tonfall: ja, natürlich. Natürlich, so antwortet er darauf, spontan, aber ohne jede Eile, sei heute gar nichts mehr. Draußen zieht die thüringische Hochebene vorbei, im Spätherbst noch ein wenig trister als sonst. Einzelne Windräder überragen die Dörfer, höher als die alten Dorfkirchen. Einen Tisch weiter diktiert ein anderer, nicht ganz so alter Herr seiner Sekretärin übers Handy ein Anschreiben: "der guten Ordnung halber teilen wir mit, dass die Türen, wie vereinbart, am nächsten Freitag ausgetauscht werden, mit freundlichen Grüßen undsoweiter, Sie wissen schon". Der Zug ist zehn Minuten zu spät, wie immer. Die Sonne geht unter. Natürlich ist heute gar nichts mehr.

BEDEUTUNGSSCHWERE

Man hört es schon am Tonfall. Er ist immer gleichzeitig ein wenig weichgespült und bedeutungsschwer-tremulierend, er spiegelt sich selbst die ganze Zeit beim Reden in einem unsichtbaren Spiegel, der

ihm zuflüstert: Oh, wie schön ich reden kann, am liebsten hörte ich mir selbst den ganzen Tag zu, wie ich bedeutendsschwere und tief-sinnige und immer ganz richtige und total super einfühlsame Sachen sage! Es ist eine Form von *Feelgood-Bullshit*, die man sogar relativ genau beschreiben kann. Jedes einzelne Wort hat einen Index in diesen Gesprächen, der mitgesprochen werden muss: Es ist entweder sentimental-affirmativ oder hypermoralisch-kritisch aufgeladen, und es gibt wenig dazwischen. Jeder einzelne Mensch, der erwähnt wird, wird sorgfältig ins Freund-Feind-Schema eingepasst: *ein guter Typ, sie ist echt in Ordnung, ich finde sie/ihn/es ja so spannend! Aber total unmöglich, der Typ. Ich meine, ich habe ja Verständnis, sowieso, für alles, ich urteile ja nicht, aber der/die/das – nee. Geht gar nicht.* Die erzählten Geschichten tendieren immer zur Tragik: Ein guter Mensch ist an bösen Menschen, der bösen Gesellschaft, einem ultrabösen Schicksal gescheitert, das besonders die guten und unschuldigen Menschen verfolgt und heimsucht. Es geht viel um Krankheiten, Psychokrisen, Verirrungen in der Liebe; manchmal sogar um Geld. Häufig zehren die Geschichten vom fortgesetzten Hörensagen: *Also, ein Freund von mir, du weißt schon, der kennt diese Frau, die jetzt Coaching macht, ja, auch Yoga, so eine Art Coaching-Guru, und die war mit einem zusammen, von dem hat sie sich aber schon lange getrennt, hab ich gehört jedenfalls, aber erzähl es nicht weiter* – Was hingegen nie vorkommt im *Feelgood-Bullshit* (das teilt es mit dem neuen deutschen Pop seit Nena): Humor; Humor, wenn nicht gar Ironie (allerdings läuft Häme mit unter), erforderte irgendeine Art von Distanz zu sich selbst und ist deshalb völlig ausgeschlossen, wenn man wie fixiert auf den eigenen Bauchnabel starrt, um den sich die ganze Welt dreht. Die Welt ist offensichtlich bevölkert mit dicht vernetzten therapiebedürftigen Mitleidsgestalten und Vollzeit dienstbereiten Therapeuten, und immer sitzen sie im Zug hinter einem. Und leider, leider kann man nicht einfach nicht zuhören. Denn selbst ein wohltrainiertes Gehirn reagiert instinktiv auf den Betroffenheits-tonfall, mit dem ja auch ein ernstes Problem signalisiert werden könnte;

man kann den Instinkt nicht einfach abschalten, ohne ein wenig mehr zum Unmenschen zu werden.

DAS GULASCH IST WIRKLICH VORZÜGLICH DIESMAL

Ganz anders war es auf der Hinfahrt gewesen. Im Speisesaal am Nebentisch saß dieser Junge, vielleicht war er zwölf oder dreizehn Jahre alt, und er unterhielt sich mit einer Frau mittleren Alters, zu der er offensichtlich nicht gehörte. Er betrieb vielmehr Konversation, das konnte man deutlich sehen, und er machte das geradezu souverän. Er erzählte, dass er zu seinem Vater fahre, nach Wien, und er erwarte sich viel von diesem Besuch; er stelle es sich schön vor dort in Wien. Dann tauchte seine Mutter auf, sie hatte wohl telefoniert, und sie bekamen ein Essen serviert. Der Junge lobt es, sehr wohlwollend: Besonders das Fleisch sei außerordentlich wohlgeraten, besonders das Fleisch; es sei auf jeden Fall viel besser als früher, da habe man ja überhaupt nicht im Speisewagen essen können (man fragte sich unwillkürlich, wann genau "früher" gewesen sein sollte, direkt nach der Einschulung?), ja er würde geradezu sagen, es sei vorzüglich. Er sagte das alles gar nicht altklug oder prahlerisch, das war das Besondere daran; zwar sprach er offensichtlich gern und war die Konversation mit Erwachsenen gewöhnt, aber es hatte etwas Verzweifeltes, was man anfangs eher spürte als verstand. Ich weiß auch nicht mehr genau, wie es geschah, aber man kann darauf zu sprechen am Nachbartisch, dass vor einiger Zeit ein Freund von ihm – nein, ein Bekannter, korrigierte er sich nach einer kurzen Pause – gestorben sei. Die andere Dame schwieg einen Moment pietätvoll, wagte dann aber doch zu fragen, was denn passiert sei? (und man hörte mit: er muss doch jung gewesen sein, ein Kind wie du, wie konnte das passieren?) Er kaute einen Moment länger an seinem Gulaschstück herum, und dann sagte er, sehr sachlich: Man denkt wohl, dass es ein Suizid war. Alle, die zufällig zuhörten, also ich auf jeden Fall, verschluckten sich an ihrem Kaffee. Die Mutter kam zur Hilfe, nachdem das Thema nun einmal auf dem Tisch war, gleich neben dem vorzüglichen Gulasch, und berichtete von der Krebserkrankung des

Freundes, nein: Bekannten, und seinem längeren Leiden und der Hoffnung auf Besserung und der kurzen Erholung und der Vergeblichkeit. Der Junge kaute weiter an seinem Gulasch und machte kleine sachliche Bemerkungen, dann kam man zum Glück wieder auf Wien zurück und auf die Frage, was man dort machen wollte. Er lobte das Gulasch, als der Kellner den Teller abräumte und beklagte, es seien vielleicht zu wenig Nudeln gewesen. Und aus irgendeinem Grund nahm ihn niemand in den Arm, und man dachte, Welch hoher Preis für so viel Sachlichkeit und Vernunft, und hoffentlich findest du in Wien alles, was du dir versprichst. Aber es besteht eine gewisse Gefahr, dass du weiterhin mit Erwachsenen Konversation machen musst, aus schierer Verzweiflung, weil sonst überhaupt niemand hinhört oder gar versteht, und es ist wenigstens ein kleiner Trost, dass du das so gut kannst.

MANCHE LEUTE MÖGEN HALT KEINE KINDER

Der kleine Junge im Regionalexpress will nicht stillsitzen. Er turnt auf seinem Sitz herum, guckt über die Rückenlehne und schmettert den dort Sitzenden ein lautes "Hallo" ins Gesicht. Keine Reaktion. Die Mutter sagt, nicht gerade leise: "Manche Leute mögen halt keine Kinder". Zwei Minuten später - der Junge will immer noch nicht stillsitzen und turnt auf ihr herum - schnauzt sie ihn an: "Sei endlich still und lass mich in Ruhe!" Er wird still und holt seinen Gameboy heraus. Manche Leute mögen halt keine Kinder. Vor allem die eigenen.

LETZTENS SAH ICH EINEN FISCHREIHER

Das Kind, es war ein Junge von ungefähr sieben oder acht Jahren, sagte "Wie bitte?" Kurz zuvor hatte es schon einen Satz gesagt, der mich aufhorchen ließ, nämlich: "Letztens habe ich einen Fischreiher gesehen". Seine Mutter ermahnte ihn, nicht so laut zu sprechen, es war aber gar nicht besonders laut gewesen, sondern eben der etwas aufgeregte Tonfall eines sieben- oder achtjährigen Jungen, der

immerhin weiß, was ein Fischreihler ist und wie er aussieht und dass es ihn tatsächlich gibt. Sonst sagte die Mutter nichts zu dem Fischreihler. Sie sagte auch nichts, als der Junge später, weil er durchaus interessiert zum Zugfenster hinausschaute, sechs Störche sah, einen ganzen Schwarm, oder waren es sogar sieben gewesen? Nicht so laut, mahnte sie wieder. Dass die Mutter reden konnte, und durchaus schnell und viel und nicht besonders leise, zeigte sich, als sie wenig später telefonierte, die Geschichte war im etwas aufgeregten Tonfall einer zu jungen Mutter vorgetragen, die irgendwie nicht Recht bekommen hatte, und sie war ziemlich lang. Danach verfiel sie wieder in tiefes Schweigen und schaute auf ihr Handy, sie schaute sozusagen laut auf ihr Handy, wenn man das sagen kann. Draußen hätten Löwen vorbeiziehen können oder Giraffen, und ihr offensichtlich neugieriger und, wer weiß von wem, wohlzogener Sohn wäre vor Begeisterung übergelaufen, aber sie hätte ihn wahrscheinlich nur ermahnt, nicht so laut zu sein.

Und ich weiß, dass ich diese Geschichte schon mehrmals erzählt habe, aber sie passiert immer weiter, und es ist ein Wunder, dass Kinder überhaupt noch sprechen lernen, da ihre Eltern offenbar niemals mit ihnen sprechen. Sie haben ja schon alles, was sie zu sagen haben, ihrem Handy gesagt.

BITTE ALLES AUSSTEIGEN!

So schallte es schon aus den Lautsprechern der *Deutsche Bahn AG*, als sie noch einfach *Deutsche Bundesbahn* hieß und keiner an Börsengänge dachte, als man die Fenster in den Abteilen noch öffnen konnte und die dunkelgrünen abgewetzten Ledersitze heimelig nach Rauch und Schweißfüßen rochen. Das war eine erstaunlich inklusive Ansage, und man imaginierte kleinere Haustiere, vielleicht das eine oder andere Huhn oder sogar ein niedliches Ferkel auf der Fahrt zum Markt (vielleicht erklärte das auch den Geruch). An englischsprachige Durchsagen dachte noch kein Mensch, und dass man sich bei seinen Fahrgästen bedanken sollte, wäre dem guten alten

Staatsunternehmen auch nicht in den Sinn gekommen; schließlich brachte man die Leute von A nach B, und das mit heutzutage ebenfalls vergessener Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, sollten sie sich doch bedanken! Heute muss nicht mehr "alles" aussteigen (nur dann und wann macht ein älterer Zugbegleiter noch diese Durchsage, und man wird gleich nostalgisch), aber der gute alte Befehlston ist erhalten geblieben: "Fahrgäste alle aussteigen!" ist der Standardtext im Regionalverkehr, das Ausrufungszeichen spricht die Computerstimme durchaus mit. Ab und zu regt sich dann in einem ein kleiner Widerstandsteufel und sagt: Steig doch mal nicht aus! Sei kein Befehlsempfänger! Zeig dem doofen Automaten, dass du einen freien Willen hast, und bleib sitzen! Schließlich sind wenigstens die Sitze viel bequemer geworden, und manchmal funktioniert die Klimaanlage ja auch im mittleren Bereich zwischen Kühlschrank und Sauna. Aber schon steigt alles um einen herum aus, noch nicht einmal ein vergessener Regenschirm bleibt zurück, nur McDonalds-Verpackungen und Bierdosen und Bananenschalen, und der Geruchs-Mix ist auch nicht viel besser.

PERSONALISIERTES VERBITTERUNGSSYNDROM

Es war der Abend des zweiten WM-Auftritts der deutschen Nationalmannschaft, aber irgendwie lag gar nicht so viel Dramatik in der Luft, wie man es hätte erwarten können angesichts des drohenden Ausscheidens des Sommermärchen-Weltmeisters in der Vorrunde. Im Gegenteil, die aufgekratzten *Hen Parties* in Tüll-Tütüs mischten sich fröhlich mit den Trägern diverser Nationaltrikots, den üblichen Samstagshoppers und all dem bunten Volk, das eine S-Bahn-Fahrt im Großraum Stuttgart immer wieder zu einem multikulturellen Erlebnis macht. Das ältere Ehepaar stach etwas heraus; sie sahen so aus, als wären sie gerade von einem hochkulturellen Ereignis auf der Rückfahrt, nicht einer schnöden Shopping-Tour durch Milaneo und Co., und sie bildeten einen kleinen Ruhepunkt im aufgekratzten Fahrrad-Abteil. Auffällig war nun, dass auf einmal, es waren einige Sitze in der Umgebung frei geworden, die ältere Dame um

einen Klappsitz aufrückte, so dass nun ein freier Sitz zwischen ihr und dem Mann war; natürlich verstand man das gut, es ging ein wenig eng zu auf den Klappsitzen, und man konnte die Beine besser ausstrecken, wenn man rechts und links einen freien Platz hatte. Doch offensichtlich trieb der Spalt – eine Art Spalt in die Paarkommunikation, oder machte einen sichtbar, der schon länger dagewesen war; denn der ältere Herr, wirklich sehr distinguiert und gut gekleidet, machte eine etwas resignierte Bemerkung darüber, dass er ja eigentlich zwei wichtige Geschichten zu erzählen haben, aber vielleicht sei es ja doch nicht der rechte Zeitpunkt – und quer durch das Abteil kommunizierte sich zu mir herüber, klar und deutlich: Frag doch endlich, jetzt frag doch endlich! Nun gut, mit einiger Verspätung schien diese unausgesprochene Aufforderung auch die ältere Dame zu erreichen, von der man schon irgendwie geahnt hatte, dass es nicht die Ehefrau war, irgendwas in der Körpersprache war nicht die eines alten Ehepaares, jedes Pferd konnte das merken – sie nahm sich also zusammen, rückte wieder zurück und sagte, ja, wenn er vielleicht etwas stärker zur Seite rücken könnte, und sie ihre Beine – ja, so sei es schon viel besser, und er solle doch bitte erzählen! Und der ältere Herr begann seine Geschichte. Es war eine gute Geschichte, und er erzählte sie gut, und ich ertappte mich dabei, dass ich dachte, erzähl doch ein bisschen schneller, ich will den Schluss noch mitkriegen, bevor ich aussteige. Die Geschichte hatte aber einige Umwege, und das erst machte sie zu einer guten Geschichte, denn man sah das Ende gar nicht von weitem schon kommen, sondern sie schlug einige unerwartete Haken. Es begann also damit, dass er, aus welchen Gründen auch immer, ich konnte auch nicht alles verstehen von meinem Lauschposten und über das S-Bahn-Vorspiel-Handy-Gebrabbel hinweg, bei einer Gerichtsverhandlung gewesen war. Verhandelt wurde irgendein tragisches Schicksal, jemand hatte ungerechtfertigterweise einige Jahre im Gefängnis verbringen müssen für etwas, was er nicht getan hatte, aufgrund einer Aussage von einer Frau, die sich als nicht ganz richtig herausgestellt hatte, wie auch immer: Darum ging es gar nicht. Die ältere Frau

neben ihm schaute ihn nicht an, während er erzählte, sie schaute hierhin und dorthin, wie jemand halt schaut, wenn man eine Geschichte wirklich nicht interessant findet und hofft, es möge bald vorbeigehen. Ihr Nicht-Ehemann war jetzt gerade bei dem Teil, wo der beauftragte psychiatrische Gutachter auftrat, der nun dem zu Unrecht Verurteilten ein – und das erst ließ mich endgültig aufhören, vorher hatte ich auch nur etwas konfus gelauscht – „personalisiertes Verbitterungssyndrom“ bescheinigte. Verstehst du, sagte der Mann, das ist eine – Art Krankheit, das hat der Psychiater gesagt, eine ganz natürliche Reaktion eigentlich, man fixiert all das Unrecht, das man erlebt hat, auf diese eine Person, die ganz allein und für immer und in alle Ewigkeit daran schuld ist! Ich fand das spannend, neue Wörter finde ich sowieso spannend, und wenn sie noch so lang und kompliziert sind, umso mehr! Personalisiertes Verbitterungssyndrom, ich ließ es mir im Geiste auf der Zunge zergehen; seine Nicht-Ehefrau aber blickte auf den träge dahinfließenden Neckar, die satt grünenden Esslinger Weinberge vor dem Hengstenberg-Neubau, die Türme des Altbacher Kraftwerks im klaren Abendhimmel; gelegentlich nickte sie etwas mit dem Kopfe, wie ein gutes Pferd. Nun habe er aber, und hier nahm die Geschichte in geradezu eleganter Parallele zur Altbacher Kurve die unerwartete Wende, beschlossen, sich sein Leben nicht von einem personalisierten Verbitterungssyndrom vermiesen zu lassen. Und er sagte, das erst machte die Geschichte gut, das ganz ohne empörtes Ausrufungszeichen, er sagte es ganz sachlich, als würde er gutachterlich vor einem Gericht sprechen; das Gericht schaute aber hierhin und dorthin und auf die Plochinger Vororte in ihrer ganzen bürgerlichen Langweiligkeit. Er sei deshalb weiterhin nicht einverstanden mit dem, was ihm passiert sei (und ich liebte ihn in diesem Moment geradezu dafür, dass er nicht sagte, welch schreckliches Unrecht ihm, ihm ganz allein widerfahren war; denn wer kann dieser Versuchung schon widerstehen, die Geschichte seines Unrechts immer und immer wieder zu erzählen, das Unrecht ist schon lange begraben und vermodert, aber wird erzählerisch einbalsamiert wie eine ägyptische Mumie, für alle

Ewigkeit). Aber er habe beschlossen, kein personalisiertes Verbitte-
rungssyndrom zu entwickeln; er wolle nämlich frei sein für sein Le-
ben, sein eigenes Leben, mit – und nun schaute er zu seiner Nicht-
Ehefrau hinüber, die jedoch immer noch geistig abwesend schien,
mit ihr, natürlich, worauf er immerhin ein schwaches Kopfnicken
erntete, - aber in diesem Moment fuhr die S-Bahn endgültig in
Plochingen ein, und ich konnte nur noch darüber spekulieren, ob
er sich nicht sein ganz persönliches personifiziertes Verbitte-
rungssyndrom schon eingehandelt hatte, es saß nämlich neben ihm in der
S-Bahn und hörte nicht zu, wie er ihm sein Leben und seine Liebe
erklärte, auf eine rührend sachliche, ziemlich kluge und gar nicht
verbitterte Art und Weise.

DAS BÖSE UNTER DER KAPUZE

Es war an Nachmittag nach einem gewöhnlichen Arbeitstag, der
Herbst war trüb eingetroffen und die Gesichter in der Regionalbahn
schauten – auch trübe irgendwie, ermattet, viele wirkten sogar zu
müde, um in ihr Handy zu schauen. Wir fuhren durch das, was frü-
her einmal Mitteldeutschland hieß und heute eine Art mit Wind-
parks übersäte und mit Dörfern verstreut besiedelte große Ebene in
der Mitte von Deutschland ist, da, wo früher einmal die Mauer ent-
langlief. In der Ferne stieg der Harz auf, der beinahe wie ein orden-
tliches Gebirge wirkte, wir fuhren an einem verwilderten kleinen
Flusstal entlang, unbegradigt, das mit seinen kleinen Sümpfen und
den gelben Weiden beinahe romantisch hätte sein können, es war
uns aber nicht nach Romantik, eher nach Alkohol. An einer der viel
zu vielen Stationen mit den seltsamen Namen stieg eine Gruppe
männlicher Jugendlicher ein, drei waren es. Sie hatten diesen komi-
schen, Lässigkeit und Männlichkeit simulierenden wollenden Gang,
der sehr befördert wird durch zerfetzte Jeans, die in den Kniekehlen
hängen. Sie heißen, das habe ich soeben recherchiert, weil ich es
schon immer mal wissen wollte, *Baggy* oder auch *Saggy Pants*; die
Mode geht, so belehrt uns *Wikipedia*, auf die Praxis in amerikani-
schen Gefängnissen zurück, Inhaftierten die Hosengürtel

abzunehmen, da sie sich mit diesen entweder bei Schlägereien gegenseitig verletzen oder in der Zelle aufhängen können. Wie man aus dieser doch ein wenig menschenunwürdigen Behandlungsweise eine Mode machen konnte – nun, dafür muss man wohl ein amerikanischer Gangsta-Rapper sein, also wenigstens innerlich, und keine deutsche sehr in die Jahre gekommene höhere Tochter.

Das lenkt aber nur von der Geschichte ab, die ich eigentlich erzählen will und die ein wenig – Widerstand leistet. Es ist keine schöne Geschichte, es ist keine traurige Geschichte, es ist eine – aber ich rede weiter drumherum. Es ist eine Geschichte. Also, aus irgendeinem Grund blickte ich genauer auf das Trio, das jetzt vor der Toilette herumlümmelte, ich hatte auch keine Lust mehr, auf mein Handy zu schauen und die Romantik vor dem Fenster war wieder durch weite leere Felder mit Windradparks ersetzt worden. Und ich bekam einen kleinen Schock. Bis jetzt kann ich nicht erklären, was genau passiert war, nur vage beschreiben, was ich sah: Das war vor allem der eine Jugendliche, er war offensichtlich der Anführer, um ihn kreisten die beiden anderen in einer deutlich unterwürfigen Körpersprache. Er hatte Krücken bei sich – aber irgendwie verstand man nicht genau, wofür, es sah irgendwie falsch aus, und die Krücken wirkten beinahe wie – Waffen? Dann aber wurde der Blick nach oben gezogen, dort, wo sich unter dem genre-typischen Hoodie ein Gesicht befinden sollte, wie abgeschirmt auch immer – aber es war irgendwie kein richtiges Gesicht, es hatte wohl alles, was da sein sollte, aber irgendwie falsch und verzerrt; es wirkte eher wie eine tiefe Höhle, in die man dunkel gezogen wurde und dahinter – Nein, ich verstand es nicht. Ich versuchte noch einmal zu schauen, aber es war immer noch genauso falsch und bedrohlich und schockierend, und ich weiß nicht, ob mir an dieser Stelle der ziemlich plakative, aber leider vollständig so empfundene Satz durch den Kopf schoss: „So sieht das Böse also aus!“ Ich guckte weg. Ich guckte aus Verzweiflung auf mein Handy und auf die Windparks, auf die müden Mitreisenden, die noch nichts gemerkt hatten von der Gefahr – oder hatten sie doch? War es nicht merklich stiller geworden, oder hatte ich mir

das nur eingebildet? Das Trio begann durch den Zug zu streifen, das hatte ich erwartet, und ich war erleichtert, dass ich die Höhle unter dem Hoodie nicht mehr sehen musste, die Krücken nicht mehr, die sinnlos daneben schlenkerten, als würden sie sich über das echte Leid der Welt nur lustig machen, die ganze, seltsam schiefe Gestalt in den schlackernden Hosen und mit dem schlüpfenden Gang.

Dann passierte etwas, und bis jetzt weiß ich nicht, wie das alles zusammenhing. Der Zug machte nämlich, mitten auf der Strecke, einen lauten Schlag; es hörte sich an, als hätten wir etwas überfahren, ich hatte einmal in einer Regionalbahn gegessen, die eine Kuh überfahren hatte, das war ganz ähnlich gewesen. Alle guckten befremdet auf, aber der Zug fuhr weiter. Wird schon nichts gewesen sein! Dachte ich auch, und war eher froh, dass es nicht eine der vielen anderen möglichen Krisenszenarios im Zuginneren war, die ich mir in meinem verwirrten Kopf schon ausgedacht hatte. Das Trio war weiter hinten geblieben, kam dann irgendwann wieder vor und lagerte sich wieder vor der Toilette ab. Ich musste eigentlich aufs Klo, traute mich aber nicht hinzugehen. Zwischendurch versuchte ich mehrere Male einen genaueren Blick unter das Hoodie zu werfen, weil ich mir dumm und hysterisch vorkam, aber es war immer das Gleiche: ein schiefer Ausdruck von Falschheit und Verkehrtheit, über den ich nicht hinwegkam, mit allem Verstand und aller Reflexion nicht.

Dann blieb die Regionalbahn an einem Vorortbahnhof von Halle, unserem Zielbahnhof, stehen, und erfahrene Bahnfahrer wissen, dass das kein gutes Zeichen ist; wir waren bisher auch bedenklich pünktlich gewesen. Nach einigen Minuten kam der Zugführer, öffnete sich eine der Türen und ging draußen an dem Zug entlang. Hatten wir vielleicht doch – etwas überfahren, weiter wollte ich auch nicht denken? Aber der Zugführer kehrte zurück, und nichts passierte. Nach einigen weiteren Minuten kam eine Durchsage, wegen einer Weichenstörung hätten wir keine Einfahrt in den Hauptbahnhof, die Weiterfahrt würde sich deshalb etwas verzögern. Nach gar nicht so langer Zeit ging es tatsächlich weiter, wir fuhren mit der

üblichen Verspätung in Halle ein, und der Anschluss war natürlich weg. In dem Ärger darüber hatte ich das Trio schon ganz vergessen, aber dann sah ich die gut ausgerüsteten Polizisten am Bahnhof stehen. Ein junger Mann, der kurz vor mir ausgestiegen war, unterhielt sich aufgeregt mit ihnen und zeigte dann auf das Trio, das schon die Treppe hinunterschlurfte; die Polizisten forderten sie energisch zum Stehenbleiben auf und liefen ihnen hinterher. Ich weiß nicht, was dann passiert ist, ich musste nach dem nächsten Anschlusszug schauen und noch ein kleines Abendessen kaufen. Und schließlich würde sich die Polizei um das Böse kümmern, das war irgendwie beruhigend. Was genau das Böse nun war, welches Ungemach es über die Regionalbahn gebracht hatte, ich weiß ich bis heute nicht. Aber ich weiß, dass ich mein persönliches Böses getroffen habe, in einer Regionalbahn zwischen Halberstadt und Halle, es trug *Baggy/Saggy-pants* und ein Hoodie und *fake*-Krücken, es hatte ein Loch da, wo ein Gesicht hätte sein sollen, und mein Körper reagierte ohne jede Kontrolle des Verstandes darauf. Ich kam mich darüber schämen, aber das ändert nichts. Das Böse ist real, und es hat kein Gesicht.

DIE WEISSE STRASSENBAHN

Ich habe heute eine weiße Straßenbahn gesehen. Sie war nur weiß, ohne jeden Aufdruck, keine schreienden Aufschriften, keine grellbunten Bilder. Sie war so schön, mir blieb der Atem einen Moment stehen. Beinahe elegant bewegte sie sich durch den um sie her wuselnden Verkehr und erzeugte eine Art Lücke in der Wahrnehmung, so als habe man einen schwarzen Schwan gesehen oder ein weißes Reh: Und auf einmal sieht man viel besser, was das eigentlich ist, ein Schwan, ein Reh, oder eben: eine Straßenbahn. Und dann hatte ich eine Vision: Auf einmal verschwindet alle Werbung, überall. Zuerst lösen sich die großen Werbetafeln an den Straßen auf, zurück bleiben nur Rahmen, durch die man beim Vorbeifahren in die Landschaft schauen kann; lauter kleine Gemälde ziehen nun vorbei, und sie sehen anders aus je nach Wetter und Stimmung und Licht.

Dann verschwinden die Schilder auf den Läden und von den Kaufhäusern, und ihre Schaufenster leeren sich von Geisterhand. Sie werden jetzt für Ausstellungen benutzt, für kleine oder große Kunstwerke von jedermann; Kindergartengruppen gestalten sie abwechselnd mit Seniorenkränzchen, manchmal wird auch spontan ein Theaterstück aufgeführt. Im gleichen Moment sind auch alle Markenlogos auf Pullovern, Schuhen und Handtaschen weg, und man fragt sich verwundert, wie es eigentlich passieren konnte, dass man sich selbst zu einer wandelnden Plakatsäule gemacht hat und das auch noch schön fand? Die großen Shopping Malls werden zu Tauschbörsen, jeder bringt das mit, was er nicht mehr brauchen kann oder woran er sich satt gesehen hat, und jeder kann mitnehmen, was er mag oder braucht oder einfach haben möchte. Es gibt dort auch gemütliche Ecken, wo man lesen oder Musik hören oder einfach nur ausruhen kann, unbelästigt vom ständigen Terror des Kaufmich-Kaufmich-Kaufmich! Im Fernsehen werden in den Werbepausen wieder die Mainzelmännchen gesendet, abwechselnd mit dem Sandmännchen und der Sendung mit der Maus. Im Radio gibt es vor den Nachrichten eine Besinnungspause, in der einfache Geräusche zu hören sind – ein Windesrauschen, ein Regengetröpfel, ein Glockenklang, sie reinigen das Ohr vom universalen Geplapper des Größer-Billiger-Mehr, damit es wieder hören kann, ohne ständig weghören zu müssen. Ja, sogar das große weite Internet ist von einer Minute auf die andere zu einer werbefreien Zone geworden; niemand bombardiert einen mehr mit Spam, niemand macht einem unaufgefordert Vorschläge, was man noch alles kaufen könnte, weil andere Leute es auch gekauft haben und damit achso glücklich sind, Autos, Fernreisen, Frauen, Nachthemden, Hundefutter - - - da fährt die nächste Straßenbahn vorbei. Sie wirbt für den Europapark Rust, mit kreischenden Menschen in seltsamen Schleudermaschinen und einem viel zu blauen Himmel über künstlichen Landschaften und Sonderpreisen und Sensationen in reißerischen Wortblasen. Der Traum ist aus.

KOPFHÖRER

Der Bus war, wie immer um die Mittagszeit, überfüllt mit Schulkindern, die sich vor den Eingängen drängelten und routiniert die vorhandenen Sitzplätze eroberten. Direkt hinter dem Fahrersitz, auf dem etwas erweiterten Sitzplatz für Behinderte (es gab aber niemand, der den Platz gebraucht hätte), hatten sich zwei Knaben gezwängt; sie waren vielleicht 13 oder 14 Jahre alt. Natürlich holten sie, wie alle anderen Schulkinder im Bus, sofort ihre Handys hervor, und der eine kramte dazu ein Paar offensichtlich neue Kopfhörer heraus und gab seinem Kumpel eines davon; sie waren schwarz und sahen aus wie die allerneueste Generation *Apple-airpods*. Im Gespräch stellte sich heraus, dass der eine Knabe sie gerade erst bestellt hatte, und zwar in Hongkong; es waren nämlich angeblich nicht die sehr teuren Originalgeräte mit dem einzigartigen Apfel, sondern eine asiatische Nachahmung, nicht nur billiger, sondern sogar in verschiedenen Farben erhältlich, nicht nur im blassen apple-Weiß – natürlich habe er sich dann für schwarz entschieden, sagte der zufriedene und weltkundige junge Käufer (er hielt das offensichtlich für einen Individualitätsausweis und freie Farbwahl für ein Grundrecht des Kunden, selbst wenn man dann doch wieder bei einer Nicht-Farbe landete), und sie seien auch wirklich schnell gekommen! Die beiden Freunde begannen ein Spiel, bei dem der eine Musiktitel erkennen musste, den der andere ihm vorspielte, es war ein wenig wie "Erkennen Sie die Melodie?", und ich freute mich über das altmodische Spiel. Dann aber entwickelten die beiden eine neue Idee: nämlich wie schön man mit den neuen Geräten in der Schule mogeln könnte! Nur ein wenig längere Haare, den Kopf leicht gedreht, wenn der Lehrer vorbeikommt, und man könnte hören, was man wollte. Auch Musik, klar. Besser aber noch, und hier nahm die Diskussion ein wenig an Fahrt auf: Man könne sich ja auch Vokabeln aufspielen! Oder Formeln! Oder überhaupt alles, was man eigentlich selbst im Kopf haben sollte, aber ein kleines schwarzes Teil im Ohr doch eigentlich viel besser wüsste, wenn sich in der Klassenarbeit etwa eine Frage danach ergebe. Jetzt wusste ich nicht mehr so recht, ob

ich mich noch freuen sollte. Natürlich haben wir auch geschummelt, damals (na gut, manche mehr, manche weniger); und man gönnt den Schülern ja ihre unschuldige Lust am kleinen Alltagsbetrug. Aber wenn sie doch einmal die Energie und Erfindungsgabe, die sie als Konsumenten und Kleinbetrüger entwickeln, einfach nur investieren würden, um gelegentlich ein klein bisschen zu lernen – also richtig zu lernen, indem man etwas aufschreibt, mit der Hand, und es auswendig lernt, mit dem Gedächtnis, und es vielleicht sogar versteht, mit was auch immer man versteht – wäre das nicht am Allerfreulichsten?

WATCHING CNN

Ich lag auf dem schmalen Kabinbett, und die große Fähre rollte. Mal bewegte sie sich etwas unscharf seitlich, mal wankte sie ein wenig auf und ab, mal schlingerte sie undefinierbar in alle möglichen Richtungen. Eigentlich war das ziemlich egal, solange man flach auf seinem Kabinbett liegen blieb und nur gelegentlich, wenn eine Pause eintrat (das kam vor, man wiegte sich einen Moment in Sicherheit, um dann umso hinterlistiger vom nächsten Torkeln erwischt zu werden), einen waghalsigen Blick aus dem Kabinfenster warf. Es sah gar nicht so aus, wie man sich einen Sturm auf dem Meer vorgestellt hatte: keine großen furchterregenden Wellen, die sich aufbäumten, sondern ein mittelhohes Gewusel aus blaugrauem Himmel, etwas dunkler blaugrauem Meer und weißen Schaumkronen. Und es war gar nicht so schlimm, dass der Horizont sich nur selten an die Horizontale hielt; schlimmer war dieses diffuse Ineinanderverschwimmen von Wellen, Wolken, Schaumkronen, in dem es überhaupt keine Linien mehr gab, sondern nur ein kochendes, waberndes, übereinanderstürzendes Durcheinander mit diesen gelegentlichen, zutiefst hinterlistigen Pausen – und man stellte sich unwillkürlich vor, dass es nach allen Seiten so weiterging, die ganze Welt war über Nacht ein Wabern und Wogen geworden, und man selbst lag mittendrin.

Aber nun gut, man konnte immerhin liegen, und die Kabine hatte sogar einen Flachbildschirm mit ungefähr 50 holländischen Sendern, einem deutschen und zwei englischen; worauf die logische Wahl auf CNN fiel, dem, wie ich inständig hoffte, geringsten Übel. Zufällig war ausgerechnet am Vortag der zweite Hurrikan innerhalb kurzer Zeit über diverse kleinere Karibikinseln und Florida hinweggezogen, und angesichts der Bilder zerstörter Inselparadiese kam einem der eigene Sturm draußen vor dem Kabinenfenster wieder ziemlich freundlich vor – bis die Fähre wieder ins Rollen und Schlingern kam, jedenfalls, aber der Flachbildschirm blieb zum Glück einigermaßen in der Horizontale, nur die Gestalten waren leicht verzerrt, irgendwie ins Breite gezogen. Die zweite große Geschichte des Tages war die Flucht der Rohingya aus Myanmar, ein, so das häufig wiederholte Zitat auf CNN, "*textbook ethnic cleansing*", und man sah verzweifelte Menschen in einem Dauerregengebiet, durchweicht, blicklos, die in holprigem Englisch einem mitfühlenden Reporter verzweifelte Sätze sagten. Danach kam wieder der Hurrikan, aufgewühlte Straßen, dem Boden gleichgemachte Häuser, durch die Luft gewirbelte Autos, und Menschen, die einem mitfühlenden Reporter nicht ganz so verzweifelte, aber immer noch ziemlich dramatische Sätze sagten. Beide Themen wechselten mit einer gewissen Regelmäßigkeit, also jedenfalls deutlich regelmäßiger als die Bewegung des schlingernenden Schiffes; und die Moderatorin sagte in schöner Regelmäßigkeit verstärkend betroffene Sätze und bedankte sich überschwänglich beim jeweiligen Reporter für seinen Einsatz in dieser sicherlich schrecklichen und hochdramatischen Situation. Ungefähr nach der dritten zyklischen Wiederholung der an die bekanntlich kurzweilige Aufmerksamkeitsspanne des Publikums angepassten Live-Szenen begannen die Sätze sanft in einander zu fließen, es stachen nur noch einzelne dramatische Superlative gelegentlich heraus, wie eine einzelne, besonders stark sich brechende Wellenspitzen oder die vermaledeite Pause. Vergeblich wartete ich darauf, dass zwischendurch vielleicht doch noch eine kleine sachliche Information aus dem Meer des vom Schicksal gebeutelten Menschlichen

auftauchte – wer genau waren eigentlich noch mal die Rohingya, und warum flohen sie ausgerechnet jetzt vor wem? Wie schlimm war der Hurrikan in Zahlen gewesen, was war seine genaue Bahn, warum häuften sie sich so in letzter Zeit, warum war es so übermenschlich schwierig, die Stromversorgung wieder zum Laufen zu bringen? Nichts. Ein *human-interest*-Interview nach dem anderen, verzweifelte Menschen sagten verzweifelte Sätze, der Reporter fühlte mit, die Moderatorin fühlte noch mehr mit, die Zuschauer, an deren Mitgefühl ständig appelliert wurden, fühlten hoffentlich auch mit und überwiesen Gelder auf die genannten Spendenkonten. Mir war leicht übel, und ich fühlte eine Zeitlang mit. Danach war mein Mitgefühl ungefähr so überstrapaziert wie mein Gleichgewichtssinn, und ich hätte gern ein wenig härtere Kost zu mir genommen, aber es kamen keine Informationen, noch nicht mal eine Karte, eine Statistik, gar eine Hintergrundanalyse (was ist eigentlich genau ein *textbook of ethnic cleansing?*), was auch immer.

Wir schlingerten weiter. Doch da, ein Hoffnungsschimmer! Angekündigt wurde eine *Judo Hour*, eine ganze Stunde lang! Von wegen, es war nur eine trügerische Pause gewesen. Es folgte eine ebenso in Mini-Häppchen zerhackte Berichterstattung von den Judo-Weltmeisterschaften in Budapest (das Ganze wirkte ziemlich surreal, vor allem, weil es nicht stürmte oder regnete). Die Reporterin war mindestens genauso aufgeregt wie ihre Kollegen vor Ort in Florida oder an der Grenze zu Bangladesch, aber besser gekleidet. Enthusiastische Menschen in Judo-Kleidung sagten enthusiastische Sätze wie: *Es geht um Respekt! Ich habe mir meinen Traum erfüllt, ich kann gar nicht sagen, wie ich glücklich bin! Respekt und Achtung, das ist es, worum es hier geht. Jeder kann mitmachen, es ist so gut für das Selbstwertgefühl! Es ist wunderbar hier, wir sind alle eine große Familie, obwohl wir so unterschiedlich sind. Respekt, Offenheit, Toleranz. Es ist so eine tolle Stimmung hier, alle gehen so mit, das ist unheimlich toll!* Man sah dazu ziemlich kräftige, auf dem Bildschirm seltsam ins Quadratische gezogene Erfolgsgestalten, die markige Sätze sagten und dann sehr schnell in äußerlich ziemlich ähnlich wirkenden Bewegungsabläufen andere quadratische

Gestalten auf die Matte warfen und dort ziemlich gewaltsam niederdrückten. Aber Respekt, vorher verbeugt man sich. Kein Wort zur Tradition des Judo, der asiatischen Kampfsportarten insgesamt, oder zu Budapest als Austragungsort; noch nicht mal der Gewinner wurde so richtig genannt, weil es darum ja offensichtlich nicht geht, sondern um: Respekt. Träume. Vielfalt. Entwicklungsmöglichkeiten. Sagte ich schon, dass das Schiff schlingerte? Keinerlei Respekt, das Meer, vor einer ordentlichen Horizontale zum Beispiel. Wir gingen wieder nach Florida, Katastrophe auch in Key West, dann kurz die Rohingya. Es regnete immer noch in Bangladesh. Es stürmte immer noch vor dem Kabinenfenster. Der Kapitän sagte durch, dass unsere Ankunft sich weiter verzögere, weil die Schlepper anderweitig gebraucht würden. Das Buffet sei aber frei für alle.

CNN schaltete um zur Kulturstunde, erneut flackerte ein wenig Hoffnung auf, aber schon sehr schwach. Thema war ein Kulturfestival in Liverpool, es ging um modernen Tanz. Die Szenenausschnitte wurden um ein Geringes länger, was wohl daran lag, dass Intellektuelle immer so lange Sätze machen, wenn man sie aus Versehen ausreden lässt. Man hätte auch gern der arabischen Gruppe, die in Liverpool ihren Ausdruckstanz über die Situation der Intellektuellen und Künstler in Ägypten einstudierte, einfach ein wenig länger beim Tanzen zugesehen. Aber nein, kaum hatte sich der Tänzer einmal um sich selbst gedreht, kamen wieder Interviewfetzen aus Liverpool und Kairo (super Kulisse, es regnet auch gar nicht in den Märkten), und kulturell interessierte Menschen sagten: *Es geht um Respekt. Achtung. Vielfalt. Toleranz. Jeder sollte sich künstlerisch ausdrücken und tanzen, es steigert das Selbstwertgefühl. Ich habe mir einen Traum erfüllt, es ist unglaublich, so intensiv. All diese verschiedenen Menschen, die hier zusammenkommen, so vielfältig, aber eine große Familie!* Dann wurde wieder für einen Moment getanzt, und ich war sehr froh, dass dabei nicht geredet wurde; es kam auch deutlich mehr zum Ausdruck dabei als Respekt, Vielfalt, Toleranz. Offensichtlich aber waren Judo und Ausdruckstanz enger miteinander verwandt, als ich gedacht hätte; und ich hätte wetten können, dass auch ein Beitrag über

Zierfische oder Briefmarkensammler mehr oder weniger mit den gleichen Wortbeiträgen hätte arbeiten können.

Und damit zurück nach Florida. Die Moderatorin hatte gewechselt, sie hatte eine andere Hautfarbe, war aber genauso wohlgeföhnt und tief mitfühlend wie ihre Vorgängerin. Vielleicht waren es ja auch nur das immer noch schlingende und rollende Schiff, die chaotisch ineinander brodelnden Wellen, die gänzliche Missachtung einer Horizontale, die dieses seltsame Gefühl von Brei in meinem Kopf erzeugten. Angestrengt versuchte ich mich zu erinnern, was man mich in meiner journalistischen Ausbildung im letzten Jahrhundert gelehrt hatte; aber es blieb verschwommen, ich hatte nur eine Vision: Kleine Informationsfetzen schwammen auf einem Meer von *human-interest*-Geschichten, das Gebot zur objektiven Berichterstattung war längst untergegangen, nur noch eine kleine Boje markierte die Stelle, wo es einmal geankert hatte, es stand darauf: Hier ruht der Qualitätsjournalismus! Derweil drehten sich die großen Räder in den Offshore-Windparks, beflügelt vom Wind des gutgemeinten Mitgefühls, sie drehten sich sogar ziemlich hektisch, so als hätten sie Angst, dass ihnen irgendwann die Luft ausginge, und dann würden sie einfach nur noch so dastehen und keiner würde sie bemerken, nicht mal die Fische. Und nur noch gelegentlich sah man in der Ferne eine Plattform, auf der man früher einmal in die Tiefe gebohrt hatte. Kurz vor Amsterdam kamen dann zwei Schlepper, einer zurrte uns von vor fest, der andere von hinten, und der gefesselte Koloss lief langsam in den Hafen ein. Man soll sich eben nicht aufs Meer der Ungewissheit begeben ohne sicheres Geleit.

REISEN

TOT IN VENEDIG

Immerhin, es war Venedig. Man muss dazu sagen, dass diese Geschichte weit vor den Zeiten spielt, in denen das Internet, die *social media* und das Billigfliegen die Welt zu einem globalen Dorf gemacht haben, in dem die ersten internationalen Austauschprogramme wahrscheinlich demnächst im Kindergarten starten und die Weltjugend – zumindest ihr polyglotter, überprivilegierter Teil – Thailand besser kennt als die Ostseeküste. Nein, wir, irgendwo zwischen 20 und 25 Jahren, wenig begütert und noch weniger polyglott, konnten immerhin als Bahnkinder umsonst bis Italien fahren und hatten sehr mühevoll ein kleines, vor allem von langbeinigen Schnaken bewohntes Zimmer jenseits von Mestre gefunden, auf dem schmutzigen prosaischen Festland also, wo Raffinerie-Türme statt gotischer Palazzi die Silhouette prägten. Man fuhr dann morgens mit der Regionalbahn über den Damm nach Venedig, das sich mit Parkhäusern ankündigte; aber sobald man dem Hauptbahnhof entstieg, begrüßte einen der *Canale Grande* mit all seiner Pracht, wenn auch mit einem etwas gewöhnungsbedürftigen Geruch. Da wir keinen Stadtplan hatten (zu teuer), verliefen wir uns ständig auf dem Weg zum Markusplatz; immer wieder lockten kleine Gassen, aber wenn man der Verlockung folgte, endete man immer in einer Sackgasse, vor einem minderen Kanal, und nur die Gondeln trieben melancholisch und ein wenig höhnisch vorbei. Aber dann ging man eben zurück, es war ja auch eigentlich egal; irgendwo in der Mitte schlängelte sich der *Canale Grande* wieder, mit Touristenströmen und der Herrlichkeit der Palazzi und dem inzwischen schon gewohnten Geruch. Die Gondeln, von denen wir natürlich nur träumen konnten, drängten sich mit den Vaporettos, und dafür, dass das die schönsten Busse vor der schönsten Kulisse der Welt waren, waren sie sogar ziemlich billig, und man konnte mit ihnen zum Lido fahren und wieder zurück.

Teuer hingegen war auch sonst alles. Noch nicht einmal eine Pizza hätten wir uns leisten können; und als wir, wegen des völligen

Fehlens öffentlicher Toiletten, in einer abgelegenen Bar eine Coca Cola für fünf Deutsche Mark (so lang ist die Geschichte schon her!) bestellen mussten, um dann hastig die schmutzigen Toiletten aufzusuchen, tat das schon ziemlich weh – wir mochten noch nicht einmal Cola, sie war nur am billigsten. Aber der Tag war lang, und der Mensch hat Bedürfnisse, auch wenn er kein Geld hat. Immerhin, es gab auch Märkte mit wunderlichem Getier und reifen Früchten; und wir gönnten uns Kirschen, *Ciliegie*, prallrot, vielleicht 500 Gramm, vielleicht auch nur zweihundert, so weit reichte unser Italienisch gerade: "*duecento grammi per favore!*" Die Kerne spuckten wir in den *Canale Grande*, ein kleiner Akt des Übermut. Aber von Kirschen allein kann man auch nicht leben, und irgendetwas hätten wir schon gern auf unser trockenes Weißbrot gelegt. Und da kam dieser kleine Laden gerade recht, ebenfalls an einem die minderen Kanäle gelegen, er verkaufte Käse. Wahrscheinlich haben wir uns nicht gleich hineingetraut, ihn etwas aus der Ferne umkreist, dann immer näher – und irgendwann war der Hunger groß genug, und wir öffneten zaghaft die Ladentür, vielleicht noch es verlockend, vielleicht auch nicht, wir merkten es jedenfalls ganz sicher nicht, weil wir viel zu nervös waren. Wir konzentrierten uns auf die kleinen Preisschilder, suchten gezielt das billigste Produkt und kramten dann hastig unser Brocken-Italienisch wieder aus: "*Duecento grammi de*" – und dann zeigten wir mit der weltweit verständlichen Geste des "das da!" auf das Preisschild. Der Patrone schaut ungläubig. Aus seiner wortreichen Antwort und Mimik war deutlich zu entnehmen, dass er nachfragte, ob das wirklich unser Ernst sei, *duecento grammi*? Wir nickten, zunehmend verzweifelt. *Bene*, sagte er achselzuckend und packte eine gräulich aussehende Masse in eine Papiertüte, der Vorgang war nicht ganz einfach. Touristen, dachte er wahrscheinlich. Was soll man schon sagen, Barbaren alle.

Wir verließen den Laden sehr schnell und suchten uns ein stilles Plätzchen zum Auspacken. Das Päckchen enthielt eine bröckelige Substanz mit einem eigenartig vertrauten Geruch, der uns im Moment jedoch entfallen war. Wir waren ratlos. Wir hatten nicht

einmal ein Messer, wie sollten wir das Zeug auf unser Weißbrot kriegen? Barbaren, die Italiener. Doch langsam arbeitete sich der Geruch aus dem Hinterstübchen unseres Bewusstseins immer weiter nach vorn, bis wir endlich die Sackgasse erkannten, in die wir dieses Mal geraten waren: Hefe. Es war Hefe, was auch immer das auf Italienisch heißen mochte. Lose verkaufte Hefe. Zweifellos unessbar in rohem Zustand. Wir begannen hysterisch zu kichern. Wir rechneten aus, wie viele Brote man damit backen könnte, hätte man denn einen Ofen; oder Kuchen, Hefekuchen, so wie ihn unsere Oma immer am Freitagnachmittag fürs Wochenende gebacken hatte, und man musste nur ans Küchenfenster im Erdgeschoss klopfen und bekam ein ganz frisches Stück, das natürlich unendlich viel besser roch als unsere rohe Hefe, die sich krümelig in der Papiertüte breit machte. Und wie sollten wir das Zeug bloß loswerden? Öffentliche Mülleimer gab es damals ebenso wenig in Venedig wie öffentliche Toiletten, und wir konnte sie doch nicht einfach in den *Canale Grande* schmeißen, so wie wir leichtfertig die Kirschkerne hineingespuckt hatten! Wahrscheinlich würde der unförmige Hefekloß noch nicht mal versinken, sondern sich klebrig ausbreiten, eine undefinierbare Masse, die sich mit anderen undefinierbaren und unaussprechlichen Massen verbinden würde und an eine der glänzenden schwarzen Gondeln heften, wie eine böseartig mutierte Qualle, und dort wachsen und wachsen; und der Gondoliere würde sein Ruder nur noch mit großer Mühe wieder aus ihrem Schlinggriff befreien können, und sein böser Blick würde unweigerlich uns treffen, uns, die Barbaren, und wir wären tot in Venedig.

Vielleicht haben wir die Tüte aus reiner Verzweiflung zurückgetragen bis zum Hauptbahnhof, der schon genug mit dem Festland verbunden war, um sowohl öffentliche Toiletten als auch öffentliche Mülleimer aufzuweisen. Dass dann die *Ferrovio Italia* streikte und kein einziger Zug mehr zum Festland fuhr (und natürlich gab es keinen Schienenersatzverkehr, das Wort war damals wahrscheinlich noch nicht einmal erfunden, und wenn doch, dann hätte man es sicherlich wörtlich ins Italienische übernommen, la Schienen-Ersatz-

Verkehr), zu unserem schnakenbesetzten Appartement bei Mestre, ist eine andere Geschichte. Aber immerhin, es war Venedig.

NEAPEL SEHEN UND SHOPPEN

Er wurde es nicht müde uns zu warnen. Wir waren zu diesem Zeitpunkt bereits gemeinsam durch Rom gelaufen, er hatte uns die beste Eisdiele und den allerbesten Schuhmacher gezeigt, und den Petersdom und das Pantheon, und weil es August war und alle Römer in Urlaub waren, mussten wir uns nicht mal vor den Mofas fürchten. Wir hatten zusammen, diesen Morgen noch, den Vesuv bezwungen, gemeinsam mit Scharen weiterer schlecht beschuhter und gut behüteter Touristen; es war ein freundlich-warmer Sommermorgen, und der schwarze Krater wirkt eher wie eine große Sandgrube, in die man leider nicht hinunterrutschen durfte. In der unwirklich blauen Bucht unter uns erstreckten sich, auf einer leichten Dunsthülle schwebend, Neapel und seine Vorstädte; dort ahnte man Pompeji, auf der anderen Seite Herculaneum, und nur der in langen Studienreisen verfeinerten, mit italienisch ausholender Gestik untermalten Redekunst unseres Reiseleiters (und vielen lehrreichen *arte*-Dokumentationen) war es zu verdanken, dass wir auch das Grauen ahnen konnten, das rasende Tempo der Lavamassen, den Geruch, die Schreie, die plötzlich eintretende Stille. Und nun rief Neapel; Neapel sehen und sterben, murmelten die Gebildeten unter uns vor sich hin, aber eigentlich wollten wir nicht sterben, sondern Pizza essen. Unser Bus setzte uns am Hafen ab, wo die zwei vor Anker liegenden blendendweißen Kreuzfahrtschiffe merkwürdig mit den sonnen-durchglühten Rot- und Ockertönen der Stadt kontrastieren; die Kreuzfahrer waren aber offenbar schon auf dem Marsch durch Pompeji, und Neapel war menschenleer wie Rom in der Mittagshitze. Auf der weiten *Piazza del Plebisciti* waren wir allein mit den Tauben, und nun wurden wir nochmals ernsthaft instruiert: Zusammen bleiben! Die Fotoapparate, wenn sie denn schon sein mussten, dicht am Körper, wie alle Wertsachen! Und nicht abschweifen, auch wenn die Gässchen noch so idyllisch lockten! Dies sei Neapel, und wenn

wir auch mit ziemlicher Sicherheit nicht sterben würden, so könnten wir doch mit durchaus hoher Wahrscheinlichkeit beklaut werden. Also, im Chor bitte: Zusammenbleiben!

Wir trabten, eine etwas verängstigte Herde, unserem tapferen Hirten hinterher, der uns wie immer in makelloser italienischer *Statura* führte; allein sein Profil hatte etwas nicht ganz Klassisch-Römisches, sondern wirkte eher silenenhaft, verschmitzt satyrisch. Wir alle waren ihm schon verfallen, seiner perfekten Haltung wie seiner scharfen Zunge; unsere urdeutsche Fixierung auf Socken und Sandalen wurde jeden Morgen aufs Neue bespottet, aber nur dann und wann wagte einer der Jüngeren vielleicht, ganz mutig das Hemd nicht in die Hose zu stecken. Und so tauchten wir ein in die neapolitanische Altstadt: Die Gassen wurden immer enger, die Häuser mit ihrem gefährlich abblättrenden Putz schienen allein durch Wäscheleinen stabilisiert und berührten sich oben beinahe. Wenig Licht fiel hindurch und erhellte dann und wann einen Kleinwagen, der sich in die enge, schnurgerade Spaccanapoli gezwängt hatte, die Neapel in zwei Hälften teilt; eine Schlucht, die von den Hügeln aus unverkennbar einen Schnitt durch die Altstadt legt, und in deren Grund wir uns nun ausweichend an die verdächtig aussehenden Hauswände drücken mussten, um hupende Fiats mit wenig vertrauenerweckenden Insassen passieren zu lassen. Wir sahen Heiligenbilder, kaputte Motorräder, Müll; tiefschwarz gewandete Mamas auf bröckeligen Altanen, Straßenhändler, dunkle Läden, die sich in eine unendliche Tiefe erstreckten und bis oben hin vollgestapelt waren mit Dingen, Müll. Wir sahen, mitten darin, ein Kloster mit Orangenhain und natürlich die Straße der Krippen, in der das ganze Jahr über all das Sammelsurium verkauft wird, das zu einer typischen neapolitanischen Krippe gehört, darunter Pizzabäcker, Straßenhändler, wahrscheinlich auch Mofas und Taschendiebe und Müll. Und wir blieben zusammen, eine kleine Herde, die durch einen sehr fremden Kosmos stolperte und an einem heißen Augustmittag mit Figuren überladene Krippenszenarios fotografierte, die eher an eine von

einem leicht Verrückten inszenierte Modelleisenbahn mit Wasserfall erinnerten als an eine Weihnachtsgeschichte im fernen Judäa.

Vollzählig und glücklicherweise noch im Besitz aller Wertgegenstände tauchten wir etwas erleichtert am anderen Ende wieder aus der Spaccanapoli auf und waren nun, endlich, bereit für den Höhepunkt: die neapolitanische Pizza, hier, an ihrem Erfindungs- und Ursprungsort; Neapel sehen und Pizza essen, darauf waren wir vorbereitet worden, wir kannten die Geschichte, wie die Margherita zu Ehren der gleichnamigen Königin erfunden worden war, in ihrem uritalienischen Dreiklang des Rots der Tomaten, des schneeweißen Büffel-Mozzarella und des duftigen grünen Basilikums – dazu das Mysterium der Hefe, ganz genau zwischen locker und knusprig, so, wie es eben nur in Neapel zelebriert werden konnte, und nicht in Nürnberg, New York oder Neuseeland und schon gar nicht in der heimischen Pizzeria oder aus einer Tiefkühlpappe. Doch da ereignete sich das Unvorhergesehene, das Unvorhersehbare, das Sakrileg: Ein kleiner Teil der Gruppe – es waren einige der Jüngeren – kündigte an, sich von der Herde trennen und lieber shoppen gehen zu wollen. Shopping?! Unser Hirte war nicht nur verstimmt, er war fassungslos. Socken in Sandalen, das mochte noch angehen, zumal man ja wirklich nicht wusste, was unter den Socken versteckt war; aber Shopping statt neapolitanischer Pizza? Seine Statur litt. Aber er fasste sich mühsam wieder und gab bündige Instruktionen: Zusammenbleiben, unbedingt, jetzt erst recht! Die Hauptstraße niemals verlassen, da gäbe es sowieso keine Shops in den Gässchen! Den Rucksack körpernah! Und genau eine Stunde, *capisci?* Die Abtrünnigen setzten sich etwas unsicher in Bewegung, der Rest setzte sich auf weiße Plastikstühle; die Pizzeria sah noch etwas unbelebt aus. "Shopping!", murmelte er, immer wieder. Die Pizza ließ auf sich warten, aber schließlich war das hier kein Schnellimbiss oder *Pizza-take-away*, sondern Neapel an einem mäßig heißen Montagmorgen im August, und die Kellner mussten erst ein wenig überredet werden, ihren Ofen anzuwerfen. Als dann unsere Pizza kam – stillschweigend hatte man sich auf *Margherita*, das Original geeinigt –, bissen alle herzhaft

zu. In Sekundenschnelle waren wir bekehrt: Alles war, wie es sein sollte, und niemals mehr würden wir in unserer heimischen Pizzeria eine *Pizza Hawai* bestellen, ohne uns in Grund und Boden zu schämen, niemals mehr der Dr.-Oetker-Werbung oder einer anderen internationalen Pizza-Mafia und ihren Pappizzas auf den Leim gehen! Pünktlich nach einer Stunde – immerhin waren sie Deutsche und trugen Socken in den Sandalen – tauchten die Shopper wie-der auf. Sie schleppten Plastiktüten, die internationalen Trophäen des globalen Schnäppchenjägers, die Tüten trugen vertraute Logos der globalen Großkonzerne, die Jäger sahen aber nicht wirklich glücklich aus. Aber immerhin, so vermittelte ihre trotzig Haltung, würden sie etwas Handfestes mittragen aus Neapel, und wenn es nur gefälschte Markenprodukte aus Asien waren! Wir aber, wir Bekehrten, wir hatten die einzige, die wahre, die platonische Ur-Idee der Pizza schlechthin gegessen, und zwar restlos aufgegessen; nicht eine Kante war übriggeblieben. Die Plastiktische hatten ein wenig geklebt, und das grobe Porzellan hatte einen leicht gräulichen Schimmer, aber kam es darauf denn an? Die Pizza war uns in Fleisch und Blut übergegangen; ein einfaches Mittagmahl, gemeinsam genossen, während die Verräter ihre Silberlinge vergeudeten. Und ihre T-Shirts würden schon längst zu Fetzen zerfallen sein, während wir, in der heimischen Pizzeria oder zuhause, der Ur-Pizza gedenken würden, voller Inbrunst und Ehrfurcht und Sehnsucht, ihren unvergleichlichen Dreiklang aus tiefroten Tomaten, schneeweißem Büffelmozzarella und duftiggrünem Basilikum in der Nase und den Geschmack von Italien, Vesuv und Sommer auf der Zunge, für jetzt und immerdar. Neapel sehen und shoppen hingegen hat sich bis heute nicht als Logo etablieren können.

LAIZISMUS

Es war der dritte Tag unseres Frankreich-Urlaubs; kurz vor dem Wochenende waren wir losgefahren, hatten uns ein Wochenende lang eingewöhnt, und nun war es Montag und wir hatten ein

anstrengendes Besichtigungsprogramm vor uns: die sagenhaften Loire-Schlösser. In Chambord, dem utopischsten all dieser seltsamen Hinterlassenschaften eines vergangenen Feudalismus, war die Hölle los: Es war heiß, das weiße Traumschloss mit seinen Hunderten von spitzen Schornsteinen stand in einer sonnenverbrannten Parkwüste – das Wasser in dem Schlossgraben, in dem es sich auf den Postkarten so verzaubert spiegelte, war abgelassen, nichts spiegelte sich im graubraunen Schlick, und der Rasen war grau gelb verbrannt. Aber dafür waren ja die Menschen bunt. Massen von Menschen, sie strömten herbei in Bussen und Autos, füllten immer entlegene Parkplätze, drängelten sich durch das gekühlte Kassenhaus, pilgerten in langen Reihen zu dem Taj-Mahal-artigen Gebilde in der Grassteppe. Im Schloss drängelte man sich durch die spiralförmigen Treppenhäuser und um die Schornsteine auf dem Dach; wieder draußen drängelte man sich in den Restaurants, die mit charmanter französischer Ineffizienz geführt wurden, aber dafür, dass es Fast Food war, wirklich erstaunlich gutes Essen produzierten. Viele Familien mit Kindern waren da, Touristen aus aller Herren und Damen Länder, und wir dachten: Nun ja, ist halt Chambord. In Blois, unserem nächsten Loire-Schloss, war es noch heißer, es waren auch nicht so viele Leute dort; aber seltsamerweise waren alle Geschäfte im Ort geschlossen, es war praktisch unmöglich, einen Kaffee zu bekommen, und Kathedrale, Schloss und das Haus der Magie mit seinen Drachenköpfen thronten über einer seltsam unbelebten Stadt an der träge daher fließenden, flachen Loire. Nun ja, dachten wir, ist halt Montag, die Geschäfte haben wahrscheinlich zu am Nachmittag, und wer weiß, wie lange sie hier Siesta halten. Aber inzwischen verdursteten wir beinahe, mit dem im Auto zurückgelassenen Wasser hätte man auch einen ordentlichen Tee aufsetzen können, und so wir fuhren nach Vendome, um uns – natürlich viel zu früh für die Franzosen, wie immer – ein schönes Restaurant für den Abend zu suchen. In Vendome war es aber genauso leer auf den Straßen wie in Blois, und schon beim Durchfahren konnte man sehen, dass viele Restaurants geschlossen hatten. Montag halt,

seufzten wir, dann machen wir eben ein Picknick, fahren in einen der omnipräsenten Riesen-*Hypermarkets*, wie sie jedes mittlere Dorf hat, und kaufen leckeren französischen Käse und Baguette und Wein und Melonen und flaschenweise tiefgekühltes Wasser, und die Welt ist wieder in Ordnung. War sie aber nicht. Die Supermärkte waren nämlich geschlossen. Alle. Als wir sogar beim ALDI vor geschlossenen Türen standen, hatte ich endlich die – schon lange fällige, aber das Gehirn war weichgekocht – Erleuchtung: Wenn in einem Land wie Frankreich an einem Montag nicht nur alle Restaurants, Bars und Brasserien, sondern auch *Intermarche*, *SuperU*, *Leclerc* und *ALDI* geschlossen sind, muss es ein Feiertag sein! Zuerst vermuteten wir einen Nationalfeiertag, aber es war nicht der 14. Juli, sondern der 15. August – ein in Deutschland nicht besonders bedeutender katholischer Feiertag namens Maria Himmelfahrt. An Maria Himmelfahrt, das wissen wir jetzt, ist das öffentliche Leben im laizistischen Frankreich komplett lahmgelegt. Noch nicht mal die Bars dürfen einen Croque Monsieur servieren. Laizismus, rief mein Sohn spöttisch, steht in der Verfassung, und dann das! Ich erinnerte mich zum Glück an dieser Stelle daran, dass mir bei der Fahrt durch die menschenleere Innenstadt ein geöffneter Pizza-Schnell-Imbiss aufgefallen war. Wir parkten unser Auto im Schatten (Parkplätze gab es in Hülle und Fülle an diesem Abend), machten uns auf den Weg und tatsächlich – der Inhaber beschied uns zwar, er schließe in zehn Minuten und könne uns nur noch Pizza zum Mitnehmen anbieten, aber es war in Frankreich, und es gab Pizza mit Ziegenkäse, und auch die anderen Varianten waren sehr essbar. So verzehrten wir unsere Take-Away-Pizza in dem kleinen Park zwischen Rathaus und Fluss bei untergehender Sonne, zum Glück war dort nur das Angeln verboten, nicht aber das Pizza-Essen, und auf dem Spielplatz waren sogar einige Kinder, die sich nicht um den Feiertag scherten. All das hätte jedoch diese schon reichlich längliche Geschichte nicht wirklich erzählenswert gemacht, wäre da nicht das Denkmal gewesen, das uns in die Augen fiel, als wir einen Müll-eimer für unsere Pizza-Pappen suchten. Es war nämlich, und das ist

wirklich wahr, dem Laizismus gewidmet, und darauf stand: "*On n'a rien inventé de mieux pour vivre ensemble*" – in grober Übersetzung: "Man hat noch nichts besseres erfunden, um miteinander zu leben". Offenbar aber nicht, um gemeinsam in der Öffentlichkeit zu essen. Oder zu baden; französische Gerichte mussten gerade in diesen Tagen über die befremdliche Frage entscheiden, ob sich Frauen am Strand in einen Burkini gewandeln dürfen. Maria hätte sich tränenreich abgewandt, wenn sie noch unter uns wäre; sie ist aber zum Himmel gefahren, wo es keine Ladenöffnungszeiten gibt und alle Engel sich verschleiern können, wie sie gerade Lust haben.

VON KATZEN UND MENSCHEN

Nun gab es in diesem Chateau, das bezaubernd war wie alle unsere vorherigen Chateaus auch und von einem besonders charmanten Schlossherren von altem Adel geführt, zum ersten Mal das Angebot, man könne auch ein Abendessen bekommen. Es sei ein einfaches Essen, 20 Euro pauschal pro Person, nur ein Menü, man könne sich auch kurzfristig anmelden und solle dann gegen 20 Uhr in der normannischen Halle erscheinen. Gekocht wurde es von einer lebhaften kleinen Spanierin, dem *girlfriend* des Sohnes des Hauses, und sie begrüßte die unauslöschlich pünktlichen deutschen Gäste tatsächlich in einer sehr einfachen Küche, die auch in jedem deutschen Haushalt hätte stehen können. Mitten im Raum stand ein großer schwerer Holztisch mit schmalen Holzbänken an beiden Seiten, auf denen man halb stehend, halbsitzend das angekündigte einfache Menü zu sich nehmen konnte. Tatsächlich waren sogar schon zwei Gäste vor uns gekommen; ein italienisches Paar, mit dem Fahrrad unterwegs, die Dame beklagte das Fehlen von Shampoo im Appartement, aber ansonsten betrieb man freundliche Konversation mit dem bei aller Lockerheit immer sehr gerade dastehenden Sohn des Hauses, wenn er nicht gerade seiner aufgeregt herumwuselnden Freundin zur Hand ging und den Tisch deckte, das Wasser brachte, die Teller abräumte. Etwas später kamen drei junge Franzosen, ein attraktiver und unauffällig eleganter Mann, flankiert von zwei

Schönheiten mit langem Haar, wohlgeföhnt, die eine brünett, die andere schwarzhaarig; wie sich später beim Tischgespräch herausstellen sollte, waren sie – der junge Mann sagte es etwas verschämt in fließend akzentfreiem Englisch, sie konnten aber auch alle italienisch mit den Italienern parlieren, nur leider kein Deutsch – in der Modebranche tätig; die eine Dame entwarf Schmuck, der junge Mann Accessoires und Handtaschen für andere junge Männer, *freelancing*, wie er betonte, nicht für die großen Designer. Verstohlen schauten die anderen Tischgäste noch einmal auf die Kleidung, und tatsächlich, das weiße Hemd war wohl doch eine Nummer extravaganter als das, was man auch in guten französischen Läden hätte kaufen können, und der Schmuck zwar unauffällig, aber erlesen. Man saß nun schon auf den schmalen Holzbänkchen und war bereit für den ersten Gang – eine kalte Zucchini-Suppe mit Pfefferminz –, da kamen, offensichtlich unerwartet, noch mehr Gäste. Eine Familie, der Vater chinesischen Ursprungs, die Mutter amerikanisch aufgedrehter Typus, drei äußerst stille und wohlgezogene Kinder, apart gemischt in der Erscheinung. Als nach einiger Improvisation alle endlich am nun vollständig gefüllten normannischen Holztisch saßen, entwickelte sich ein lebhaftes Tischgespräch, besser gesagt, es kreiste bald ziemlich monolithisch um die Neuzukömmlinge. Denn er war in der Städteplanung und der Landschaftspflege tätig, weltweit offensichtlich; er hatte Visionen, viele, um die Welt zu retten, zumindest temporär, bevor die junge Generation sie dann endgültig *fixen* würde. Aber sie würden gut vorbereitet sein; seine Frau sei nämlich gerade eben zum *second coolest teacher* von ganz Amerika gewählt worden, der Sohn war schon mit einem berühmten Polarforscher in der Antarktis, und den Rest konnten wir nicht mehr ganz verstehen – aber es war unüberhörbar, dass es sich um hier um eine Hochleistungsfamilie handelte, um weltgewandte Menschen, die zu allem das Richtige und Wichtige zu sagen wussten, und die anderen zeigten sich gehorsam beeindruckt und nickten an den richtigen Stellen: *Absolutely, yes*. Zwischendurch sprach man ein wenig über Mode, und wo man am besten shoppen gehen könne in Paris, die Mädels

würden das ja sicherlich wollen. Die Kinder schwiegen und aßen (nicht alle mochten die Zucchini-Suppe, wenigstens). Wir schwiegen ebenfalls die meiste Zeit und aßen (sogar die Zucchini-Suppe, die wirklich gut war). Nach dem Dessert (natürlich war es auch ausgezeichnet) verabschiedeten wir uns ziemlich schnell und ungeschickt; wir wollten noch den Mont St. Michel bei Nacht sehen. Das stimmte schon, war aber nur die halbe Wahrheit; die andere Hälfte war, dass wir einfach nicht gewappnet waren für so viel Weltläufigkeit und Exzellenz mit unserem doch deutlich akzentuiertem Englisch und unseren Brocken Französisch und unserer praktischen deutschen Reisekleidung und unserer schwäbischen Provinz, aus der nicht als schicke Autos kommen; und unser Sohn weigerte sich, sobald wir den Raum verlassen hatten und wie auf ein Zeichen gemeinsam in ein etwas hysterisches Kichern verfallen waren, standhaft, die Welt später *fixen* zu wollen, nachdem wir sie ruiniert hatten. Der nächtliche Anblick des Mont St. Michel half uns ein wenig über den Kulturschock hinweg, vor allem, weil es ruhig und sogar ein wenig menschenleer war; über uns strahlten Millionen Sterne, man konnte die Milchstraße verfolgen, und gar nichts musste gefixt werden. Als wir zurück kamen zum Chateau, es war gegen Mitternacht, sahen wir den Chinesen in seinem weißen Bademantel vom Pool zurückhuschen; wahrscheinlich hatte er noch eben 100 Bahnen geschwommen und war übrigens bei der Olympiade in Peking Zweiter über 100 Meter Delphin geworden. In der Eingangshalle des Chateaus mit ihrer geschwundenen Treppe und den streng blickenden Portraits der Ahnen erwartete uns dafür die Schlosskatze. Sie hatte eine Maus gefangen, sie lag noch dort auf dem tiefroten Teppich, und die Katze war sehr stolz. Wir unterhielten uns eine Weile mit ihr, Katzen sind so angenehme Gesprächspartner; sie sagte auch gar nicht, dass sie sowieso jeden Tag vier Mäuse fange, wie uns der Schlossherr bei der Abreise am nächsten Morgen berichtete. Es reicht ja, seine Pflicht möglichst gut zu tun, man kann auch gern stolz darauf sein; darüber aber auch noch pausenlos reden müssen nur Menschen.

VON REHEN UND STIEREN UND DER GLOBALISIERUNG DES MITTELALTERS

„Wahrscheinlich haben sich die letzten fünf Einwohner zusammengetan, knacken gerade unser Auto und verlassen diese Stadt“. Sehr lakonisch sagte mein Sohn diesen Satz an einem Montag während unseres diesjährigen Frankreichurlaubs. Es war mittags, nach 14 Uhr, die Sonne schien gnadenlos auf die Provinzstadt in der Provence herab, und wir waren, nun ja, verzweifelt. Gerade war mir nämlich exakt der gleiche Gedanken durch den Kopf geschossen, wenn auch nicht in der rhetorischen Zuspitzung, die mein vielleicht noch nicht geistig ganz weich gekochter Sohn dem Gedanken gegeben hatte, so dass er geradezu schwerelos durch die flimmernde Luft über den verlassenen Straßen flimmerte, wo nur gelegentlich eine streunende Katze zwischen immer verfalleneren Häusern von Schlagloch zu Schlagloch humpelte; ich hatte einfach gedacht: „Oh weh, und ausgerechnet hier haben wir unser Auto“ – es war nämlich ein noch relativ neues, für Südfrankreich relativ großes und überhaupt sehr attraktives Auto – „in der hinterletzten Ecke dieses superneuen Riesenparkplatzes geparkt!“ Derweil waren wir wieder in einer Sackgasse gelandet. Irgendwo, irgendwo am Ortsrand musste doch dieser Kanal sein, er hatte zwar gar nicht so einladend ausgesehen, als wir mit unserem schönen attraktiven Auto über ihn hinweg gefahren waren, hin zum großen, superneuen Parkplatz. Aber da dachten wir auch noch –

Ach, was man so alles denkt, wenn man im schönen Sommerurlaub dasteht, mitten in Frankreich, die Sonne brennt vorschriftsmäßig vom Himmel und es ist hell, so hell hier in der Provence, dass man endlich versteht, was Cézanne und seine Malerkollegen meinten, wenn sie von der Luft hier schwärmten, ihrer ganz besonderen Durchsichtigkeit und geradezu transzendenten Klarheit! Wir hatten also gedacht, den Reiseführer in der Hand, dass wir von Arles aus nun noch nach Saint-Gilles fahren wollten; es sollte der Tag der romanischen Portale werden, der Himmels- und Teufelsdarstellungen,

der Fratzen und Monster, der Engel und Jungfrauen, und wie flocht sich eines ins andere in den alten geschnittenen Steinen! In Arles war morgens viel los gewesen, das Fremdenverkehrsamt hatte zum Beispiel eine kleine Gruppe attraktiver junger Dame dafür engagiert, ihre zierlichen Körper in putzige Trachten zu zwängen und die schweren Haare zu schmückenden Knoten aufzubinden und dann zu posieren. Im römischen Theater, vor der Kathedrale Saint-Trophime, sogar bei der alten Nekropole der Alycsamps hatten wir sie mit dem Taxi vorfahren sehen, und es war ein apartes und irgendwie symbolisches Bild gewesen, wie sie ihre langen Kleider über die schmalen Knöchel huben beim Aussteigen, sich mit den Schmuckfächern Luft zufächelten und dann langsam die uralte Allee betreten, über die schon Rilke Gedichte geschrieben hatte und die, natürlich, Cézanne gemalt hatte. Ach, in Arles war die Welt noch sehr in Ordnung gewesen, die Jahrhunderte waren einfach ineinander verschränkt wie die Figuren auf den Portalen, und auf dem weiten Sandplatz des Amphitheaters stand etwas verloren ein kleiner roter Traktor, als wollte er demnächst auf die Stiere losgehen, er sah aber gar nicht fehl am Platz aus. Jedenfalls war es genug Stadt für die vielen Touristen, es waren genug Souvenirshops für noch mehr Touristen, und das Theater und die anderen antiken Trümmer nahm man eben so mit, schließlich posierten attraktive junge Frauen im Schatten zwischen den Säulenresten und lachten und plapperten und winkten kokett mit ihren Fächern!

Aber wir wollten ja wieder einmal nicht das machen, was alle anderen machten – also sich in einem der vielen Restaurants ein schattiges Mittagsplätzchen suchen, ein überteuertes Touristenmenü aus den immergleichen Bestandteilen bestellen (das trotzdem sein Geld wert war, das war es eigentlich immer) und anschließend ein wenig in schattigen Souvenirshops stöbern und arlesische Puppen oder dekorative Plastik-Theatertrümmer für den Vorgarten kaufen. Wir doch nicht! Nein, wir machten uns auf den Weg zum zweiten römischen Portal, nämlich nach St. Gilles, gar nicht weit zu fahren. Dort würde es etwas ruhiger sein, so dachten wir, und wir würden

gemächlich das wunderbare Portal begutachten und es fachkundig mit dem in Arles vergleichen. Und dann würden wir uns auf dem vom Platanen gesäumten Platz vor der Kathedrale in einer Brasserie niederlassen, die wahrscheinlich Brasserie du St. Ägide heißen würde, nach dem ortsansässigen Heiligen, und dann würden wir – naja, ein etwas weniger überteuertes Touristenmenü essen, das trotzdem sein Geld wert war, aber vielleicht wäre noch ein Dorfhund da und das eine oder andere Dorf-Original.

Vielleicht ist dies die Stelle, um einen kleinen Exkurs einzufügen über den Heiligen Ägidius. Er war eigentlich, so kann man in Wikipedia und diversen Reiseführern lesen, aus Griechenland gebürtig, aus nobler und wohlhabender Familie, und wie es genau dazu kam, dass er als Heiliger in der Provence endete, ist nicht ganz klar; aber darauf kommt es ja auch nicht an in solchen Geschichten. Die Legende jedenfalls sagt, dass er sich als Eremit im Rhonetal angesiedelt hatte und sich von der Milch einer Hirschkuh nährte. Als jedoch während einer Jagd der wüste Westgotenkönig Wamba (ja, wirklich, nicht der weiße Neger Wumbaba) auf seine Hirschkuh schoss, rettet Ägidius sie, indem er sich schützend vor sie stellte und so selbst vom Pfeil des wüsten Wamba getroffen wurde. Weil das aber offenbar noch nicht heiligenmäßig genug war, bat er Gott inständig darum, dass er niemals von dieser Wunde gesunden solle; welchen Wunsch Gott ihm in seiner unendlichen Großzügigkeit erfüllte. Der König jedoch hatte ein schlechtes Gewissen und gründete zur Wiedergutmachung ein Kloster für Ägidius. Und so steht heute, Hans Memling hat es eindrucksvoll gemalt, ein schmaler Eremit mit Bart und Abtsstab demütig gebeugt neben einer scheuen Hirschkuh, seine Hand schmeichelt ganz unauffällig ihre Wange, der Pfeil ragt noch aus dem Unterarm hervor und wenn man genau schaut, sieht man ein wenig Blut herabtröpfeln.

Dieses Kloster nun wurde gegründet in Saint-Gilles, und es gedieh und blühte recht bald, zumal als die Benediktiner von Cluny es unter ihre Fittiche nahmen, die gerade dabei waren, ganz Europa mit ihrem Reformorden zu überziehen, eine erfolgreiche religiöse

Globalisierung zweifelsohne. Und so geschah es, dass der entlegene Ort am Rand der sumpfigen Camargue zur zentralen Station auf einem der großen Pilgerwege wurde: Die Via Tolosana nach Santiago de Compostela, einer der vielen Zweige des bis heute allgegenwärtigen Jakobswegs (ja, Globalisierung!), führte durch ihn hindurch, und gleichgültig, ob man aus Italien oder Südfrankreich kam oder auf dem Kanal von Nordfrankreich – alle Wege führten zuerst nach Saint-Gilles, und von da aus dann, Muschel für Muschel, auf den Spuren des Hl. Jakob nach Santiago de Compostela. 40.000 Einwohner soll die Stadt in ihrer Blütezeit gezählt haben, ein Zentrum der Religion, des Handels, der Kultur. 13.500 sind es angeblich heute, aber eigentlich sind es nur noch fünf, und die sind gerade dabei, unser Auto zu knacken, um Saint-Gilles für immer zu verlassen.

Denn Saint-Gilles, so wie wir es antrafen an diesem sehr heißen Hochsommermittag, war eine Geisterstadt. Nun gut, der Abstieg hatte schon weiter früher begonnen, Schnelldurchlauf durch die Geschichte: 1208 wurde ein päpstlicher Legat in der Stadt ermordet, die Pilgerbewegung flaute ab, da man zu viel Kriege führen musste auf dem Wege, die Hugenotten steckten 1562 die Abtei in Brand und ertränkten die Mönche im Brunnen der Krypta (nein, die Hugenotten sind gar nicht immer die Guten!). Der Zahn der Zeit und die Französische Revolution besorgten das Übrige, gefolgt von den berüchtigten französischen Radikalrestauratoren des 19. Jahrhunderts. Und so kommt es, dass die ehemalige Pilgerhochburg, eines der vier größten Wallfahrtsziele der Christenheit einstmals, heute nur noch – im wahrsten Sinne des Wortes eine Fassade ist. Immer noch thront die Kathedrale auf dem höchsten Punkt der Stadt, weit über Kanal und Hauptstraße erhoben; immer noch greift sie breit und platzfüllend aus mit ihren drei Prachtportalen. Aber über den Portalen – hört die Kirche einfach auf; ein Stummel von Turm zur Linken, ein einfacher Campanile zur rechten, und ein sehr prosaisches Mittelschiff, das kaum über das Hauptportal herauschaut. Und aller Reichtum der Portalausstattung, die unzähligen Heiligen,

Jungfrauen, Monster und Fratzen, der Herrgott selbst und Maria und Jesus und die Jünger, können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Zeit über sie hinweg gegangen ist. Einsamer als einsam stehen sie auf einem sonnendurchglühten Hügel, und man wünschte ihnen innig wenigstens einen Heiligen Ägidius samt Hirschkuh, es dürfte auch gern ein zerzauster Dorfhund sein, der bei ihnen stünde und Wacht hielte.

Das wirklich Befremdliche aber war, dass die Fassade gerade neu hergerichtet worden war: Glanzgekärchert erstrahlte sie beinahe übernatürlich, zu ihr führten geglättete Marmorstufen empor, markiert von vielen ganz neu glitzernden Muschelsymbolen auf den ebenfalls noch beinahe nach frischer Farbe riechenden Geländern. Auf einem Bauplatat wurde gepriesen, dass es sich ja nun um ein UNESCO-Weltkulturerbe handelte; und offensichtlich war ein Geldregen über diese Kleinstadt hereingebrochen, deren Rest aber, drehte man nur den gekärcherten Prachtportalen den Rücken, kurz vor dem Zusammenbruch war. Natürlich, beim Einfahren hatten wir am Kanal ein Restaurant gesehen; die Hauptstraße, von der wir zum funkelnagelneuen Parkplatz (brauchten Jakobspilger eigentlich so viele Parkplätze heutzutage?) abgebogen waren, hatte wohl einige Läden gehabt. Aber sobald wir uns bergauf begeben hatten, sobald wir unsere kleine mittägliche Pilgertour zur Abtei des Heiligen Ägidius, einem der vier großen Wallfahrtsziele des christlichen Mittelalters, Hauptstation auf der Via Tolosana, aufgenommen hatten – verfiel alles immer mehr. Die Straßen waren kaputt, die Häuser waren kaputt, die Autos waren kaputt. Ein Restaurant? Ach, inzwischen hätten wir schon einen einfachen Dorfladen gepriesen (das Wasser war aus), überhaupt einen Laden, oder wenigstens einen Menschen, einen Straßenhund, irgendetwas! Aber es wurde immer stiller. Die Muscheln glänzten schweigend vor sich hin und wiesen uns den Weg nach oben, aber oben – war nichts. Mittagsruhe wäre untertrieben. Es war eine Stille, von der man sich nicht vorstellen konnte, dass sie jemals aufhörte; sie war nicht schön und beruhigend, sie war drückend und bedrohlich. Wartend standen die

Jungfrauen am Portal, aber egal ob sie noch Öl gehabt hätten in der Lampe oder nicht – es hätte nichts geholfen. Sie warteten auf etwas, das niemals mehr kommen würde, trotz aller vereinten Fördermittel von UNESCO und EU, und irgendwann würde auch der große neue Parkplatz verfallen, überwuchert von den wilden und bei alledem durchaus noch wohlriechenden Kräutern der Macchia. Und irgendwo würde unser Auto....

An diesem Punkt nämlich sagte mein Sohn den anfangs zitierten Satz, begleitet von meiner persönlichen Schreckensvision. Wir wollten inzwischen nur noch raus hier (wir sind dann mal weg!), hin zum Kanal am Ortseingang, immerhin hatten wir dort eine Pizzeria gesehen und die Boote sahen eigentlich lebendiger aus als alles, was uns auf den buckligen Berggassen rund um die traurigen Portale begegnet waren. Normalerweise stellen wir uns nicht dumm an und sind auch in der Fremde hinreichend orientiert, aber dieser Ort hatte es auf uns abgesehen. Wir sollten Saint-Gilles kennenlernen, all seine Seiten! Als wir endlich durch eine besonders heruntergekommene Häuserreihe Wasser durchschimmern sahen, fühlten wir uns ähnlich, wie sich die Pilger nach einem langen staubigen Tag gefühlt haben müssen, als sie die stolzen Türme von Santiago de Compostela in der Ferne sahen. Wir waren am Kanal! Es gab sogar zwei Restaurants! Beide waren offen, in beiden saßen Menschen! Und sogar die Pizza war gut, alles war gut. Natürlich stand unser Auto auch noch genau da, wo wir es gelassen hatten, als wir nach einer knapp zweistündigen Mittagspause wieder auf den gähnend leeren Parkplatz zurückkehrten, es hatten sich aber immer noch keine Jakobspilger eingefunden. Wir hatten auf dem Rückweg auch gesehen, dass gerade vor einem Tag die Stiere durch die Stadt gejagt worden waren, die Absperrungen standen noch an den Seiten und es gab lustige Verkehrsschilder mit Stieren mit gesenkten Hörnern darauf. Vielleicht gab es also doch noch Leben in Saint-Gilles, vielleicht gab es noch Hoffnung. Lieber wäre es mir aber gewesen, anstelle einer Stierhatz mehr vom Geist des Heiligen Ägidius zu sehen,

wie er sanftmütig und unauffällig seine verletzte Hand an die Wange eines scheuen Rehes schmiegt. Aber das wäre wohl zu viel gehofft.

NICHTS ZU SEHEN IN TROJA

Die Busfahrt war sehr lang, und es war sehr heiß draußen. Wir waren zwar schon in aller Frühe vom Hotel gestartet, aber der Weg nach Troja durchs Landesinnere war weit und die Straßen waren noch nicht gut ausgebaut; es gebe aber, so erzählte uns unser türkischer Reiseleiter, ein neues Modernisierungsprogramm, alle großen Überlandstraßen in der Türkei würden nämlich vierspurig ausgebaut werden in den nächsten Jahren (die Geschichte spielt vor sehr langer Zeit, *ante Erdogan*). Die sehr vermischten deutschen Touristen, die den großen Bus über die Sitzreihen versprengt bevölkerten, blickten skeptisch; sie hatten auch schon gelernt, dass man in der Türkei mit fünfzig Jahren in Rente gehen konnte, und das klang alles ein wenig zu paradiesisch – wenn die Hitze nicht gewesen wäre. Die Klimaanlage kam einfach nicht gegen die über vierzig Grad Außentemperaturen an, aber wenigstens hatte der türkische Busfahrer vorausschauend seinen Kühlschrank bis zum Rand mit kleinen Plastik-Wasserflaschen gefüllt, an denen wir hingen wie an einem Tropf. Derweil unterhielt uns unser Reiseleiter tapfer weiter, während die Stunden sich zogen und die Temperatur weiter anstieg: Wir alle hätten ja sicherlich in der Schule die ganzen Geschichten gehört vom Troja. Wir nickten brav und ließen sie uns trotzdem noch einmal erzählen, die Fahrt war lang und die Landschaft trostlos von der Sonne verbrannt. Das Besondere aber an dem realen Troja sei, so betonte unser Führer gleich zur Einleitung, dass es dort leider heute gar nichts zu sehen gebe. Er sage es uns lieber gleich, damit wir nicht enttäuscht seien; wo wir doch alle die großen Geschichten kennen würden und auf das Pferd neugierig seien oder wenigstens ein paar Reste von der alten Herrlichkeit Trojas und dem erbitterten zehnjährigen Kampf sehen wollten – aber nein, er müsse uns die Wahrheit sagen: Nichts, oder wenigstens fast nichts sei davon geblieben. Der Kampf müsse in unserem Kopf stattfinden, da die Realität leider

nichts hergebe. Natürlich, man habe ausgegraben, wieder und wieder, von Troja I bis zu Troja X, aber es sei halt nicht viel mehr zu finden gewesen. Draußen zogen weiter türkische Kleinstädte mit öden Neubausiedlungen vorbei, wir konnten auch nur ahnen, wie stark die Mittagshitze inzwischen brannte; die meisten dösten längst vor sich hin; aber zwischendurch versäumte es unser Reiseleiter nicht, uns gelegentlich darauf hinzuweisen, dass in Troja immer noch nichts zu sehen sei. Nur damit wir gewarnt seien.

Als wir am späteren Nachmittag immer noch bei Bruthitze und mit steifen Beinen den Bus verließen, in dem sich die leeren Wasserflaschen türmten, stellte sich heraus, dass die Strategie des Reiseleiters geradezu des listenreichen Odysseus würdig war: Wir erwarteten einfach gar nichts mehr – und waren deshalb geradezu entzückt über jeden Stein, der mit viel Phantasie und gutem Willen ein wenig antik aussah und eine Säule ahnen ließ; wir malten uns aufs schönste aus, wie die Griechen über sanfte Schrotthügel anstürmten, vom Meer her, das da vorn in weiter Ferne liegen sollte, irgendwo; und wir hätten auch Helena in jedem Weibe gesehen, wenn wir denn überhaupt eines gesehen hätten; wir waren aber ziemlich allein in der Anlage – es gab schließlich nicht viel zu sehen, wie wir nun aus eigener Anschauung kennerhaft bestätigen konnten. Und als wir dann noch einen mit einem geometrischen Punktmuster versehenen quaderförmigen Stein fanden, sechs Punkte in wohlgeordneten Dreierreihen, freuten wir uns geradezu kindisch, dass wir das Ur-LEGO entdeckt hatten! Immerhin gab es auch ein rekonstruiertes Holzpferd am Eingang, wenn man tapfer war, konnte man sogar in seinen überhitzten Bauch klettern. Zudem hatten, um die Wahrheit zu sagen, die meisten nicht gerade präzise Erinnerungen an die Eroberung von Troja; Homer ist keine einfache Lektüre, allenfalls hatte der eine oder die andere den neuen Film mit Brad Pitt gesehen, aber der war nun leider auch nicht in Troja geblieben.

Unser türkischer Reiseleiter aber wurde während all der Zeit nicht müde, uns zu loben, unsere Disziplin und unsere Pünktlichkeit vor allem, die sich so wohltuend von der italienischer Reisegruppen

abhebe – wenn die erst mal beim Essen säßen, würden sie nie mehr aufstehen, die Deutschen hingegen: immer fünf Minuten vor der Zeit! Wir schämten uns leise unserer Sekundärtugenden, aber das war noch nicht das Schlimmste. Noch schlimmer wurde es, wenn er an unsere Bildung appellierte. Die Gruppe war ungefähr so ein gemischter Haufen, wie die homerischen Helden, die sich damals aus ganz Griechenland kommend vor Troja versammelt hatten; und der Bus war unser Holzpferd, in dessen Bauch wir sicher waren. Draußen jedoch lauerten die Hitze und die Bildung. In Ephesos zum Beispiel, wo wir wiederum bei über vierzig Grad unter dem einzigen kargen Olivenbaum, der einen Hauch von Schatten zwischen den Ruinen spendete (wenigstens gab es hier reichlich davon), zusammengedrängt waren, eine blasse Schafherde mit bunten Sonnenhüten – hier in Ephesos also, so verkündete der Reiseleiter stolz, habe der Apostel Paulus seine berühmten Briefe geschrieben. Er erntete verständnislose Blicke von seinen Schäfchen. Die Briefe an die Epheser natürlich, wir wüssten schon. Große Teile der Reisegruppe wussten nichts, oder wenigstens deutlich weniger noch als über Troja, und diesmal nickten sie nicht brav und schafsartig, warum auch immer, sondern wurden ein wenig aufmüpfig: Sie waren ehemalige Bürger der DDR, und Bibellektüre stand noch weniger als Homer auf ihrem Lehrplan, woher sollten sie so etwas also wissen? Und so kam es, dass ein sehr freundlicher, umfassend gebildeter, liberal muslimischer, grauhaariger türkischer Reiseleiter seiner deutschen Reisegruppe, kaum fünfhundert Meter entfernt von der imposanten Fassade der berühmten Bibliothek von Ephesos (es war aber nur eine Fassade übrig, die leeren Fenster schauten ins Nichts, auf das Meer, das damals noch dort war und sich jetzt auch zurückgezogen hatte), eine Einführung in die Grundlagen der christlichen Religion erteilte, die reges Interesse fand; und wenn der Apostel Paulus jetzt noch ein Pferd dagelassen hätte, wären wahrscheinlich die Ersten vom Atheismus zum Christentum konvertiert. So aber war es ein Märchen mehr von vielen, über eine Religion aus einer fernen Zeit in einem fernen Land, das keinen Schatten kannte, aber

monumentale Bibliotheken und Theater baute und einen zehnjährigen Krieg um eine schöne Frau führte.

Der Reiseleiter wurde es im Übrigen auch nicht müde, uns die Vorzüge des Kemalismus zu predigen; kaum sah man eine verschleierte Frau auf der Straße, so wies er darauf hin, dass das alles Touristinnen sein, aus Kuwait wahrscheinlich. Türkische Frauen müssten keine Schleier tragen. Natürlich könne man auch Alkohol trinken, zu medizinischen Zwecken nämlich, das erlaube der Koran selbstverständlich. Und wenn er uns von Kemal Atatürk persönlich erzählte, so als sei er ein alter lieber Bekannter von ihm gewesen, kam ein besonders weicher Ton in seine sowieso schon weiche Stimme. Aber er führte uns auch in eine kleinere Moschee, wo der Imam – eine alter lieber Bekannter von ihm – die erste Sure des Koran für uns rezitierte; die Frauen unserer Gruppe trugen schmucke Kopftücher und fühlten sich nicht unterdrückt. Und als wir dann in Istanbul über den Bosphorus fuhren, an einem frischen und klaren Morgen auf einer schaukelnden Barkasse, und sich am europäischen und am asiatischen Ufer die Sultans-Paläste neben den Hochhäusern entfalteten und die ersten Fischer am Ufer ihre Angeln auswarfen, waren wir endgültig diesem Land verfallen, das so charmant die Kontinente und die Religionen verband. Keiner von uns ahnte, dass kaum zehn Jahre später ein neuer Herrscher aufstehen würde, um dem Kemalismus endgültig ein Ende zu bereiten; und wenn ich an unseren Reiseleiter zurückdenke, der so viel Geduld mit den ungebildeten, aber pünktlichen Deutschen hatte und so melancholisch aus seinen alten weisen Augen schaute, dann fürchte ich sehr um ihn.

DIE AH-SAGER.

EINE GESCHICHTE AUS ARMENIEN

Als erstes warnte unsere armenische Gastgeberin uns vor dem Straßenverkehr. Geht bloß nicht einfach bei Grün los, sagte sie. Da hält sich hier keiner dran! Immer schauen müsst ihr, und dann losgehen, wenn ihr eine Lücke seht, und zwar zügig! Sie bremsen auch nicht!

Das Kind schaute verunsichert. Gerade erst hatte man ihm mühsam beigebracht, bei Grün zu gehen und bei Rot zu stehen, da sollte es nun auf einmal alles vergessen. Einfach so. Weil man halt in Armenien war, und nicht mehr in Deutschland, wo alles brav bei Grün stand und bei Rot ging (jedenfalls wenn die Eltern schauten). Zudem waren viele Straßen ziemlich breit in der Hauptstadt der noch nicht seit allzu langer Zeit aus dem Sowjetreich in die Freiheit entlassenen Republik Armenien; und sie waren zwar noch nicht überfüllt, aber doch gut befahren, schnell vor allem; die Minibusse, die Marschrutkas (unwillkürlich musste man an die russischen Puppen denken, die Matrjoschka, und genauso eng war es auch in den kleinen Bussen, einer stand dem anderen auf den Füßen, und wenn man zu groß war, konnte man sich nicht aufrichten während der Fahrt) drängelten sich mit Taxis, den schwarzen Jeeps der sich bereits formierenden kapitalistischen Oberschicht und mehr oder weniger schrottreifen Sowjet-PKWs um die Wette. Es war also gar nicht so einfach, die andere Straßenseite zu erreichen, ein kleiner Adrenalinstoß jedes Mal, aber man gewöhnte sich. Man gewöhnte sich auch, notgedrungen, daran, dass die Bürgersteige trotz strengen Winters nicht geräumt worden waren; an vielen Stellen hatten sich Eisplatten gebildet, die offenbar keinem von den Einheimischen auffielen, aber in den deutschen Besuchern Horrorbilder von gebrochenen Gliedmaßen und armenischen Krankenhäusern auslösten. Immerhin, die großen Straßen waren weitgehend eisfrei, und außerdem hätte auch niemand das Tempo gedrosselt, wenn dem nicht so gewesen wäre.

Ähnlich aufregend war es, wenn man mit einem der vielen Taxis fuhr, das uns für einen für westeuropäische Verhältnisse lächerlichen Preis, die Tausende von Drams flutschten nur so vorbei, quer durch die Metropole in die etwas trostlosen Vorstädte und darüber hinaus transportierte; am besten schloss man die Augen während der Fahrt. Denn dass man überhaupt am Ziel ankam, war sowieso immer fraglich; die Taxifahrer sprachen Armenisch, sicher fließend, und Russisch, vielleicht sogar akzeptabel; aber nicht ein Wort

Englisch, von Deutsch ganz zu schweigen, wieso sollten sie auch? Das Armenische aber ist, wie das gesamte Land samt seinen drei Millionen Bewohnern, eine stolze und unabhängige Schöne: Es hat eine eigene Schrift aus vage kyrillisch anmutende Buchstaben mit vielen sanften Rundungen und Häkchen, erfunden von dem großen Mesrop Maschtoz im vierten nachchristlichen Jahrhundert, und es ist bis heute nicht nur Amtssprache, sondern auch ein beliebtes, tausendfach wiederholtes künstlerisches Motiv. Nicht einmal aufgeschriebene Anweisungen konnten also weiterhelfen; und etwas verzweifelt überließen wir uns unserem Schicksal und dem Herrn des Taxis, der nach vielen Anrufen bei seiner Zentrale und wiederholten Gesprächen mit Kollegen, Freunden und Bekannten, notfalls an jeder Straßenecke, dann doch irgendwann zum Ziel fand. Oder zumindest in dessen Nähe.

Es wurde also Gottvertrauen verlangt; und auch davon hatten die Armenier selbst reichlich. Was blieb ihnen auch übrig – einem kleinen Volk, dessen Bevölkerungsmehrheit bis heute in der Diaspora lebt; einem zutiefst religiösen Volk, das einen eigenen Patriarchen hat und als erstes das Christentum zur Staatsreligion machte, aber umgeben ist von Andersgläubigen; einem verzweifelten Volk, dessen heiliger Berg, der große Ararat, sich nicht nur den größten Teil des Jahres hinter Wolken versteckt, sondern auch noch auf dem Gebiet des alten Erbfeindes, der Türkei, angesiedelt ist? Tausendfach lachte der Ararat von den armenischen Kognakflaschen, aber nur allzu selten zierte seine schlichte Linie den Horizont in der Ferne; sogar von Jerewan, der Hauptstadt, hätte man ihn sehen können, wenn man ihn denn sehen könnte, und jeden Morgen schauten wir aufs Neue hoffnungsvoll aus unserem Hotelfenster: Dunst, Nebel, Sonnenschein, Kälte, aber kein Ararat. Vielleicht war es besser so. So blieb er im Nebel der Urgeschichte, man konnte sich einbilden, die Arche sei immer noch auf ihm gestrandet, und jeden Morgen sende Noah eine Taube aus, sie fliegt direkt nach Jerewan und findet den Rückweg nicht, weil sie den Ararat nicht sieht. Aber wer sieht, muss nicht glauben; auf den Glauben jedoch kam es an, und während in

Jerewan die Absätze der Frauen immer höher wurden und ihre Röcke immer kürzer, sahen wir in den dunklen Kapellen auf den Dörfern alte Frauen, die genauso rauchgeschwärzt wirkten wie die Wände. Sie verkauften den Besuchern Kerzen, sehr lange schmale honigfarbene Kerzen, die man anzündete, in mit Sand gefüllt quadratische Behälter steckte und ein stilles Bittgebet dazu sprach, vielleicht für die zukünftigen Taxifahrten und Straßenüberquerungen. Doch einmal hatten die reichen Gäste aus dem Westen nur noch 1000-Dram-Scheine, kein Kleingeld, und als das Kind schüchtern der alten Frau den Schein reichte, wurde sie sehr aufgeregt und gab ihm einen ganzen Armvoll Kerzen und bekreuzigte und bedankte sich, immer wieder. Natürlich steckten wir dann alle Kerzen an, das Kind freute sich und machte ein Muster in der Box, ein symmetrisches natürlich; vielleicht hat es sogar die wenigen Kerzen, die schon brannten, umsortiert, sie standen so unordentlich und durcheinander. Es wurde für kurze Zeit ein wenig wärmer und heller.

Wir lernten glauben. Wir lernten, dass man immer irgendwann ankommt, dann wird man sehr herzlich begrüßt und allen vorgestellt, und man bekommt jede Menge Essen, häufig Süßigkeiten, und dann lernt man wieder neue Menschen kennen, und alle Namen enden auf "yan" und die Sprache scheint aus herzlichen As zu bestehen, wie Armenien und der Ararat, sowohl der Berg als auch der Cognac, und die zweitbekannteste Kognak-Sorte heißt Arma. Das ganze Land war ein Ausdruck permanenten Ah-Sagens, ein Ah der Freude, des Staunens, der Neugier, auch wenn die Schrift optisch ein wenig mehr zum U zu neigen schien und damit noch vage an das alte Königreich Urartu erinnert. Aber die Armenier waren kein Uh-Sager, sie waren Ah-Sager, und sie schauten dem Leben optimistisch und stolz ins Gesicht; sogar nach dem Völkermord, nach den großen Erdbeben und nach der schlimmen Energiekrise, als ihr einziges Atomkraftwerk abgeschaltet worden war und es keinen Strom gab und nur stundenweise fließendes Wasser, und die Winter waren sicher nicht wärmer damals – selbst damals, so konnte man sich vorstellen, begrüßten sie jeden Tag mit einem freudigen "Ah!" und

einem suchenden Blick in Richtung Ararat und mit der Zuversicht, dass ihr Gott es wohlmeine mit den Armeniern, auch wenn sie umgeben waren von Feinden, eingeschlossen von Bergen und weit weg vom Meer.

Wir muddelten uns durch, mit regelmäßigen kleinen Adrenalin-Schocks (Aahhhh!). Wir überlebten den Verkehr, wir aßen, solange wir konnten und dann noch ein wenig mehr. Wir sagten Ah! beim Anblick der alten Klöster mit den Chatschkaren, den uralten Kreuzsteinen, überwachsen von genauso alten Moosen und Flechten und von innen leuchtend in gedämpften Farben; wir sagten Ah! angesichts des heidnischen Sonnentempels von Garni, der im Abendrot beinahe mystisch über den ihn umgebenden Terrassen und Schluchten schwebte; wir sagen Ah!, als man uns eine Planke von der Arche Noah zeigte, und wir sagten Ah!, wenn wir den Ararat einmal mehr nicht sahen. Aber dann begab es sich, es war am vorletzten Tag unseres Aufenthaltes in Armenien, dass wir endlich das berühmte Handschriftenmuseum besichtigen sollten, den mit gleich vier A's gesegneten Matenadaran. Der streng klassizistische Museumsbau liegt auf einer kleinen Anhöhe, und vor ihm steht gebührend monumental Mesrop Maschtoz; zu seinen Füßen kniet ein Knabe, und der Heilige, der Gelehrte, der Buchstabenmacher weist dem Knaben mit der einen Hand den Weg zum Himmel, und mit der anderen zeigt er auf das armenische Wappen, den stolzen Adler mit dem Schwert. Innen, im Allerheiligsten, werden kostbare illustrierte Handschriften aufbewahrt. Ihre Farben strahlen wie am ersten Tag, und die armenische Schrift mit ihren Häkchen und Kurven enthüllt erst hier ihren wahren Charakter, nämlich den einer Hand-Schrift im wörtlichen Sinne: einer meditativen Übung der Hand im schönen Schreiben, in sanften geregelten Bewegungen, in schwingenden Kurven. Und plötzlich, man hat sich gerade von einem der Manuskripte abgewandt und lässt den Blick schweifen in der Rotunde, plötzlich verspürt man ein seltsames Gefühl. Es ist auf einmal still, kein Laut dringt hinein von der Stadt, vom niemals schweigenden Verkehr, vom Stimmengewirr der fröhlichen Armenier mit ihren vielen

hellen As, es ist so still, dass man die Stille zu hören meint. Und man merkt, dass man sich unwillkürlich entspannt hat; man muss nicht mehr aufpassen, ob der große schwarze Jeep jetzt noch rechtzeitig bremst, man muss sich nicht sorgen, ob der Taxifahrer vielleicht doch zur Mafia gehört, man muss sich noch nicht einmal mehr schämen für seinen eigenen Reichtum. Die Ruhe und die Kurven der Schriften sind in einen eingedrungen und kreisen dort weiter, wie sanfte Wellen, die sich ausbreiten, wenn ein Stein ins Wasser fällt; und Armenien ist das Land der Steine, man hat so viele Steine gesehen, dass man meint, es müsste für ein Leben reichen, aber dieser Stein ist tiefer gefallen. Ein Mystiker hätte gesagt: Man ist ins Herz der Welt gelangt. Aber um in diese Tiefe zu kommen, musste man durch all den Lärm, durch all die Regellosigkeit und Sorglosigkeit einer großen Stadt im Umbruch, durch die rauchgeschwärzten Wirrungen eines alten Glaubens und die glitzernden Wirrungen einer sich schon am Horizont abzeichnenden kapitalistischen Heilslehre gehen.

Natürlich kann man im Herzen der Welt nicht bleiben. Draußen kauften wir Konfekt, "Grand Candy" hieß die Marke, und wir dachten, wie passend der Name doch sei: genug As, aber schon die Heilsversprechungen der neuen Zeit, die Alliteration zum Grand Canyon, das Große überhaupt! Ein "Grand Candy"-Werbeschild hatte auch in bunten Bonbonfarben über dem Tor des Zoos in Jerewan geprangt. Die wenigen verbliebenen postsowjetischen Tiere sahen aber nicht so aus, als würden sie verwöhnt; ihre Gehege waren verwildert wie ihr Fell, sogar der große braune Bär wirkte ein wenig mager unter seinem schlotternden braunen Mantel. Und er war einsam. Das konnte man auf den ersten Blick sehen, es war nicht ein verwöhnter deutscher Zoobär, der sich vor der glotzenden Menschenmenge in seine artgemäße Höhle verkriecht und auf seinen gewohnten Wärter und sein tägliches Mahl mit seiner genau berechneten Vitamindosis wartet; es war ein wilder Bär, der vor Einsamkeit zahm geworden war, und nun waren, endlich, vielleicht nach Tagen, nach Wochen des Wartens, lebendige Wesen gekommen. Es war

ihm egal, dass es keine Wesen seiner Art waren, und als wir ihn, weil uns nichts Besseres einfiel und es nicht direkt verboten war – nichts war verboten hier, es waren ja auch keine Besucher da, denen man etwas hätte verbieten können – mit Schneebällen bewarfen, um mit ihm zu spielen, da freute er sich. Er versuchte sie zu fangen, er tapste ihnen hinterher, wenn sie ins Wasser fielen, er hätte noch stundenlang weitermachen können. Aber uns war kalt, und wir mussten weiter. Das Herz konnte einem brechen, wenn man ihn trübselig zu seiner Eisscholle zurücktapsen sah. Wahrscheinlich hieß er Armen oder Aram, oder war sie gar eine Bärin, eine Ava? Und er wartete auf seine Rettung, einsam, ausgesetzt, dankbar für Schneebälle in Ermangelung von Brosamen.

Ob er immer noch wartet, wissen wir nicht. Aber wenn er ein echter Armenier war, dann wird er die Hoffnung nicht verloren haben; und er wird nach dem Ararat suchen, jeden Morgen aufs Neue, den man von seinem Zooverlies aus niemals sehen kann, oder doch nur mit dem Geiste.

ALESIA-ALERIA-AMNESIA

Die meisten kennen Alesia nicht aus dem Geschichtsbuch, sondern aus *Asterix & Obelix*. In Alesia verloren die Gallier in einer denkwürdigen Schlacht unter ihrem großen Häuptling Vercingetorix gegen Julius Caesar, und fortan war die Schmach so unauslöschlich, dass nur eine vollständige Amnesie helfen konnte: "Alesia? Ich kenne kein Alesia!" wiederholt deshalb der ebenfalls ziemlich große Häuptling Majestix in *Asterix und der Avernerschilde* immer wieder. Darüber machten wir viele Scherze, als wir gegen Ende unseres Urlaubs auf Korsika – mit dem die meisten bis heute auch nicht unbedingt Napoleon verbinden, sondern die berühmte "korsische Baustelle" und die Jagd auf Wildschweine, genau: aus *Asterix und Obelix auf Korsika* – uns auf einen Ausflug nach Aleria machten. Es sollte dort irgendwelche römischen Trümmer geben, welche genau, habe ich

vergessen, aber noch ein wenig Bildung kam gerade recht für den vorletzten Urlaubstag.

Der wurde, nach fast zwei Wochen freundlichsten Sonnenscheins, durch ein Unwetter eingeleitet, das in den frühen Morgenstunden einsetzte. Bis wir aufgestanden waren, hatte es schon die halbe Straße zur Ferienhaussiedlung unterspült, und Besserung war eigentlich nicht recht in Sicht. Man konnte also sowieso nicht zum Pool gehen oder Tischtennis spielen, und wir machten uns planmäßig mit dem Mietwagen auf nach Aleria, gelegen an der Mündung des Flusses Tavignano ins Mittelmeer, zwischen einigen Binnenseen (wir dachten uns nichts dabei). Während der Fahrt wurde der Regen immer stärker. Am Rande der Straßen bildeten sich kleine Bäche, die auch schon mal über die Ufer traten und kleine Seen auf der Straße bildeten. Wir dachten uns nichts dabei und rauschten mit dem Mietwagen durch, froh, dass wir nicht draußen sein mussten. Nach etwas längerer Fahrt als vorgesehen erreichten wir Alesia. Der Ort schien uns gespenstisch, mitten im Nichts an einer großen Straßenkreuzung gelegen, bei besserem Wetter hätte man auch einen Western hier drehen können. Zudem regnete es, immer heftiger sogar, man hätte also sowieso guten Gewissens nicht mehr weiterfahren können. An dieser Stelle beschlich uns vielleicht zum ersten Mal die Ahnung, dass wir ja auch noch zurückfahren mussten; und zwar dringend, weil morgen unser Heimflug gebucht war; und dass das vielleicht ein Problem werden könnte.

Mit schon etwas gebremster Begeisterung machten wir uns zu Fuß auf den Weg zur den Römertrümmern die außerhalb, etwas erhöht, auf einem Berg liegen sollte. Dazu jedoch musste man den Fluss überqueren. Der hatte sich inzwischen recht energisch angeschickt, seine Ufer zu verlassen und die Straße, auf der wir eben noch gefahren waren, von zwei Seiten einzukreisen und zu erobern. Auf der Mitte der Brücke beschlossen wir umzukehren. Das war eine gute Entscheidung, weil wir fünf Minuten später nicht mehr hätten umkehren können, außer schwimmend. Die Straße war nicht mehr da. Nun gut, dachten wir, müssen wir die Stadt halt in eine der anderen

Richtungen verlassen und irgendwie im Kreis zurückfahren. Wird schon gehen. Es ging aber nicht. Alle drei anderen Himmelsrichtungen waren von der Polizei inzwischen gesperrt worden. Wir konnten uns nicht recht mit ihnen verständigen, es sah auch ein wenig nach korsischer Baustelle aus, aber eigentlich waren keine weiteren Erklärungen nötig: Aleria war abgeschnitten. Nach allen Seiten. Vom Wasser. Niemand würde diese Stadt in absehbarer Zeit verlassen, es sei dem mit einem sturmerprobten Boot und sehr viel Übermut. Und wir waren nicht die einzigen. Es hatten sich während unseres gescheiterten kleinen Ausflugs viele weitere Autos angesammelt, die Menschen standen ratlos herum und schauten verzweifelt abwechselnd zum Himmel und auf die Straßen und schüttelten dann den Kopf.

An dieser Stelle hatte das Kind eine sehr gute Idee. Es sagte: Wenn wir noch ein Hotelzimmer bekommen wollen, dann müssen wir es jetzt nehmen. Und zwar sofort. Es gab nämlich nur ein einziges Hotel hier; und wir bekamen, wirklich und wörtlich, in der allerletzten Minute das allerletzte verfügbare Zimmer, der Preis war uns egal, er war aber auch nicht hoch (wer wollte schon nach Alesi -, Entschuldigung, Aleria?), und die nächsten nach uns wurden bereits abgewiesen. Es war zu diesem Zeitpunkt ungefähr drei Uhr am Nachmittag, wir bezogen unser Hotelzimmer, starrten eine Weile aus dem Fenster auf all das Wasser und begannen zu realisieren, dass dies ein sehr langer Tag werden würde. Wir beschlossen deshalb, alles sehr, sehr langsam zu tun. Sehr gemächlich gingen wir in den einzigen Supermarkt am Ort, der das Geschäft seines Lebens machte, und kauften - was weiß ich, Zahnbürsten wahrscheinlich, und Wasser; deutsche Zeitungen gab es nicht, wir hatten natürlich auch nichts zum Lesen dabei, und, man kann es sich gar nicht mehr vorstellen, noch kein Smartphone. Wir schauten uns sehr gründlich die anderen Geschäfte an (nichts von Bedeutung). Wir gingen immer mal wieder zur Brücke und schauten, ob das Wasser noch weiter stieg - der Regen war ein bisschen schwächer geworden, aber der Wasserstand stieg nur etwas langsamer. Wir wurden Zeuge, wie ein Rudel

offensichtlich herrenloser Hunde, ganz allein, unter sorgsamer Leitung des Leitrüden, die Straße überquerte, auf der zu dieser Zeit allerdings auch nicht gerade viel Verkehr war. Aber das war auch schon der Höhepunkt des Nachmittages.

Sehr früh gingen wir in die einzige Pizzeria am Ort – was wiederum eine sehr gute Idee war, weil direkt danach auch die meisten unserer Leidensgenossen realisierten, dass dies das einzige Abendprogramm sein würde. Die Pizzeria machte das Geschäft ihres Lebens. Es dauerte sehr, sehr lange, bis wir unsere Pizza bekamen, aber das störte uns überhaupt nicht. Wir hatten nicht vor, unseren eroberten Tisch in absehbarer Zeit zu räumen, und wenn wir das Nachspeisenbuffet leer essen müssten dafür. Ging aber auch so, selbst als das Licht ausfiel. Was es gegen neun Uhr abends tat, zum Glück hatten wir unsere Pizza schon. Keiner nahm den Vorfall mehr besonders tragisch; das war Korsika, soeben war die Sintflut über uns hereingebrochen, und auf der Arche wird nicht gemeckert, weil es kein Leselicht gibt! Schnell standen Kerzen auf den Tischen. Irgendwoher kam trotzdem Pizza. Wir gingen nicht unzufrieden zu Bett. Der Regen hatte aufgehört.

Am nächsten Tag konnten wir zurückfahren. Langsam und sehr vorsichtig wegen der vielen Bäche auf der Straße und daneben, aber es ging. Wir hatten noch Zeit zum Packen und zum Flughafen loszufahren; die gleiche Strecke übrigens, Aleria lag ziemlich genau in der Mitte, es kann sogar sein, dass wir dort noch eine Pause für die römischen Ruinen auf dem Berg machten, die sich unserem Gedächtnis allerdings nicht besonders eingepägt haben. Wir denken bis heute nicht ungerne an Aleria zurück, und wenn man uns danach fragen würde, würden wir nicht zurückfragen: Welches Aleria? Ich kenne kein Aleria!, sondern wir würden sagen: Ja, wir waren dabei. Bei der Sintflut in Aleria, damals. Der Regen hat uns besiegt, und wahrscheinlich wäre es schlauer gewesen, gar nicht loszufahren. Aber dann gäbe es diese Geschichte nicht, die zwar nicht besonders traurig ist und auch nicht besonders aufregend, aber Aleria und Alesia und dem Kampf gegen das Vergessen gewidmet.

AMERIKA-NOTIZEN.
(KALIFORNIEN, ENDE DER 80ER)

Der Fernseher läuft. Immer. Keiner schaut hin.

Die Straßen sind breit. Beängstigend breit. Und voller Autos!

Die Autos sind groß. Beängstigend groß. Und innen eher leer.

Es gibt keine Bürgersteige. Niemand geht zu Fuß. Es wäre auch zu weit.

Die Häuser in den Vorstädten sehen alle genauso aus. Eingeschossig, flach. Hässlicher Rasen, wenn überhaupt. Dann und wann hat eine Garage einen griechischen Portikus.

Die Menschen sprechen in einfachen Sätzen. *Good job. He is a good guy. He did the right thing.* Vielleicht verstehen sie ja, was sie damit meinen.

Es gibt Waldbrände. Sie sind zum Glück weit weg. Aber am Morgen liegt feiner grauer Staub auf dem Auto. Man muss husten, wenn man ihn sieht.

Wenn man in ein Restaurant kommt, wartet man immer. Auch wenn man reserviert hat. Bis man seinen Tisch hat, ist der Appetit weg. Man muss auch noch hinterher zwei Stunden mit dem Auto zurückfahren.

Deshalb gibt es so viele *Fast-Food*-Restaurants. Aber *Fast Food* ist schwierig. Zu viele Komponenten, zu viele Entscheidungen. Die Schlange drängt.

Es gibt keine Geschichte. Alt ist vorgestern und wurde gestern frisch gestrichen. Alt ist ein *Cable Car*. Aber das ist nicht Amerika.

Man geht nicht in die Stadt. Man fährt durch die Stadt hindurch. Man geht nicht in den Wald. Man fährt durch den Wald hindurch. Man geht nicht in den Zoo. Man fährt in der Seilbahn über ihn hinweg. Die Koalas gucken verständnislos.

Man fährt durch die Wüste. Es geht geradeaus. Endlos. Man bekommt Angstvisionen. Das Benzin könnte ausgehen. Draußen ist es

heiß. Das Wasser könnte ausgehen. Es wird noch heißer. Am Rand der Straße liegen Reifenskelette. PANIK!

Am Morgen ist es gefroren am Mono Lake. Wüste war gestern. Es ist menschenleer. Die Erdhörnchen grinsen. Die Farben sind unvorstellbar.

In der Mitte ist immer ein Einkaufszentrum. Es simuliert eine mexikanische Altstadt. Oder einen italienischen Renaissance-Palast. Oder einen deutschen Weihnachtsmarkt. Die Farben tun in den Augen weh.

Es gibt keine Kinder. Außer in Disneyland. Sitzen wahrscheinlich vor den Fernsehern und schauen nicht hin. Oder gehen sonntags mit ihren Eltern in die Mall.

Es gibt Kirchen, die sind fast so groß wie Disneyland. Sie haben nur etwas weniger Parkplätze.

Man findet immer ein Motel. Es sieht immer genauso aus. Manche haben einen Pool. Er ist umzäunt und wird nicht benutzt. Man verlässt das Motel gern und schnell. Man hat schon vorher bezahlt. Es gibt sowieso kein Frühstück.

Der Fernseher läuft immer noch. Aus Versehen schaut man hin. Ein schmierig aussehender Rechtsanwalt macht Werbung für seine Künste. Je mehr Unfälle, desto besser. Aus Schaden wird man reich.

Wir schalten den Fernseher ab.

DER HEILIGE JOSEF UND DIE AKKU- AUFLADESTATION

Wir hatten vielleicht ein wenig zu laut gelacht. Wir kamen von einem reichlichen Abendessen, natürlich auch mit alkoholischen Getränken, und nun liefen wir durch den stillen Tiroler Abend; es war kurz vor Mittsommer, und die Berge glänzten noch ein wenig im späten Abendlicht. Unser Ziel war die Josefskapelle, wir hatten sie gesucht und gefunden; der Heilige Josef war in einem schlichten

Fresko über dem Eingang abgebildet, unscheinbar wie immer, die ewige undankbare Nebenrolle in dem großen christlichen Mysterienspiel. Auch seine Kapelle war ein unscheinbares Mini-Kirchlein mit kleinem Schiefer-Turm und einem schmalen Innenraum. Seltsamerweise war die Tür vergittert, ebenso wie das Fenster, durch das man den geschmückten Altar mit der Marienstatue im Halbdunkel erkennen konnte, Holzbänke, einfache Blumen und Kerzen. An der Holztür war ein Plakat in etwas zu auffälligen Farben angebracht; von weitem sah es so aus, als würde es für die nächste Wochenend-Disco werben, mit Alpen-DJ Lederhois'n und seinen wilden Wolpertingern oder einer ähnlichen Attraktion. Aber nein, bei näherer Betrachtung war es eine Ankündigung der nächsten Veranstaltungen in dem Kirchlein; darunter eine "Bauverhandlung", was uns schon stutzen ließ, und eine anderthalbstündige Abendveranstaltung mit dem Titel "Akku aufladen", was uns in völlige Ratlosigkeit stürzte und dann das ein wenig zu laute Gelächter veranlasste – war das Kirchlein eine Art Aufladestation mit freien Steckdosen und WLAN an den Holzbänken? Etwas verspätet kam die himmlische Erleuchtung, für die unsere alkoholumnebelten Hirne etwas länger gebraucht hatten: Es wohl eine bildliche Ausdrucksweise, man sollte seinen inneren Akku aufladen, in der Stille des Kirchleins, unter dem sanften Blick von Josef, dem Schutz der Madonna und beim Flackern ewiger Lichter.

Wir mochten den einen oder anderen respektlosen Scherz darüber gemacht haben, im Übermut, als plötzlich dieser alte Mann vor uns stand, wir hatten ihn nicht einmal kommen sehen. Seine Kleidung war etwas abgerissen, die Jeans zerfranst, ein schäbiges Sakko über einem weißen Hemd, er trug eine abgenutzte Plastiktüte in der Hand, und als er uns ansprach, sah man, dass nur noch ein Zahn im Mund übrig war. Zuerst vermuteten wir alle wohl, obwohl keiner es aussprach, dass er uns anbetteln wollte. Aber dann sahen wir seine schlohweißen Haare, die mit einem kleinen Bart das faltige, wettergebräunte Gesicht umrahmten, und die blitzend hellblauen Augen; und seine Stimme klang leise und angenehm und nur ein wenig

dialektal gefärbt, als er uns ansprach: Ob er uns bitte kurz etwas fragen dürfte? Wir wurden stocknüchtern und sehr höflich, ja, natürlich, sehr gern. Ihn würde nämlich interessieren, warum wir eben gelacht hätten; und wenn es wegen der Kapelle gewesen sei, er wies auf den Heiligen Josef, so sehe er nun gar nicht, was daran zu lachen sei? Um Gottes willen, hätten wir wohl am liebsten spontan gesagt, aber das wäre auch irgendwie falsch gewesen, und so versicherten wir schnell, eifrig und hochdeutsch, dass uns das keinesfalls in den Sinn gekommen wäre. Ich suchte fieberhaft nach einer Erklärung für das doch ein wenig zu laute Lachen, mir fiel aber nur ein, nach der "Bauverhandlung" zu fragen; das hätten wir nicht so recht verstanden, ob er uns weiterhelfen könnte? Natürlich, sehr gerne. Es sei nämlich so, erläuterte er bedächtig und seine hellblauen Augen blitzten dazu, dass hier ein neues Baugebiet entstehen sollte – die Kapelle war von ein wenig grüner Wiese umgeben, am Tag wären im Hintergrund lautlos die Gondeln der Zugspitzbahn über Felsenklüfte geschwebt, und man konnte sehen, dass der eine oder Investor an dieser Stelle sicherlich gern noch ein weiteres Vier-Sterne-Wellness-Hotel namens "Zugspitzblick" oder "Alpenglügen" hingestellt hätte, oder wenigstens einen kleinen Ferienwohnungsblock, obwohl an beidem in dem kleinen Dorf wahrlich kein Mangel war. Aber man wisse nicht wohin mit der Kapelle. Wir nickten verständnisvoll. Es sei auch leider so, fuhr er fort, ermutigt, dass man leider die Kapelle absperren müsse, genauso wie die große Kirche unten im Dorf, und das sei wirklich sehr bedauerlich, dass man Kirchen absperren müsse. Es würden aber viele Menschen hierherkommen, die, nun ja, keinerlei Verständnis für die Religion hätten oder ein ganz anderes jedenfalls als die Menschen hier; und sie würden alles kaputtmachen, zerstören, ja sogar stehlen! Wir versuchten uns vorzustellen, was man in dieser Kapelle hätte stehlen können, die Kunstblumen oder die halb herab gebrannten ewigen Lichter, aber darauf kam es wohl nicht an; es ging ums Prinzip, und wir fragten lieber nicht nach, ob der freundliche Josef mit den blitzblauen Augen und dem einen verbliebenen Zahn respektlos kichernde

Touristen wie unsereinen meinte oder Flüchtling aus fernen Ländern mit anderen Göttern. Denn die Religion, so fuhr er fort, sei doch nötig; das würden die Leute eben nicht verstehen; das Volk brauche sie, auch heute, ihre Ordnung, das würde sie ruhig halten.

Das waren nun Sätze, die man besser nicht in einem Internet-Chat schreiben sollte, außer in der richtig gefärbten und gut abgeschlossenen Echokammer; aber irgendwie war ich mir sicher, dass der gute Josef kein brauner Wolf war, dem das Leben die Zähne gezogen hatte. Es war einfach seine Erfahrung, die Erfahrung eines schon um so vieles längeren Lebens als des unseren, die ihn gelehrt hatte, dass die Leute (und vielleicht sogar nicht nur die "einfachen") genau das brauchen in unsicheren Zeiten: die Religion, einen Halt, Ruhe und Ordnung. Eine kleine Kapelle am Wegesrand, unter dem Patronat des unscheinbarsten Helden der christlichen Mysterienspiele: Josef, der immer am Rande steht, zuschaut, die Ruhe in Person. Vielleicht hat er auch damals ein wenig für Ordnung gesorgt, als es Maria alles zu viel wurde mit den Engeln und den verwirrten Hirten und den blöde glotzenden Kühen, und dann kamen auch noch diese Magier aus dem Morgenlande und brachten unnütze Geschenke! Was war er Maria, wenn nicht ein Halt. Und wir wissen noch nicht einmal, ob und wie er alt geworden ist; sein angetrautes Weib ist unter dem Kreuz gestanden, als ihr Sohn daran starb, für viele ist sie danach in den Himmel aufgefahren, aber er war nur ein zimmernder Ersatzvater mit wenig Besuchsrecht. Gern hätte ich dem alten Mann noch etwas Ermutigendes gesagt, die Welt ist gar nicht so schlecht, wissen Sie, aber leider ist sie es doch. So konnten wir uns nur etwas zu überschwänglich und hochdeutsch bedanken, und er nickte bedächtig mit dem schlohweißen Kopf und schlurfte die Straße wieder hinunter, mit seiner Plastiktüte in der Hand.

Es bleibt zu hoffen, dass der Heilige Josef ihn schützt und das Kapellchen. Aber wahrscheinlich wird man es unter eine Glasglocke stellen, inmitten einer All-inclusive-Alpenresidenz mit Wasserrutschen und Alpencocktails, und wenn man ein Eurostück einwirft, dreht sich der Heilige Josef im Kreis und spuckt eine Gedenkmünze

aus. Für den Halt wird gibt es seniorenerechte Badewannen geben und für die innere Ruhe einen großen Wellness-Bereich mit Meditationsmusik und Weihraucharoma und blinkenden LED-Leuchten. Akku-Ladestationen sind natürlich frei, für alle.

WIEDER IN FREIBURG, ODER: RADIKALE ALTERNATIVEN

Wie immer freute ich mich, zurück in Freiburg zu sein. Ich hatte die Begrüßungsrunde gedreht, ein Abendessen bei meinem Lieblingstürken, wo mich alle immer noch erkannten; ein Blick auf das abendliche Münster, nun ganz ohne Gerüste filigran erleuchtet vor dem tiefblauen Abendhimmel, von drinnen drang leise Orgelmusik heraus und die Jungfrauen warteten, geduldig, wie eh und je; ein Streifzug über die Bächlein und durch die Gässlein, doch im Läderech-Laden waren leider schon die Putzfrauen am Werke, ich wäre durchaus bereit gewesen, aus reiner Wiedersehensfreude eine unvernünftige Summe Geldes in Schweizer Schokolade zu investieren. Und gerade wollte ich vor dem Abbiegen zum Hotel noch einen Blick auf die Stupa beim Tibet-Haus werfen, wo man im Sommer immer so friedlich Tee trinken kann, da hielt das Fahrrad neben mir an und der ältere Herr sprach mich von der Seite an. Er hatte eine außerordentlich wohlklingende, ja geradezu geschulte Stimme, das feinste Hochdeutsch, ein tiefes Timbre, vielleicht war er ein Prediger am Münster; oder vielleicht doch eher ein Alt-Akademiker mit linker Vergangenheit, wie sie so treu die Vorträge des Studium Generale, der Katholischen Akademie oder des Goethe-Vereins bevölkerten? Denn bei näherem Hinsehen trug er eine Art Hoodie, und ich konnte seinen Worten auch zunächst keinerlei Sinn entnehmen; er hatte nämlich auf die Straßenmitte gezeigt und in etwa gesagt, das stünde nun noch immer da und das könne doch eigentlich wirklich nicht sein!

Das, was da stand, war, soweit ich das im tiefblauen Abenddunkel unter dem Sichelmond erkennen konnte, eine Kameraanlage. Sie

stand mitten auf der Straße, dort, wo ein kleiner Platz für die Fußgänger ist; es handelt sich um eine nicht sehr viel von Autos befahrene, sondern eher von wilden Radfahrern frequentierte Straße am Rande der Altstadt, wo sie gemütlich in die Professorenviertel der Wiehre jenseits der Dreisam ausfließt, und ein Zebrastreifen wäre einfach eine Übertreibung für diese kleine Straßenkreuzung gewesen. Deshalb gibt es nur diesen kleinen Raum in der Fahrbahnmitte, wohin man sich flüchten kann vor den wildgewordenen Fahrradfahrern, die häufig auch schwere Kleinkindanhänger im Schlepptau habe, eine wohletablierte Kindertagesstätte ist gleich ums Eck, mit einem imponierenden Fahrradparkplatz. Dort, auf der kleinen Fußgänger-Oase in Fahrbahnmitte, stand jedoch nun die schwarze Kamera, nein: Sie machte sich geradezu breit, ein schwarzes, technisches Ungetüm! Und der altehrwürdige Hoodie-Träger mit dem sanften Timbre in der Stimme erläuterte mir, nachdem er mich offensichtlich als Genossin im Geiste erkannt hatte, woran auch immer (immerhin trug ich einen *Duffle Coat* mit Kapuze), dass diese doch offensichtlich sehr teure Kameraausrüstung schon seit heute Morgen hier stünde. Gestern jedoch sei ein Kamerateam dagewesen, nebenan in der Marienstraße, sie hätten irgendwas gedreht, der Himmel weiß was (ein Tatort gar, das wahre Erkennungszeichen dafür, dass man eine ordentliche deutsche Stadt mit Milieu ist, lag mir auf der Zunge zu fragen, aber ich hielt mich gerade noch zurück), und heute stünde nun diese Kamera da. Er habe schon die Polizei informiert, das könne doch nicht sein, wahrscheinlich sei ein armer (es schwang mit: unterbezahlter, prekär beschäftigter, von den Mehrheitsmedien versklavter) Kameramann dagewesen und der habe nun seine Ausrüstung vergessen, wofür er sicherlich werde finanziell einstehen müssen!

Das wollte mir nun nicht unmittelbar einleuchten. Denn, so formulierte ich noch zögernd, den Gesprächspartner aus den Augenwinkeln abschätzend, es sei doch sicherlich noch – nun, der Film, das Material irgendwo in der Kamera (natürlich war ich technisch unsicher, wie das bei digitalen Geräten heutzutage ist, aber trotzdem,

irgendwie musste das Material ja übertragen werden!), und es hätte einem doch auffallen können, dass man mit leeren Händen nach Hause kommt? Aber mein Gesprächspartner hielt sich nicht mit technischen Banalitäten auf. Er habe die Polizei ja schon verständigt, heute Morgen gleich, aber er habe nun gerade jetzt kein Telefon, ob ich denn vielleicht eines hätte, es könne doch nicht sein, dass hier eine teure Kameraausrüstung mitten auf der Straße stünde? Mir lag es auf der Zunge zu sagen, dass es doch schön und recht freibergerisch sei, dass sie immer noch hier stünde, wo er doch schon heute Morgen die Polizei angerufen habe; was ich sagte, war aber, halb wahrheitsgemäß und halb ausweichend, dass ich nun leider auch nicht von hier sei und deshalb höchstes mein Handy benutzen könnte. Aber irgendwas kam mir immer noch komisch vor, und während ich mich dem Gerät nun etwas annäherte und ihm ins Gesicht schaute, räumte auch mein Gesprächspartner ein, es habe ja irgendwie Ähnlichkeit mit einer, nun ja, Radaranlage. Ich schaute in das große Blitzauge und dachte, ja, genau, so stehen sie auch bei uns im Dorf, es ist dieses große Auge, und es blitzt – und mein Gesprächspartner sagte währenddessen, das würde natürlich alles ändern und man könnte dann ja auch einfach das Problem lösen, indem man das Gerät in die Dreisam werfe!

Das war eine ziemlich unerwartete Wendung der Ereignisse, und die Alternative, entweder vertrauensvoll die Polizei zu verständigen, damit sie sich um herrenloses Gut kümmere, oder ein amtlich zertifiziertes Gerät zur Kontrolle von Verkehrssündern – wild gewordenen Radfahrern eher als verschüchterten Autofahrern – mal eben in der mal idyllisch, mal auch bedrohlich daher strömenden Dreisam zu entsorgen, schien mir etwas radikal. Hilfesuchend schaute ich mich um, in der durchaus rationalen und in schwäbischen Dörfern vielfach empirisch verifizierten Annahme, wo ein Radargerät sei, müsse auch derjenige, der es auslöse und bediene, in der Nähe sein. An der Ecke stand tatsächlich ein Mann, mittelalt, Durchschnittsgesicht, kein Hoodie. Er hatte eine Pizza-Pappe in der Hand, kaute auf einem Pizza-Achtel und erklärte auf Nachfrage, wir könnten ja gern weiter

in das Gerät schauen, aber wenn es auslösen würde, würden wir leider spontan erblinden! Ob das Infrarot sei, wollte der Hoodie-Senior wissen, auf einmal technisch interessiert? Aber eigentlich, so im Nachsatz, ließ er den Pizza-Mann wissen, sei das auch egal, denn wenn es sich tatsächlich um eine Radaranlage handele, so werde er das Ding doch besser in der Dreisam entsorgen.

An dieser Stelle gewann, ich gebe es zu, meine Feigheit die Oberhand. Es war durchaus möglich, dass sich noch ein interessantes Gespräch zwischen Hoodie-Senior und Pizza-Mann entwickeln würde, über obrigkeitliche Rechte und Bürgerpflichten oder das geeignete technische Verfahren zur Feststellung von Temposündern, entweder motorisierten oder nicht-motorisierten; aber ich wollte weder zum Komplizen noch zur Schiedsrichterin werden. Ich murmelte also etwas der Art, dass damit ja wohl das Problem gelöst sei und ein Anruf bei der Polizei sich erübrigen würde (welche Ironie, schrie es in mir!) und wandte mich zum Gehen. Aber weil es Freiburg war, rief der Senioren-Hoodie in seinem allerschönsten Vorlesungs-Predigt-Hochdeutsch mir hinterher, ich möge doch noch recht nett Freiburg genießen! Natürlich, war ich geneigt zu sagen, genau das tue ich, hier und jetzt! Und am liebsten wäre ich noch zum Tibet-Haus gegangen und hätte den Vorfall etwas in mir nachschwingen lassen, wie meine Yoga-Lehrerin immer sagt: Spürt in euch hinein, und wenn ihr nichts spürt, dann bildet euch halt ein, dass ihr was spürt, es macht sowieso keinen Unterschied. Aber das Tibet-Haus hatte schon zu, die Stupa schlief friedlich unter dem Sichelmond, und man soll nicht zu viel verlangen. Noch nicht einmal von Freiburg.

SHOWDOWN IN GIESSEN

Wenn man eine Stadt kennenlernen will, muss man genau auf den Zeitpunkt achten; denn jede Stadt hat mindestens zwei Zustände, Nacht und Tag, und bei genauerer Betrachtung noch ein paar dazwischen. So war ich eines Abends zum ersten Mal in meinem Leben

in Gießen. Ich hatte keine idyllische Altstadt Schönheit wie aus den Grimm'schen Märchen entschlüpft erwartet, wie die kleine Nachbarin Marburg, auch keine Big City mit Skyline und mondänen Einkaufsstraßen, wie die große Nachbarin Frankfurt. Aber immerhin schlängelte sich die Lahn am frühen Abend freundlich an der Stadt entlang, die Eisenbahn schob ihre Wägen über den Uferdeich, in den Kleingärten wehte eine Piratenflagge, und der Segelclub hatte Strandkörbe aufgestellt; man könnte meinen, hier ließe sich leben. Die Innenstadt am Abend jedoch ist jung und männlich, und zwar so gut wie reinrassig; man riecht das Testosteron beinahe in den Gruppen, die durch die Gassen treiben, vorbei an den Handy-Läden und Ein-Euro-Geschäften, die mit greller Werbung noch unwirklicher aussehen als bei Tageslicht. Es ist auch mehr ein Posieren als ein Gehen, gesteuert von unsichtbaren, aber machtvollen gruppendynamischen Strukturen, die eine Zentralfigur aufbauen und ein Gefolge, locker schlendernde Randfiguren darum gruppierend, die gern auch auf die Straße spucken; die Hände fahren in einem geheimen Rhythmus durch die aufgegelte Frisur, die Handys sind immer griffbereit (wer zuletzt zieht, ist schon tot), die lauten Stimmen überlagern sich: *Hey, Alter! Die Welt gehört ihnen*, auch wenn es nur Gießen ist, Gießen am Abend, und wo die Studenten sich herumtreiben, weiß der Himmel. Jedenfalls nicht in der Innenstadt.

Am Morgen gehe ich durch eine andere Stadt. Natürlich, ich erkenne die Straßen wieder, man überquert die freundliche Lahn, auf dem großen Baum in der Flussmitte sitzt majestätisch ein Graureiher in der Krone, den man am Abend nicht gesehen hätte. Dann betritt man die Innenstadt. Sie ist mehr oder weniger geschlossen, noch nicht einmal die Handyläden leuchten mehr neonfarben, nur die Bäcker sind geöffnet und verströmen appetitliche Morgengerüche. Man sieht nun die Betongebäude, die am Abend die Dunkelheit gnädig verhüllt hatte; offensichtlich leben hier tatsächlich Menschen, mitten in der Stadt, die am Abend nicht auf der Straße zu sehen sind, wenn sie den jungen Männern gehört. Es sind nämlich, wie man nun feststellen kann, vor allem alte und arme Menschen,

die hier wohnen. In der Fußgängerzone herrscht ein friedliches Nebeneinander von Rentnern mit Hund und Obdachlosen. Die einen werden gezogen, die anderen schieben: Die Rentner, sie sehen nicht besonders wohlhabend aus und ein wenig kränklich, ziehen ihren Hund hinter sich her, und mancher keucht nicht weniger von der Anstrengung des Morgengangs als sein Herrchen oder Frauchen. Die Obdachlosen hingegen haben soeben ihre Siebensachen in Plastiktüten verpackt und schieben diese nun in Einkaufswägen durch die Gegend – Ziel unbekannt, aber man muss wohl Platz machen, Platz für die nächste Schicht, wenn die Läden ihre Zaubertüren öffnen und die Kundinnen die Stadt zum Shoppen erobern. Vorerst aber herrscht die vielbeschworene Ruhe vor den Sturm; es ist geradezu idyllisch irgendwie, hier und da bilden sich kleine Gesprächsgruppen, durchaus gemischte, mit Hund und ohne, mit Einkaufswagen samt Plastiktüten und ohne, die Stimmen sind nicht laut und aufdringlich, sondern gedämpft, etwas altersrauh und holprig; sie sprechen keine besonders glatten Sätze, sie tauschen keine weltbewegenden Neuigkeiten aus, aber man spricht, immerhin, und sei es nur mit dem Hund und nicht mit dem Handy. Gelegentlich stürmt ein Bürohengst vorbei, auf dem Weg zum ersten frühen Meeting, man beachtet ihn nicht, er kommt aus einer anderen Welt und geht in eine andere Welt. Derweil kurvt die Müllabfuhr durch die verschlafenen Gassen. Die Rentner schlurfen weiter. Man will nicht im Weg sein, wenn die Massen anrücken, die Frauen vor allem, mit ihren bunten Handys, ihren losen Geldbeuteln in schicken Umhängetaschen, ihrem Gelächter und Geplapper.

In der Mitte jedoch, man glaubt es nicht, steht auf einmal ein verwunschenes Schloss. Es wacht über den botanischen Garten, es ist, tatsächlich, der älteste botanische Garten Deutschlands, wie es ein etwas angeschmutztes Schild der versehentlichen frühen Besucherin verrät. Tatsächlich ist er dem Verfall an diesem Frühlingstag so nahe, wie es ein Stück Garten gerade noch sein kann, bevor man es der Natur wieder überlässt. Die Glashäuser scheinen die nur matt scheinende Sonne in ihren trüben Scheiben zu verschlucken und

die Beete warten noch auf ihre Bestellung: Wann werden die Gärtner kommen, werden sie überhaupt kommen, zu welcher Stadt gehören sie, der nächtlichen, morgendlichen, mittägigen, einer ganz anderen? Ganz in der Mitte des Gartens aber wartet, und nun wird es wirklich surreal, Charles Darwin, der große englische Biologe und Vater der Evolutionstheorie, die das Leben der Menschen und ihr Wissen um ihren eigenen Ursprung so revolutioniert hat wie nur wenige vor ihm. Durch eine kleine, unerwartet heftig grünende Bambusplantage führt ein Sandweg zu ihm; er imitiert, so wird man auf lehrreichen Tafeln beschrieben, den Sandweg in Darwins *Down House*, auf dem er meditierend seine Theorien in sich bewegte, versammelte, neu ordnete, mit seinen Zweifeln rang, vielleicht umflattert von englischen gemeinen Finken, aber mit Sicherheit nicht von Galapagosfinken. Vorbei an seinen großen Vorgängern, dem Schweizer Haller und dem Schweden Linné, folgt man der sanften hellen Linie durch das Bambusgrün, bis einen in der Mitte Darwin persönlich begrüßt, aus Bronze natürlich, und tief bärtig wie der andere große Revolutionär und Zeitgenosse seiner Zeit, Karl Marx.

Man könnte sich nun hinsetzen und ein wenig der Evolution nachgrübeln. Es gibt aber sicherheitshalber keine Bank, vielleicht fürchtet man sich vor den Rentner oder Obdachlosen, die sich hier den Tag über niederlassen könnten, oder den jungen Männern, die weiß welche Sünden in dem kleinen Heiligtum begehen könnten, und wahrscheinlich würden sie das auch. Aber man könnte sich ja auch, schließlich ist man eine Frau mittleren Alters, ganz einfach hinsetzen, Und dann könnte man warten, bis einen der Bambus, der schnell wächst, ganz eingeschlossen hat, mit botanischem Garten und Schloss drumherum. Und in der Stadt wechseln sich Macho-Nacht und Rentner-Morgen und Tages-Shopping in immer wiederkehrenden Kreisen ab, der Bambus aber blühte erstmals im Jahr 999 in China; und von da an alle 120 Jahre wieder, egal, wohin man ihn verpflanzt, nach Bern, nach Uppsala, nach Downe in Südengland oder Gießen, das letzte Mal in den 1960er Jahren. Denn die Evolution in ihrer ewigen Weisheit hat sichergestellt, dass der

Bambus – der ziemlich lecker ist, grün und saftig, und das finden nicht nur die putzigen Pandas – seine Fressfeinde einfach überlebt: Während die Pandagenerationen dahinsterven und die Welt sich um Gießen dreht, Abend und Morgen und Mittag, vermehrt sich der Bambus in aller Seelenruhe, 120 Jahre lang. Dann endlich blüht er. Vielleicht blüht dann auch Gießen wieder, wer kennt schon die gewundenen Pfade, die die Evolution geht, und den großen Plan, den sie mit Gießen hat?

Draußen, neben dem Bambus-Labyrinth, wo der Garten schon fast wieder Natur geworden ist, knabbert ein rotbraunes Eichhörnchen an den letzten Nüssen, zwischendurch schaut es einen aufmerksam an und schweigt etwas. Und weil man gerade in einer surrealen Stimmung ist, überfällt einen der Gedanke, es könnte auch ein Handy zwischen seinen niedlichen Pelzpfoten halten, in das es hineinflüstert, aufgeregte Eichhörnchenbotschaften an seine Verwandtschaft auf Galapagos oder die gefährlichen grauen Eichhörnchen, die sich bedrohlich vermehren auch in Darwins England: Kommt mich doch mal besuchen in Gießen! Es ist nicht der Nabel der Welt, ich weiß, aber hier könnt ihr Menschen sehen, die leben in seltsamen Habitaten, manche kommen nur in der Nacht heraus, und manche nur am Tag. Im Großen und Ganzen sind sie ungefährlich.

IN DER MITTE SITZT EIN PANDA.

BERLIN-IMPRESSIONEN

Beim ersten Besuch, es mochte noch in den 70er Jahren gewesen sein, erschien ihr Berlin als riesiger schmutzig-grauer Moloch mitten im Nirgendwo. Sie war zwar in einer mittleren westdeutschen Großstadt aufgewachsen, aber auf Berlin hatte sie nichts vorbereitet. Wie konnte es sein, dass man eine Stunde lang durch eine Stadt fuhr, immer neue Straßen, immer neue Häuser, und immer noch nicht dort angekommen war, wohin man wollte? Wie konnte man in diese entsetzlich ruckelnden U-Bahn-Wägen einsteigen, deren Türen sich so schnell schlossen, dass man immer Angst hatte, sie würden einen

einklemmen und mitschleifen durch die dunklen Tunnel hindurch? Wie konnte man nur eine Stadt so verunstalten, mit diesen grässlich leeren, grauen Riesenplätzen, von der Mauer mit dem Stacheldraht gar nicht zu reden, die man nicht verstehen konnte und wollte und die die Stadt entzwei riss mitten in der Mitte? Und dann der berühmte Kudamm mit der Gedächtniskirche, die wie ein abgerissener Finger emporragte, das war einfach nur scheußlich, heruntergekommen und kaputt. Nein, nichts war schön in Berlin, nichts war des Sehens wert, und nur als sie aus reiner Verzweiflung die Familie nach Dahlem in die Nationalgalerie getrieben hatte, konnte sie endlich wieder durchatmen: Dahlem war ein Dorf, ein richtiges Dorf, und die Bilder dort zeigten die Welt, so wie sie sein sollte, grün und mit Farben. Und sie kaufte sich, von ihrem eigenen Geld, zum ersten Mal in ihrem Leben einen Kunstdruck, den "Einsamen Baum" von Caspar David Friedrich; so einsam stand er da in der Morgendämmerung, und er hatte auch ein wenig von einer Ruine, aber seine Landschaft hatte Farben, und er war ihr Herz.

Jahre später, sie besuchte inzwischen die Journalistenschule, kam sie zum zweiten Mal nach Berlin, dieses Mal mit dem Flugzeug. Im Anflug präsentierte sich die Stadt immer noch grau und wolkenverhangen, die Landung war holprig und ihr war schwummerig. Sie hatten Termine mit Politikern dritten Ranges und der Ausländerbeauftragten, sie besuchten Hotels, wo sie fade Häppchen und Sekt bekamen, und Renommiergebäude wie das noch neue *International Congress Centrum*, aber es schien alles nur Fassade für besuchende Westdeutsche zu sein. Immerhin schlief die Stadt tatsächlich nie, man konnte um drei Uhr in der Nacht von Disco zu Disco ziehen und hätte sogar noch mit öffentlichen Verkehrsmitteln noch zurück zum Hotel fahren können; man nahm aber lieber ein Taxi und kam sich weltstädtisch vor. Wenn man aber am Bahnhof Friedrichstraße auf die S-Bahn wartete, die dann lärmend durch gespenstisch stille gesperrte Transit-Bahnhöfe rasselte, war das ein Ausflug in die Unterwelt, und die Gestalten, die man auf den Bahnhöfen gelegentlich sah, entstammten verschiedenen Kreisen der Hölle.

Kurz vor der Wiedervereinigung zogen Freunde nach Berlin, es war der dritte Besuch. Für den Transit sollte man eine genaue Liste erstellen über den Inhalt des gesamten gemieteten Kleintransporters, für jeden Stuhl, jeden Schrank, jede einzelne Umzugskiste, und zwar mit Gewichtsangabe. Nachdem die ersten Kartons noch säuberlich getrennt "Bücher", "Schallplatten" oder "Wäsche" enthalten hatten, konnte man gegen Ende hin eigentlich nur noch "Diverses mit Schreibtischlampe" oder "Reste, undefinierbar" notieren und eine beliebige Zahl dahinter setzen. Die grauen Zollbeamten beim Transit aber warfen noch nicht einmal von fern einen Blick auf die Liste, sondern winkten einfach durch. Beim Einzug in den Altbau im Wedding - 5. Stock, kein Aufzug, und es waren wirklich sehr viele extraschwere Kisten mit Schallplatten - bot ein ortsansässiger Junkie freundlich Hilfe an, aber als er die erste Kiste fallen ließ, versuchte man ihn noch freundlicher wieder los zu werden; man kaufte sich frei, mit was auch immer, und besser hätte man das Verhältnis der beiden Staaten zu dieser Zeit nicht charakterisieren können. Um Mitternacht war man endlich fertig, aber weil es Berlin war, konnte man noch Döner holen, immerhin, auch wenn man schon zu müde war, um ihn zu essen.

Dieses Mal besuchte sie endlich auch Ost-Berlin, und es war noch schmutziger und grauer dort, die Luft eine einzige Pest. Der Alexanderplatz mit dem Palast der Republik übertraf sogar den Kudamm mit Gedächtniskirche an Scheußlichkeit, und als sie verzweifelt mit der S-Bahn hinaus auf die Dörfer fuhr, gab es nichts zu essen. Es gab kleine Läden, mit fast leeren Schaufenstern; sie zeigten einzig vergilbte Packungen von Waren, die man nicht kannte und auch nicht kennenlernen wollte. Es gab Gaststätten, durch deren trübe Fenster man nicht schauen konnte; sie waren sowieso geschlossen, entweder für heute oder schon seit langer, langer Zeit. Noch nicht einmal den Zwangsumtausch konnte man hier loswerden. Deshalb kaufte sie in der großen Buchhandlung am Alexanderplatz, der trostlosesten Buchhandlung der Welt, einen schmalen Band mit Gedichten von Paul Celan, die *Niemandsrose*, soeben frisch aus der Druckerpresse,

die Leute drängten sich darum. Es war der erste Band mit Celan-Gedichten, der überhaupt in der DDR erschienen war, es war ein schönes Buch, sorgfältig gesetzt, mit dickem weißem Papier, und sie trug es mit in den Westen wie eine Trophäe. Vielleicht war noch nicht alle Hoffnung verloren.

Und dann passierte tatsächlich die Wiedervereinigung. Sie kam im glänzenden neuen Hauptbahnhof an und wandelte wie im Traum durch eine Stadt, die ihren Schwerpunkt verlegt hatte, die neue Räume und Linien gebildet hatte, vorher unbekannte und überraschende: Man ging durch das Brandenburger Tor hindurch, einfach so, und spazierte Unter den Linden entlang, es waren tatsächlich Linden, sie blühten sogar, und von fern schimmerte der goldene Engel von der Siegessäule durch die Sichtlinien. Man atmete tief durch, wenn man vor der Staatsbibliothek oder der ehrwürdigen Humboldt-Universität stand, und fühlte sich preußisch, in einem ganz ehrenhaften Sinn voller Pflicht und Andacht. Sogar der Dom war erträglich geworden, und der Tiergarten ein unbekanntes Paradies. Das Herz der Stadt war erwacht, und man meinte es an unterschiedlichen Orten zu spüren. Man konnte auf die Kuppel des Reichstags steigen, am Abend erstreckte sich ein Lichtermeer unter einem, und es war ganz still. Man konnte, am frühen Abend, eines der grandiosen Museen der Museumsinsel besuchen, ganz von Wasser umgeben, und dann war man allein mit Nofretete, Auge in Auge mit der seltsamen fremden Schönen, und der einzige Wächter verzog sich diskret. Für kein Geld der Welt wäre man noch zum Kudamm gefahren; zumal sich in der S-Bahn jetzt nicht nur das Elend von Berlin, sondern der ganzen Welt versammelte und einen all die preußische Pracht und das neue Selbstbewusstsein des Regierungsviertels vergessen ließ. Natürlich konnte man auch immer noch Tag und Nacht Party machen, aber das konnte man inzwischen auch überall anderswo.

Ganz in der Mitte jedoch, so entdeckte sie, als sie endlich zum ersten Mal den Zoologischen Garten besuchte, saß ein Panda. Er hieß Bao Bao, und wenn er nicht zu einer halbrunden Kugel wohligh

zusammengekrümmt schlief, kaute er sehr geduldig auf einem kleinen Bambus-Stamm. Bao Bao war so einsam, dass man beinahe weinen musste, wenn man ihm länger zuschaute; seine schwarz umrundeten Kulleraugen guckten nach innen, und stoisch kaute er seinen Bambus, egal was um ihn herum passierte. Er war das wahre Herz von Berlin, ein Bär natürlich. Aber er war auch der einsame Baum von Caspar David Friedrich, er war die melancholische Lyrik von Paul Celan, und wenn er schlief, träumte er von seiner Heimat und der großen chinesischen Mauer. Dann aber erwachte er in Berlin, und er hatte einen Job zu tun.

DEUTSCHLANDREISE

Das Wetter beim Frühstart war wunderbar. Die Alb zog ihr zart hellblaues Band parallel zur Autobahn, vielleicht hätten wir sogar die Alpen sehen können, wenn wir noch etwas weiter nach Süden gefahren wären, Richtung Ulm. Die Sonne färbte den Dunst leicht blassrosa und die Wiesen überlegten, ob sie zu Ostern etwas frisches Grün auflegen sollten, übertrieben es aber nicht damit. Auf dem Stuttgarter Flughafen lagen die Startbahnen verlassen da, und man konnte beinahe vergessen, dass sich an jedem anderen Freitagmorgen hier Daimler an Daimler gereiht hätte, eine wandelnde Feinstaubkatastrophe. Sogar die böseartig zu Verstopfungen neigende Pforzheimer Senke zog beinahe ohne jeden Aufenthalt an uns vorbei, die LKWS schliefen friedlich in ihren wie immer völlig überlasteten Parkplätzen an der Seite. Kurz vor Heidelberg sahen wir die ersten Spargelfelder, noch sorgfältig von Flies bedeckt; es würde dieses Jahr zwar keinen Osterspargel geben, aber wenn die Sonne so weitermachte wie heute, bestand noch Hoffnung für die nächsten Wochen. Frankfurt kündigte sich an mit beinahe außerweltlich glänzenden Hochhäusern; scharf gezeichnet standen sie über dem Dunst, eine Schulbuchlektion in Geometrie und Glas. Von fern blickte der Taunus herüber, bevor man bald schon in den mittelhessischen Tälern versank; Burgen begannen hinüber zu grüßen und die Sonne hielt sich wacker, sogar im Sauerland, wo die Wälder

dunkler werden und die Baustellen dichter und generell das Leben gern einen leicht säuerlichen Zungenschlag hat. Kurz vor Dortmund hatte sich der Verkehr um die Mittagszeit endlich zu seinem normalen Zustand entwickelt: Staus waren angekündigt, lange, immer längere werdende Staus, zwischen Münster und Osnabrück war an ein Durchkommen gar nicht zu denken, und so wählten wir im Einklang mit dem Navi (ein friedlicher Zustand, der gar nicht so häufig vorkommt) die Westkurve. Dortmund zog rechts vorbei, und wir tauchten ins Herz des Ruhrgebietes ein, dort, wo es noch nicht zur Kulturlandschaft mutiert ist mit radwegegesäumten Industriekanälen und Vergnügungsparks in Schaubergwerken: Castrop-Rauxel. Gelsenkirchen. Bottrop. Kohlehalden, heute sehr freundlich schwarz glänzend, Schornsteine, beinahe wie Aussichtstürme, Industrieanlagen aus dem Playmobilland, behäbige Schleppschiffe auf dem Kanal, wahrscheinlich auf dem Weg nach Duisburg, das von den Chinesen aufgekauft wurde, die bekanntlich Kohle zu Seide machen können. Doch schon tauchten wir wieder auf aus dem Ruhrpott, ohne Übergang wird es ländlich-sittlich und flach. Links streift man an Holland entlang, Bauernhöfe bilden Inseln in strohgelb glänzenden Feldern, und die Sonne hält sich tatsächlich immer noch, sie inszeniert eine Symphonie in Herbstgelb-Frühlingsgrün-Pastellblau und Backsteinrot. Dazwischen strecken sich knorrige Eichen in den Himmel, uralte bewachsene Persönlichkeiten, die Sonne lässt das Moos auf den ausgebreiteten Armen schimmern. Wir mittendurch, nun doch im Stau, wahrscheinlich sind wir von oben, im Drohnenblick, eine bunt schimmernde und sich windende Schlange, die sich in einem seltsam stockenden, doch von geheimen Gesetzen der Strömungsmechanik dirigierten Gesetzen bewegt. Als wir die Autobahn verlassen, um den nächsten Stau zu umgehen, fahren wir durch schnurgerade Alleen durch lichte Wälder. Gelegentlich öffnet sich der Blick auf Wiesenlandschaften, und plötzlich zieht sich ein neuer Lindwurm, diesmal auf Stelzen, durch die Landschaft: die alte Teststrecke der Magnetschwebbahn, ein Industriorelikt, das späteren Archäologen viel zu denken geben wird: ein

moderner Bohlenweg über einen tiefen, bedrohlichen niemals auszutrocknenden Sumpf (wie den der menschlichen Korruption, beispielsweise), ein gigantischer Schwebebalken für die Gleichgewichtsübungen einer verfetteten, bewegungsunfähigen Menschengeneration, ein Opferpfad für die Götter, ein Fließband für mechanische Kühe auf dem Weg zur vollautomatisierten Melkstation? Der Wald schließt sich wieder um die Straße, und Ostfriesland nähert sich: endlose Ebene im nun schon leicht abendlich schimmernden Sonnenglanz, noch nicht einmal gepunktet von Kühen oder Windrädern, unseren stetigen Begleitern auf unserer Deutschlandreise; dahinten, irgendwo hinterm Deich, muss das Meer sein, es kann gar nicht anders sein, denn so viel Flachheit und Wiese und Himmel muss irgendwo ein Ende haben, muss erlöst werden durch die endgültige Fläche aller Flächen, das Meer, am Ende von – Deutschland auf der Autobahn an einem Karfreitag bei herrlichem Sonnenschein.

ANNÄHERUNG AN DEN KRANICHE (IN DREI SCHRITTEN)

I. *Das Erlebnis: Erhabenes, geballt auf abendlichen Wiesen*

Es war dann doch überwältigend. Wir waren noch bei hellem Sonnenschein und mäßig sommerlichen Temperaturen hinausgefahren auf dem bunten Schaufelraddampfer. Auf den Uferwiesen tummelten sich schon größere Mengen von Vögeln, weiße Tupfen gegen das metallische Blau des windstillen großen Sees, aber alles war friedlich, sogar die einzelnen Fischerboote dümpelten. Wir waren natürlich gespannt: Kraniche hatte man uns versprochen, die Dame im Buchungsbüro hatte auf unsere skeptische Nachfrage hin geantwortet, sie könne nicht genau sagen, ob es Hunderte oder eher Tausende seien würden? Na gut, einzelne Paare begannen einzutrudeln, elegant im Paarflug segelnd, und durchs Gehirn streifte eine

vereinzelte Brecht-Zeile: „*Seht jene Kraniche in hohem Bogen / Die Wolken, ihnen beigegeben. / Flogen mit ihnen schon, als sie entflohen / von diesem in ein anderes Leben*“. Natürlich hatte man das als Liebesgedicht gelesen, damals in der sentimentalen Jugend, nicht als ein Gedicht über Kraniche, aber was wusste man damals schon; und ganz falsch war es vielleicht auch nicht gewesen. Inzwischen jedoch, so verkündete der Lautsprecher in rührend syntaktisch-ungeschickten Sätzen, könnte man ganz dort hinten schon die ersten Züge erkennen; man strengte sich an, starrte in den sehr langsam dunkler werdenden Himmel, war das nur ein Wolkenstreif oder – nein, tatsächlich, die Kraniche flogen ein, sie flogen Zug um Zug, mal in geordneten Linien, mal in wirren, sich gerade umsortierenden Haufen, hier im spitzwinkligen, dort im stumpfwinkligen Dreieck. Sie machten einen Landeanflug, der mit einer Kurve begann, auf einmal sah man nicht mehr die langgestreckten Körper mit der leichten Schwellung in der Mitte, sondern nur noch schlanke Silhouetten, die in der schon tieferstehenden Sonne noch blitzten, dann streckten sie die schmalen Beine aus, und schon waren sie verschwunden im grauen Gewimmel auf der Wiese, das nun immer dichter wurde. Und da kamen schon die nächsten, an einer etwas anderen Stelle des immer größer werdenden Himmels; und da, man hörte sie jetzt schon weitem, ein anschwellendes Krah-Krah, es kam von dort, oder kam es von dort, oder von – und auf einmal flogen sie an, von fast allen Seiten, ein langer Zug nach dem Anderen, ja, es waren gewiss Tausende, und keiner wusste mehr, wohin er das leuchtende Handy zuerst richten sollte. Die Menschenmasse gab entzückte kleine Laute von sich, die aber bei weitem übertönt wurden vom immer lauterem, jetzt schon fast bedrohlichen Krah-Krah, dicht über den Köpfen, dort über dem Wasser, von hinten nachrückend, von den Seiten aufschließend, sich in grauen Schwärmen auf den Wiesen ballend. Lange hatte man sich nicht so – kollektiv erhaben gefühlt. Brecht war inzwischen verdrängt von einer anderen Stimme, sie nagte noch im Unterbewusstsein und sang die „Kraniche des Ibykus“, was war das noch? Als die Betäubung dann vorbei war und die Schwärme

abklängen, war man ein wenig mitgenommen und ein wenig leer. Zeit zum Nachlesen!

2. Die Ballade: *Graulichtes Geschwader, im Gedränge*

Die Kraniche des Ibykus also, Ballade von Schiller. Tatsächlich fliegen die Kraniche in ihrem völkerverbindenden Zug bis heute über den Isthmus von Korinth. Sie taten das wohl auch schon in der Antike, wo sich die griechischen Völker, friedlich für eine kurze Zeit, zu den irthmischen Spielen trafen; es galt den „Kampf der Wagen und Gesänge“, Athletik des Geistes neben der des Körpers. Da machte sich auch auf Ibykus aus Rhegium, berühmt schon in jungen Jahren und vom jugendlich-sonnengleichen Gott Apoll begünstigt mit der Gabe des Gesanges, „der Lieder süßen Mund“. Und Ibykus wandert frohen Mutes und „mit leichtem Stab“, in der Ferne sieht er schon Akrororinth auf dem Hügel, das Ziel seiner freudigen Reise. Doch vorher ist „Poseidons Fichtenhain“ zu durchqueren, die Götter sind auch hier anwesend, der leicht fühlsame Wanderer spürt sie am „frommen Schauer“; und über ihn zieht, „fernhin nach des Südens Wärme“, ein Schwarm von Kranichen, in „graulichtem Geschwader“ ziehen sie, und ein leicht fühlsamer Leser, eine sympathetische Leserin könnte hier vielleicht schon den ersten Schauer fühlen, eine kleine Ahnung wie eine kleine grau-lichte Wolke am noch hellen Himmel. Der Dichter jedoch grüßt die großen Vögel als treue Reisebegleiter (bis heute zehrt die deutsche Lufthansa von diesem Bilde): Sie wandern zwischen den Welten, wie er, der Dichter; und wie er müssen sie darauf vertrauen, gastlich aufgenommen zu werden in der Ferne, unter einem „wirtlich Dach“. Doch im Walde, da wohnen auch die Räuber und Ibykus soll niemals in Korinth ankommen. Genau in „des Waldes Mitte“, dort wo er am tiefsten, am fremdesten, am dunkelsten ist, erscheinen zwei Mörder auf „gedrangnem Steg“ – und die Leserin springt, mitten im Text schon, die Fremdheit des seltsamen Wortes an: „gedrangen“, man fühlt das

Unbehagen förmlich, eingeklemmt zwischen „gedrungen“ und dem „Andrang“ entsteht ein Wort-Gedränge, in dem der schwache Sänger, gewohnt die Lyra zu halten und nicht den Bogen zu dehnen, unterliegen muss, den hirnlosen, aber bizepsstarken bösen Buben, die tatsächlich „Mörder“ genannt werden: Sie wollen nichts von dem armen, fremden Sänger, als sein Leben. Der letzte Blick des sterbenden Ibykus richtet sich auf den Himmel, und er beklagt, sprachgewaltig bis zum Ende, dass er nun ungerächt vergehen müsse, verlassen, „unbeweint“ auf fremden Boden. Und in gedrangener Not ruft er die Kraniche an, die einzigen Zeugen eines Endes, die in ihrem gewaltigen völkerverbindenden Zug jetzt den ganzen Himmel verdunkeln; er sieht sie schon nicht mehr, aber er hört „die nahen Stimmen furchtbar krähen“, das harte Kra-Kra, das ihnen den Namen gegeben hat, und er fleht sie an, für ihn zu sprechen, Anklage zu erheben. Dann stirbt er, nackt, entstellt von Wunden, ein wenig schimmert Christus durch die Beschreibung, ein anderer Fremder auf dieser Welt, getötet von bösen Buben. Sein Gastfreund in Korinth jedoch, der, der ihm ein „wirtlich Dach“ geben wollte, erkennt das entstellte Opfer an seinen Gesichtszügen und bricht in beredter Klage aus: Dahin sind der friedliche Sieg und der erhoffte Ruhm; und alle Gäste, versammelt im Namen der Götter und des friedlichen Kampfes leiden mit ihm. Das Volk jedoch leidet nicht still und nicht beredt, nein, es wütet: Es will Blut sehen, Rache muss geübt werden, nur so kann das Verbrechen gesühnt werden, das ist die älteste Gerechtigkeit der Welt und sie wohnt tief im kollektiven Unterbewusstsein. Wo jedoch soll man sie finden, die „schwarzen Täter“, die Feiglinge? Waren es vielleicht Konkurrenten, Neider? Man weiß es nicht, man wird es nicht wissen. Nur Helios, die Sonne selbst, die die Kraniche am Himmel begleitet in ihrem graulichten Zug, mag es wissen; nur der allsehende Sonnengott kann sehen, wie die Frevler mitten am hellichten Tage den Göttern und ihren Schützlingen trotzen. Sie drängen sich unter die „Menschenwellen“, wieder ein Gedrang, geballt fluten sie in Richtung des großen Theaters, wo Bank an Bank gedrängt der Griechen Völker sitzen. Und

der Bau wächst über sich selbst hinaus: Die Stimmen vereinen sich „dumpfbrausend wie des Meeres Wogen“, und die dicht gefüllten Reihen scheinen menschenwimmelnd, aber doch geordnet in „stets geschweiftem Bogen“ hinauf bis zum Himmel zu wachsen; er ist blau, dort wohnen die Götter, dort strahlt Helios, der alles sieht, das weiß jeder Einzelne in der anonymen Masse und vergisst es nicht im Gedränge. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen“ entspringt als geflügeltes Wort dieser Ballade, es wird maßlos missbraucht werden, wie alle geflügelten Wörter, die in die Enge der Alltagssprache geraten; in der Ballade jedoch werden sie aufgezählt, die Völker, werden mit ihren fremden Namen genannt: Sie kommen sogar aus Asien, sie kommen „aus allen Inseln“, sie haben sich vereint zur Kathedrale des Theaters und genießen den Gastfrieden. Doch nun verstimmt das Stimmengewirr, denn der Chor tritt auf; und man kann sich die Szene nicht düster, nicht schauerlich genug vorstellen. Aus der Tiefe der kollektiven Vergangenheit treten maskierte Gestalten auf der Bühne, unkenntlich sind sie, ver mummt, riesenhaft und weiblich, aber: „So schreiten keine irdschen Weiber!“ Stumm umschreiten sie das Proscenium, in einer Parade des Schreckens, mit „langsam abgemäßigtem Schritt“; sie folgen einem alten, tiefen, im Blut verankerten Rhythmus, und ihr Singen ist nicht melodisch wie die süßen Töne aus dem Munde des Götterfreundes Ibykus, sondern von „grauser Melodie“ wie das Geschrei der Kraniche. Gehüllt in lange schwarze Mäntel schreiten sie und schreiten sie; in ihren dürren Händen schwingen sie blutrote Fackeln, aber ihre eignen Wangen sind blutlos-gespenstisch, und anstelle von Haaren, die lebendig über Dichterstirnen flattern und sich mit der Lorbeerkrone verflechten, ringeln sich Schlangen mit „giftgeschwollenen Bäuchen“. Sieht man sie wirklich, oder ist es eine Vision, die die Menge ergriffen hat und unwiderstehlich Gewalt und Gestalt gewinnt; ein sich im Kreise drehender und niemals endender Alptraum eines früheren Seins, einer archaischen Gemeinschaft vor der sanften Menschlichkeit, „die besinnungsraubend, herzbetörend“ wirkt? Besinnungsraubend, herzbetörend – in diesen gedrängten Worten drängt der Dichter die

Gewaltsamkeit der Erscheinung zusammen, denn die schwarzen Überweiber rauben den Menschen nicht nur den Verstand, nein, sie verzaubern, betören, vergiften auch sein Herz, ja, schlimmer noch: Ihr Gesang verzehrt des Hörers Mark von innen her auf. Willenlos wird das Menschengewimmel, der sanften Stimme der Dichtung ebenso wenig zugänglich wie der weisen der Vernunft. Und die schwarzen Überweiber in ihren wehenden Mänteln sprechen alle frei, die sich eine „kindlich reine Seele“ bewahrt haben; nur sie allein könnten „frei des Lebens Bahn“ wandeln, im Gespräch mit den Göttern und der Natur, so wie Ibykus vertrauensvoll sich in den Wald begab, den er nie mehr verließ; aber er war frei und hatte eine kindliche Seele. Doch der Verbrecher, der Mörder gar, ist von nun an und für immer gefangen: Er wird gejagt von den Erinnyen, dem „furchtbaren Geschlecht der Nacht“, und nie mehr wird die Sonne des Helios für ihn scheinen, nie mehr wird er unbeschwert durch den Wald des Poseidon gehen können. Überall sind ihm die geflügelten dunklen Göttinnen auf den Fersen, und nichts kann sie versöhnen, keine Reue, kein Bitten und Flehen, noch nicht einmal der Tod: in der Unterwelt selbst, in ihrer ewigen Nacht, lassen sie ihn immer noch nicht los. Erbarmen liegt nicht in ihrer Natur, Vergeltung kennen sie nicht. Sie setzen sich im Mark fest, und von dort zerstören sie den Mörder von innen. Düstere Stille lastet über dem Theaterrund, als die Riesenweiber, immer noch im „langsam abgemeßnen Schritt“ – es eilt ihnen nicht mit der Rache, sie haben die Ewigkeit gepachtet – wieder abtreten; und jeder einzelne im Menschengewimmel spürt in seiner eigenen Brust die Wirkungen einer uralten, dunklen, furchtbaren Macht, die im Verborgenen richtet, „unerforschlich, unergründet“, sie kennt keinen Prozess, keine Berufung, ob Trug oder Wahrheit, das interessiert sie nicht. Und während die Menge noch dämmert, zweifelt, bebt, erschauert, da erhebt sich plötzlich, beinahe erschrickt man beim Lesen, eine einzelne Stimme, man imaginiert sie unwillkürlich hell. Und sie spricht vernehmliche Worte und sie spricht sich selbst ihr Urteil: „Sieh da! Sieh da, Timotheus! Die Kraniche des Ibykus!“ Denn der Himmel

hatte sich verfinstert, über das Theater hinweg zieht genau in diesem einzelnen Moment, nicht mehr grau-licht, sondern zu „schwärzlichem Gewimmel“ zusammengedrängt, das „Kranichheer“ – eine Masse ununterscheidbarer Leiber, verschmolzen zu einer dunklen Macht, geleitet von einem tiefen, unerforschten, unergründlichen Willen. Doch die Menge erwacht ebenso plötzlich, wieso, was hat es auf mit diesen Kranichen, was hat das mit dem erschlagenen Ibykus zu tun? Und „wie im Meere Well auf Well“ verbreitet sich die Nachricht, das Gerücht, die Erkenntnis: Nur der Mörder kann wissen, dass Ibykus in seinem letzten Moment noch Kraniche gesehen hat! „Mit Blitzesschnelle“ erkennen alle Herzen in einem Moment der Erleuchtung, dass dies das Werk der Eumeniden, der dunklen Rache-göttin ist: Die Mörder „bieten selbst sich dar“ zum Urteil. Und die Übeltäter verwünschen noch das schnelle Wort, das ihrem „schreckenbleichen Mund“ entfahren ist; kaum finden sie die Zeit, ihre Schuld zu bereuen, da werden sie schon vor den Richter geschleppt, und sie haben noch Glück, dass die Menge sie nicht auf der Stelle zerreißt. Die Theaterszene wandelt sich zum Tribunal, die Mörder gestehen, und kaum zwei Zeilen später ist die Ballade zu Ende, in einer gewaltigen Anti-Klimax: Das Werk des irdischen, menschlichen Rechts tut sein unspektakuläres Werk. Und es ist nicht wichtig, wie das Urteil fällt; wichtig ist, dass Rache geschieht, dass die Götter dafür gesorgt haben, dass der Tod ihres Lieblinges ge-sühnt wird. Gerechtigkeit aber ist das, was im Inneren geschieht; und niemals werden die Mörder wieder freie Menschen werden können, immer werden ihnen die Erinnyen auf den Fersen sein, sie werden Schlangenköpfe sehen statt flatterndem Dichterhaar, und niemals verstummt das heisere Krah-Krah der Kraniche mehr in ihren Ohren. Wer Mord begeht, hat sein inneres Mark zerstört. Der Mensch jedoch bewahre sich sein kindlich reines Gemüt, auch wenn er in den dunklen Wald geht. Die Kraniche aber sind wie die Menschenwellen, die der Chor der Menschenleiber antreibt: das Bild einer grau-lichten Macht, ewig hin- und hergerissen zwischen Licht und Schatten, Tag und Nacht; ein gewaltiger Anblick, ein Gedränge

im begrenzten Raum des Himmels. Aber bevor sie sich paaren, tanzen sie.

3. *Das Liebesgedicht: Wolke und Kranich, daneben*

Das Gedicht von Brecht heißt übrigens *Die Liebenden*. Und es ist ja nicht ganz falsch. Immerhin geht es auch um den schönen Himmel und um Gastfreundschaft in Zeiten der Wanderung. Und es beschreibt auch etwas, das sich jenseits der Vernunft vollzieht, in Instinkten und Rhythmen, in der Wechselwirkung von Tier und Umgebung, in der stillen Übereinstimmung zwischen Wolke und Kranich. Denn nicht, wie man es allzu leicht assoziiert und damit erkennt, ist von zwei Kranichen die Rede; die Rede ist von den Kranichen und der ihnen beigegebenen Begleitwolke, zwei sehr unterschiedlichen Wesen in einer Beziehung von äußerst schwankender Dauer. Ihr Verhältnis, wenn man es denn „Liebe“ nennen will, gründet im Nichts des Augenblicks: einer gemeinsamen Wahrnehmung, einer geteilten Umgebung, einer rhythmischen Abstimmung im Moment, der man sich jedoch überlassen muss; reinen Herzens, mit einer kindlichen Seele, von Sonne und Mond beschienen, im Glauben daran, dass dieser Moment, diese Beziehung, dieses reine Verhältnis alles ist. Die Liebe nämlich ist, das wird auch in gereiftem Alter häufig übersehen, ein Moment geteilten und geschenkten Vertrauens, nicht sich unsterblicher wahnender Leidenschaft; ein „daneben“ mehr denn ein „miteinander“. (Hier ist das Gedicht:)

*Seht jene Kraniche in großem Bogen!
Die Wolken, welche ihnen beigegeben
Zogen mit ihnen schon als sie entflohen
Aus einem Leben in ein anderes Leben.
In gleicher Höhe und mit gleicher Eile
Scheinen sie alle beide nur daneben.
Daß so der Kranich mit der Wolke teile
Den schönen Himmel, den sie kurz befliegen*

*Daß also keines länger hier verweile
Und keines anderes sehe als das Wiegen
Des andern in dem Wind, den beide spüren
Die jetzt im Fluge beieinander liegen:
So mag der Wind sie in das Nichts entführen.
Wenn sie nur nicht vergehen und sich bleiben
So lange kann sie beide nichts berühren
So lange kann man sie von jedem Ort vertreiben
Wo Regen drohen oder Schüsse schallen.
So unter Sonn und Monds verschiedenen Scheiben
Fliegen sie hin, einander ganz verfallen.
Wohin ihr? - Nirgend hin. Von wem davon? - Von allen.
Ihr fragt, wie lange sind sie schon beisammen?
Seit kurzem. - Und wann werden sie sich trennen? - Bald.
So scheint die Liebe Liebenden ein Halt.*

SHORT STORIES

Am Ende, als wir versuchten, durch die Seitentür ungegrüßt zu entweichen, fing uns der Priester doch noch ab. Es war zwar nur der Hilfspriester, der, der den Kelch abwischen und wegtragen durfte, aber immerhin: Auch er ein Mann von mindestens zwei Metern, noch gewaltiger wirkte er in seinen fließenden weißen Gewändern mit der Schärpe, und sein Lausbubengesicht mit der runden Brille strahlte geradezu heiligenmäßig, als er auf uns zustürzte und sich mit vollem Herzen heftig händeschüttelnd bei uns bedankte: Es sei wundervoll gewesen, ganz wundervoll, uns heute hier zu sehen und er hoffe, uns bald wieder begrüßen zu können! Natürlich sagt das auch jeder bessere Bankangestellte heutzutage zu seiner Laufkundschaft, aber – nun, es war Weihnachten, die große Kirche war festlich, aber nicht übermäßig geschmückt, alle Besucher strahlten irgendwie guten Willen und eine wohlige Zufriedenheit aus, und deshalb kam man einfach nicht umhin, es ihm zu glauben: Er freute sich wirklich. Über uns. Ganz besonders. Ach, warum auch nicht.

Wir hatten uns auch gefreut. Wir hatten gedacht, dass wir nun, da wir zum ersten Male in der Fremde, im großen und weiten Amerika, die Weihnachtstage verbrachten, zu einem wirklich amerikanischen Gottesdienst gehen sollten. Die Auswahl war groß, verschiedenste Glaubens-*Flavours* warben um uns, aber am Ende siegte das große backsteingotische Gebäude mit der katholischen Messe. Frühzeitig waren wir aufgebrochen, zu Fuß, wie es sich trotz der abendlichen Kälte gehörte, und schon beim Eintreten überraschte uns die freundliche Wärme des hohen roten Gemäuers mit seinen geradezu geschmackvoll drapierten Kränzen an den Säulen und einem gar nicht übermäßig illuminierten Weihnachtsbaum. Wir waren früh dran, die Kirche füllte sich langsam mit Familien, älteren Menschen, einige davon gebrechlich, das Publikum war gar nicht so anders als bei uns, und nur manchmal stolzierte ein mittelalter Mann etwas gockelmäßig den Gang entlang. Zur Überbrückung der Zeit vertieften wir uns in die ausliegende Literatur, es gab gleich mehrere

Gesangbücher, uns wurde in Vorworten dieses und jenes zur Reformation der katholischen Liturgie bei ihrer gleichbleibenden, ja eher wieder zu verstärkenden Bedeutung gesagt, und zu den Teilnahmeregeln beim Abendmahl (*it's complicated*). Einige vertraute Lieder fanden sich beim schnellen Überblättern, aber wir waren ja eigentlich nicht über den Atlantik geflogen, um wie jedes Jahr „*Stille Nacht*“ und „*O du fröhliche*“ zu singen!

Doch da marschierten schon die Priester ein, die zwei Zweimetermänner vorab, dahinter ein kleinerer schon älterer Priester, er schaute – aber vielleicht bildete sich unsere hungrige Phantasie das auch nur ein? – ein wenig wenigstens wie ein Großinquisitor aus. Aber leider, leider keine Weihrauchschwingenden minderjährigen Ministranten, sondern nur eine Frau; zu ihrem bunten Kleid trug sie eine Art weißen Spitzenschal über Kopf und Haaren, schwer zu sagen, ob das nun eher ein Keuschheits-Statement oder eine weibliche Annäherung an einen Priester-Look sein sollte? Jedenfalls hielt sie den Blick demütig gesenkt, maria-mäßig sozusagen, und sah sehr geehrt und ziemlich klein zwischen den Kolossen und ein wenig eingeschüchtert aus. Dann nahmen die Priester Platz, und zwar auf dem Gestühl hinter dem Altar, den Blick zur Seite gerichtet; sie schauten uns also nicht an, uns, die Gemeinde im großen Hauptschiff unter den dezent flackernden Kerzen. Kam es mir an dieser Stelle schon seltsam vor, dass sie uns nicht anschauten, oder erst später, während der ersten Lesungen? Und schon hatte man etwas vom katholischen Ritus verstanden, immerhin: Das Chorgestühl ist seitlich ausgerichtet, nicht aus architektonischen Gründen, sondern damit die Priester des Herren das Fußvolk nicht angucken müssen; es mag ja nicht immer so ein harmonischer Anblick gewesen sein wie heute, wo sich doch die meisten ein wenig festlich hergerichtet hatten, im Rahmen ihrer Möglichkeiten.

Nun gut, aber ansonsten nahm alles seinen vertrauten und nur ein wenig verfremdeten Lauf: Es gab nicht wenig Liturgie – englisch, nicht lateinisch –, gar nicht so wenig Gesang – die Orgel drängte sich nicht auf, die Gemeinde war auch nicht direkt stimmgewaltig, und

natürlich sangen wir die bekannten Weihnachtslieder, „*Silent Night*“, was denn sonst? Die Dame mit dem Spitzenhäubchen durfte die Lesung halten, sie blieb weiter demütig dabei, und wir lauschten der Verlesung der Generationenfolge der Vorfahren Christi, dreimal 14 Namen, langlebige, zeugungsfreudige Patriarchen, nicht direkt prickelnder Stoff, aber – nun ja, wir wollten ja etwas anderes, und es ist ja wichtig, dass man weiß, woher jemand kommt. Josef zum Beispiel, auf den sich die zweite Lesung dann konzentrierte; auch eine eher ungewöhnliche Stelle, Josef erwägt hier nämlich, seine doch etwas unvermutet schwanger aussehende Verlobte zu verlassen – sagte die Lesung nicht sogar, er wolle sich scheiden lassen? –, aber ein Engel befahl ihm im Traum, davon abzulassen, und Josef gehorchte, und die Geschichte nahm ihren weiter bekannten Lauf. Die Weihnachtsgeschichte selbst wurde übrigens nicht verlesen. Vielmehr folgte, ein wenig Liturgie vorab, ein wenig schwachbrüstiger Gesang, schon die Predigt, und der imponierendere der beiden Zwei-Meter-Männer begab sich zur Kanzel. Freundlich erklärte er uns, er sei hier eigentlich nur zu Gast geladen, eigentlich unterrichtete er – irgendwas mit Philosophie an irgendeinem anderen Ort, ich war zu überrascht um genauer hinzuhören. Es erklärte jedoch die daran anschließende Predigt, in der kein bisschen Höllenfeuer zu spüren oder zu riechen war; hingegen jede Menge *common sense*, persönliches Engagement, rednerische Souveränität, und gelegentlich verirrte sich sogar ein Syllogismus in die Argumentation (ja, es gab eine, vielleicht sollte man das bei protestantischen Predigten auch gelegentlich versuchen?), er war aber *undercover* unterwegs. Es sprach die Stimme der Vernunft, nicht der Inquisition; sie sprach wohlklingend und resonanzreich, und das ist immerhin, für einige, sogar verführerischer als alle Geschichten.

Was er sagte? Es begann mit einer Geschichte aus seiner Kindheit, mit der er uns sehr menschenfreundlich nahelegte, dass wir alle Sünder seien; auch er, als er drei Jahre alt war, habe seiner Schwester einmal ins Gesicht getreten (an mir nagten leise Zweifel, vielleicht war die Erinnerung ja doch eher *fabricated* und ein wenig krass dazu).

Die Ursünde jedoch sei der Egoismus, er sei die Wurzel allen Übels, die wahre Korruption, der Fall aus der Gnade (das schob er uns elegant unter, ohne dafür einen genaueren Beweis anzutreten); sein Gegenteil jedoch sei die Freundschaft, die wahre natürlich, die altruistisch den Anderen ins Zentrum stellende (ach, immer dieser Zweifel: Sind denn nicht häufig gerade die Altruisten – nur verdeckte Egoisten, Egoisten im Schaffell sozusagen, die vor allem ihren moralischen Genuss verfolgen, *moral self-gratification* pur, schaut nur, bin ich nicht wieder prächtig altruistisch? Aber natürlich kommt nicht zu uns allen ein Engel im Schlaf und befiehlt uns, was wir tun sollen). Jedenfalls führte das Argument, auf sehr freundlichen, verständlichen und durchaus nachvollziehbaren Wegen dahin, dass Gott – unser Freund sein wolle (mich juckte es etwas in meinem sehr vergrabenen Glaubenszentrum in Gehirn, Gott ein Freund? ein guter Freund? war das nicht irgendwie –). Aber die imposante Stimme der Vernunft hatte schon weitergesprochen: Da aber Gott offensichtlich nicht mit Menschen befreundet sein kann (eben, eben!), hat er eine Art hybriden Gottmenschen geschaffen. Mit dem kann man nämlich befreundet sein. Und heute feiern wir eben den Geburtstag dieses neuen besten Freundes, *BFF* mit Weihnachtsbaum, sozusagen, statt Geburtstagskerzen. Der Großinquisitor sah starr zur Seite. Die Gemeinde fühlte sich, vielleicht, ein wenig erhoben; aus meinem Sohn jedoch strahlte die Enttäuschung über diese amerikanisch-weichgespülte Variante des Katholizismus ab, er schaute eher Ratzinger-mäßig geradeaus.

Dann, Höhepunkt der Veranstaltung, begannen die Abendmahls-vorbereitungen. Sie waren aufwändig, und unser imposanter Prediger mutierte vom weisen Philosophen zur sorgfältigen Hausfrau: Selten sah man einen Kelch so sorgsam geputzt und weiße Tücher so liebevoll gefaltet und die Oblaten so feierlich erhoben, dass man die Erhebung gleichsam – es leben die Spiegelneuronen! – im eigenen Inneren mitlebte! (*elevated ice cream*, so hieß eine Eisdiele in Port Townsend, die wir einige Tage später besuchten, da kann man sehen, wo es hinführt mit der Säkularisierung!). Auch wir waren,

natürlich, eingeladen, wir, die Un-, nein, eher: die nicht ganz Rechtgläubigen, wir wurden nicht ausgeschlossen vom Tisch des Herren, sondern sollten nur eine kleine Geste machen, die Arme vor der Brust kreuzen, und dann würden wir – nun, zwar keinen *elevated wafer*, aber einen Segen bekommen (das Blut des Herren ist bekanntlich sowieso nur für die Priester reserviert, die es dafür auch am Ende austrinken müssen, den Kelch bis zur bitteren Neige -). Aber wenn man ganz genau hinschaute, während die Gemeinde folgsam, still und wohlorganisiert zum Altar schritt, meinte man ein klein wenig Skepsis zu spüren in den rituellen Bewegungen des Geweihten: Wollte man denn wirklich die demütige Hausfrau Gottes sein, der streng unterscheidende Gastgeber, ein Mess-Diener im Auftrag des Herren – oder wäre man nicht lieber eines seiner Lämmer, wenn auch ein zwei Meter großes, unter denen in der Schlange eingereiht, still wartend, brav den Mund öffnend und nicht kauend? War es nicht irgendwie – ein wenig allzu elitär, wie man sich dann am Ende, Priester zu Priester, gegenseitig die Oblaten zuschob, *peer to peer*, bevor den Kelch zu leeren, einsam, bis zum Ende? Aber nun gut, das musste offensichtlich für heute reichen für unsere Katholizismuskritik; man ist ja dankbar für Brosamen vom Tisch des Herrn!

Am Ende Auszug, feierlich, wie sie gekommen waren, schritten sie wieder hinaus, aber alle schauten jetzt etwas milder und – nun ja, erhobener, sogar der Großinquisitor. Derweil zerstreute sich die Gemeinde sehr langsam, Familien machten mit ihren kleinen Prinzen und Prinzessinnen Foto-Shooting vor dem Altar, man schaute nach Bekannten umher, nach dem etwas spärlich geschmückten Weihnachtsbaum, und sogar mit dem nun wahrlich befreit strahlenden XXL-Priester durfte man Selfies machen am Ausgang, ein Priester zum Anfassen! Allein der Klavierspieler schlägt noch einmal voll in die Tasten, er sitzt vorn an einem eher bescheidenen Instrument und ist unzufrieden mit seiner *Performance*, jetzt will er zeigen, was er kann! Die Glocken läuten nicht, als wir vor die Tür treten. Es ist eine stille Nacht in Amerika.

LESEN

LESEERLEBNISSE

Buschfeuer

Ich weiß nicht mehr, wie ich an das Buch geraten bin. Wahrscheinlich war es aus der Gemeindebibliothek, wo es sowieso nur eine sehr beschränkte Auswahl von Jugendbüchern gab. Es spielte jedenfalls in Australien, ein sehr ferner Kontinent, von dem ich vorher keinerlei Vorstellungen hatte; vielleicht wären mir Kängurus eingefallen, aber ich weiß noch nicht einmal, ob ich eine Verbindung zwischen meinem sehr geliebten Koala-Stoffbär mit den schwarzen Knopfaugen und einer tatsächlich existierenden Bärenart in Australien hätte herstellen können. Nach der Lektüre aber hatte eine sehr genaue Vorstellung von Australien, und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich sie wieder hätte loswerden können; aber man kann Bücher nicht ungelesen machen. In Australien gab es nämlich Buschfeuer, das lernte ich in dem Buch (die Handlung habe ich längst vergessen); Flammenmeere, höllische Infernos, die sich über die Steppe und durch die Wälder unbezähmbar ausbreiteten, riesige Feuerwände, turmhohe Rauchwolken, und sie verschlangen jeden, der sich ihnen in den Weg stellte, und die Tiere des Waldes waren nicht schnell genug, weil die Feuer mit einem Höllentempo rasten, noch nicht einmal die Kängurus mit ihren Sprüngen, und zum Glück musste ich mir wahrscheinlich doch nicht ausmalen, was mit den eher gemütlichen Koala-Bären geschah. Es war eine schreckliche Vorstellung, sie machte mich panisch und atemlos, und sie führte dazu, dass ich – ich schwöre, ich denke mir das nicht aus, es ist mir peinlich, aber die reine Wahrheit – bestimmt ein halbes Jahr lang nicht zu Bett gehen konnte, ohne noch einmal aufzustehen und heimlich (denn was ich hätte sagen sollen? meine dumme Furcht gestehen etwa?) ins Badezimmer gegenüber zu schleichen: War der Horizont klar über der Stadt, oder zeichneten sich irgendwo Rauchwolken ab? Ich weiß nicht, wie ich diese Furcht wieder loswurde; vielleicht habe ich es einen Abend vergessen, zum Badezimmerfenster zu gehen, und dann noch einen, und dann noch einen. Aber niemals

vergessen habe ich, wie furchtbar ich mich als Kind vor Buschfeuern fürchtete, weil ich ein Buch gelesen hatte.

Verwünschenes Elbenland

Aber zum Glück gab es auch andere Bücher. Natürlich zieht man in jedes Buch, das man liest und das einen gewissen Umfang überschreitet, ein; und eben deshalb habe ich von Anfang an lange Bücher geliebt, weil man die Personen kennen lernte und ihre Umgebung, es wurden Freunde und vertraute Orte und man lebte eine Weile mit ihnen. Nur einmal jedoch ist es mir passiert, dass ich aus einem Buch nicht mehr ausziehen wollte. Es war ein sehr langes Buch, es war ein Mythos von einem Buch, es war, natürlich, *Der Herr der Ringe*. Die Erzählung hebt sehr langsam an, man verbringt viel Zeit mit Vorbereitungen, bevor sich die Hobbits endlich auf den Weg machen. Man durchstreift noch das gemütliche Auenland, und dann kommt man in die Berge, und es wird immer ungemütlicher, man trifft zum ersten Mal auf die Orks, die man sich besser nicht allzu genau vorstellt, und man realisiert gemeinsam mit den gemütlichen Hobbits, dass es ein sehr langer ungemütlicher Weg sein wird, man wird frieren und hungern und sich verirren und kämpfen, und alle Zauberer der Welt, noch nicht einmal Gandalf, und wie hängt man an Gandalf, o so sehr!, werden einen beschützen können. Doch dann kommt man das erste Mal zu den Elben, sie leben in Bruchtal, einem verwunschenen Wald auf einer Art Luxus-Baumhäusern. Sie sind unendlich schön, sie singen und machen Musik und lieben Gedichte und eigentlich passiert ziemlich wenig dort. Aber der Aufbruch nähert sich, und man verspürt auf einmal einen Widerwillen weiterzulesen. Das war mir noch nie passiert. Natürlich will man wissen, wie diese große Geschichte weiter- und ausgeht – aber vielleicht nicht gleich. Kann man nicht noch wenig in Bruchtal bleiben und ein wenig mit den Elben singen und von Baumhaus zu Baumhaus spazieren? Aber man muss weiter, das ist der Fluch des Ringes, und man reserviert Bruchtal einen speziellen Platz im Herzen, zu

dem man vielleicht, wenn all das vorbei ist, in Frieden zurückkommen kann.

Im Herzen des Zauberbergs

Und dann gibt es die Bücher, in denen man einmal gewohnt hat und die man später wieder besucht. Nicht alle empfangen einen freundlich, einige wirken auf einmal zu klein oder ungepflegt oder ganz einfach falsch; dann muss man den Besuch schnell abbrechen und versuchen, eine freundliche Erinnerung an das erste Mal zu bewahren. Andere lernt man beim zweiten oder gar dritten Besuch erst richtig kennen, man entdeckt versteckte Schönheiten und Weisheiten noch und noch. Aber nur bei einem Buch ist es mir passiert, dass ich tatsächlich einen ganz neuen Raum entdeckt habe, mitten in seinem Herzen; und ich dachte doch, ich kannte es. Es war, die Ironie hätte ihm gefallen, ausgerechnet Thomas Manns *Zauberberg*, den ich während der Zeit auf dem Gymnasium in meiner Eroberungsphase der klassischen deutschen Literatur gelesen hatte; und mir war damals ganz sicher klar, dass ich nur einen Bruchteil der Wortkämpfe verstanden hatte, die der kleine Settembrini, der Verfechter von Aufklärung und Fortschritt, mit dem bösen Naphta, dem Reaktionär und Jesuiten, bis aufs Blut geführt hatte, um Hans Castorp, sein Seelenheil, aber auch ihr eigenes, und natürlich: (aber das habe ich damals sicher noch nicht verstanden) um das des Lesers. Seitdem hatte das Buch bei mir einen inneren Merker, der hieß: Später lesen, wenn du klug genug bist.

Es hat ziemlich lang gedauert, es gibt so unendlich viel zu lesen, und Wiederlesen erlaubt man sich selbst kaum vor der Lebensmitte. Aber nun ergab es sich so, ich hatte ein Seminar zur Familie Mann gehalten, und ich war nicht nur wieder neugierig geworden, ich fühlte mich auch definitiv reif und klug genug. Und so begab ich mich wieder auf den Zauberberg, der schon bei der ersten Lektüre seinen Zauber ausgeübt hatte; schon damals wollte ich mich eigentlich am liebsten zu Hans Castorp auf die so außerordentlich

bequemen Liegestühle legen und mich mit zwei dicken Decken und gekonnten Griffen einschlagen und auf die Bergspitzen schauen und die Zeit vergessen. Und es war schön und gut, zurückzukommen, ich verstand das meiste, es war gerade die richtige Mischung aus Vertrautheit und Neuentdeckung. Aber dann kam ich zur Schlüsselszene des Romans, es ist diejenige, wo sich Hans Castorp einen Bleistift von Clawdia Chauchat leiht, ich hatte sie niemals vergessen, sogar gelegentlich in Aufsätzen zu anderen Themen auf den Bleistift angespielt, um die seltsamen Wege der Liebe und des Wortes zu demonstrieren. Und nun also ist es Fasching auf dem Zauberberg, alle sind ein wenig angetrunken, es herrscht Masken- und Duz-Freiheit, und Hans Castorp macht sich endlich auf, um seinen Bleistift zu leihen von der so lange aus der Ferne angebeteten schönen Frau - er sagt also seinen Satz, und daraufhin beginnen sie ein langes Gespräch miteinander. Auf Französisch. Seiten um Seiten konversieren sie in elegantem Französisch. Ich hatte es völlig vergessen. Bei der ersten Lektüre konnte ich noch kein Französisch, und ich werde die Seiten überschlagen haben, ungeduldig, wie es nun weitergehe mit den beiden (was Thomas Mann, klug und diskret, wie er ist, nur andeutet, wenn etwas passiert über den Bleistift hinaus, passiert es ausschließlich in unserer Phantasie). Dieses seitenlange Gespräch war mir völlig neu; es war, als hätten die Seiten in meinem alten Zauberberg gefehlt. Mir stockte buchstäblich der Atem über die Kühnheit, mit der dieser große Erzähler einfach eine andere Sprache benutzte, um Dinge zu sagen, die im braven, gescheiten, ordentlichen Deutsch nicht sagbar waren, unbekümmert darum, ob der bildungsferne Leser sie denn auch verstehen würde (seien wir ehrlich, er würde die messerscharfen Duell-Gespräche von Settembrini und Naphta sowieso nicht verstehen, es kam nicht darauf an). Und über den Effekt, den er damit bei mir erreicht hatte: Denn Hans Castorp spricht, so sagt er selbst immer wieder, in dieser Passage wie in einem Traum, aus dem er nur kurz für deutsche Satzketten erwacht; und genau wie einen Traum hatte ich die Passage einfach aus meinem Gedächtnis verdrängt, vergessen, gelöscht, eine unverständliche

Nachterscheinung mehr. Mein Französisch ist immer noch reichlich bruchstückhaft, aber das meiste habe ich jetzt verstanden; und den Rest spare ich mir auf den dritten Besuch. Vielleicht finde ich dann noch etwas ganz Neues, und eine solche Chance sollte man sich nie versperren.

EIN HERZ FÜR MR. SPOCK

Seit ich im Fernsehen *Science-Fiction*-Serien gesehen habe – also seit den Zeiten, in denen ein Pappmodell von *Raumschiff Enterprise* durchs die unendlichen Weiten des Universums segelte und auf Planeten landete, die ein wenig aussahen wie von der *Augsburger Puppenkiste* gestaltet – seit unvordenklicher Zeit also fand ich, dass die Erfinder dieser Serien eigentlich nicht genug Phantasie hatten. Irgendwie sahen die Außerirdischen immer aus wie Leute, die nicht genug Geld gehabt hatten, um einen ordentlichen Kostümverleih zu bezahlen. Aber was noch schlimmer war: Sie, die Außerirdischen – und war nicht schon die Formulierung ein Beweis für die ewige Bauchnabelzentriertheit einer Menschheit, die ihre verschwindende Stellung im Universum durch ihre vermeintliche Einmaligkeit kompensieren musste, und zwar für jetzt und immerdar und bis in den letzten Winkel seiner unendlichen Weiten –; diese "Außerirdischen" also handelten und dachten auch genau wie Menschen: nämlich meist egoistisch und irrational, oder, seltener, mitleiderregend und irrational, auf jeden Fall aber ziemlich vorhersehbar. Und auch die Besatzung der *Enterprise*, Flaggschiff des menschlichen Selbstbewusstseins schlechthin, waren einfach nur genauso amerikanisch und seltsam wie die Menschen in anderen amerikanischen Serien. Wenn also ausgerechnet Captain Kirk in all seiner achso hinreißenden Unbeherrschtheit, seinem erfrischenden Männlichkeitswahn und seiner maßlosen Selbstüberschätzung tatsächlich das Zukunftsmodell sein sollte, dann schlug ich mich lieber auf die Seite von Mr. Spock: Verfügte der Vulkanier doch neben seinen spitzen Ohren über einen wahrhaft scharfen Verstand und eine noch schärfere Ironie, die leider selten bemerkt wurde. Er allein erschien mir neben

dem vage multinationalen Kindergarten, der sich auf der Kommandobrücke um den Heros Kirk versammelte, als eine zukunftsweisende Figur – der Einzige, der wenigstens ein klein wenig fremd war und es auch bleiben durfte, trotz aller Bekehrungsversuche zur Kirk'schen Emotionalität, dem kuhwarm-menschlichen Glanz- und Alleinstellungsmerkmal schlechthin.

Das änderte sich eigentlich in all den verschiedenen *Star-Trek*-Generationen nicht grundlegend, und ich verfolgte sie alle (und später noch einmal mit meinem durch die perfekt lebensechte Ästhetik von Computerspielen geprägten Sohn, der nicht aufhören konnte, sich über die Verirrungen aus der Frühzeit des Fernsehens zu amüsieren). Sie spiegelten zwar jeweils den Geist ihrer eigenen Zeit in Vollendung – der erste farbige Captain, die erste Frau als Captain; das fröhlich-kosmopolitische Milieu auf *Deep Space Nine* im Kontrast zur sich dunkel einfärbenden Zukunft bei *Star Trek Voyager* –, aber auf wirklich fremde Wesen oder Gedanken musste man lang warten. Immerhin, auf *Deep Space Nine* gab es die Ferengi, die den Kapitalismus zur Religion entwickelt hatten, und das war wenigstens eine gelungene Satire. Man wagte sich nach und nach an kollektive Lebensformen, die natürlich böse sein mussten, schon um das leicht angestaubte Gespenst des Kommunismus am Leben zu erhalten – dabei hatte das "Widerstand-ist-zwecklos"-Kollektiv der Borg durchaus seine sympathischen und ästhetischen Momente. Und die Erste Direktive (Nichteinmischung in die Angelegenheit fremder Galaxien, welcher Abkunft, Hautfarbe, Religion, Lebensform oder was auch immer) war von einer geradezu astronomischen Weisheit, schaute man auf die zunehmend verkorkste Weltlage mit den immer grandioser scheiternden, aber ach so gutgemeinten Interventionsversuche einer hilflosen Weltpolitik. Leider jedoch verloren wir Dr. Spock auf dem Weg; und Data, der erste Android, war ein eher schwacher Ersatz und musste durch Katze, Geigenspiel und Vaterkomplex etwas krampfhaft vermenschlicht werden.

Zwischenzeitlich jedoch war auf der real existierenden Erde ein kleiner Teil der *Science Fiction* zur Realität geworden: Es gab nun

Computer anstelle von Schreibmaschinen. Das waren anfangs klobige Kisten mit Riesentastaturen, die kein Tipp-Ex mehr brauchten, sondern wo man, einfach so, eine magische Taste drücken konnte, *delete*, und dann war der Mist weg, den man gerade geschrieben hatte, es war Zauberei, wie Beamen! Und dann wurden die Kisten immer kleiner und schicker, und dann konnten sie mehr und immer noch mehr, und bald konnte man sich nicht mehr vorstellen, dass man jemals mit der Hand geschrieben hatte oder was genau Tipp-Ex war. Kulturkritische Zeitgenossen sahen das mit Skepsis; zog da nicht *Big Brother* herauf am Horizont, mit Maschinen, die immer klüger und immer schneller wurden und immer mehr Dinge speichern konnten (und das war schon damals, in den sozialkritischen 80ern, keine Verheißung, sondern eine Drohung: Speichern war böse, an sich und von Grund auf!): Würden sie nicht irgendwann alles überwachen und alles beherrschen und die Menschheit vernechten mit ihrer bösen technisch-instrumentellen Superintelligenz? Doch zum Glück, so führte ein modisch links angehauchter Soziologie-Dozent damals im Seminar aus – und das habe ich nie vergessen, denn ich habe es ihm damals geglaubt, ja sogar gedacht, was für ein origineller Gedanke das sei, so phantasielos war ich selbst! –, zum Glück also müssten wir uns gar nicht wirklich fürchten. Es sei nämlich so, dass man zum Sammeln all dieser Daten ganze Fabrikhallen von Computern brauchen werde, ach was, halbe Kontinente! Von den Energiemengen ganz zu schweigen! So hätte das Captain Kirk wahrscheinlich auch gesagt, nur ein wenig charmanter, aber in der gleichen selbstgewissen Ahnungs- und Phantasielosigkeit; Mr. Spock aber hätte nur mit der Augenbraue gezuckt, Menschen halt – kuhwarm, aber phantasielos, und immer fürchten sie sich vor den falschen Dingen!

Die Realität hat Mr. Spock Recht gegeben, und es ist kein Ende der Speicherkapazitäten abzusehen; zum Glück aber hat bisher auch niemand genug Phantasie entwickelt, die Datenmassen wirklich zu nutzen (außer der Werbeindustrie natürlich, die alle *Big-Brother*-Fantasien längst überholt hat). Inzwischen ist *Star Trek* längst eine

nostalgische Erinnerung der älteren Generation geworden, die *Star Wars* haben übernommen, und man könnte selbst mit nur geringer Phantasie auf die Idee kommen, dass es kein gutes Omen für die Zukunft der Menschheit ist, wenn man die unendlichen Weiten des Universums nicht mehr durchreist, in welcher Mission auch immer, sondern unterwirft. Die größte Speicherkapazität braucht man heute für Simulationswelten und Ego-Shooter; jede Grausamkeit wird so realistisch und farbgetreu simuliert, jede Katastrophe so überlebensecht in 3-D auf den Bildschirm gezaubert, dass man sich zu den guten alten Tipp-Ex-Zeiten zurücksehnt, ja, beinahe sogar nach Captain Kirk mit seiner kuhwarmen Menschlichkeit und seinen zu kurzen Uniform-Hosen im Augsburger-Puppenkisten-Universum. Heute aber bleibt sowieso nichts mehr der Phantasie überlassen, und warum auch? Schließlich haben wir inzwischen Roboter, die Menschen im Schach besiegen und beim Go, sie spielen sogar Fußball gegeneinander! Mr. Spock hätte wieder die Augenbraue hochgezogen, und mit Recht: Das bringt also die vielgerühmte Menschheit ihren hoffentlich intelligenteren Nachfolgern als erstes bei – Fußballspielen! (von Kampfdrohnen wollen wir gar nicht reden) Es soll auch schon Haushaltsroboter geben, die nicht nur staubsaugen, sondern den Kindern Geschichten vorlesen. Wahrscheinlich füttern sie auch die Hauskatze, wenn sie sie nicht heimlich vergiften, weil sie nämlich menschlich genug geworden sind, um zu erkennen, dass Katzen das einzige sind, was einer künstlichen Intelligenz jemals gefährlich werden könnte. Aber es ist nicht ganz klar, ob sie genug Phantasie dafür haben werden; vielleicht sind sie ja doch nur Menschen und wollen alle heimlich selbst eine Katze zum Kuseln, wie Data.

Wird der Mensch jemals etwas erschaffen, das nicht eine Dublette seiner Wunsch- und Angstträume ist? Gott ist tot, aber die *Clones* leben, und im Internet lässt die Schwarmintelligenz auch auf sich warten. Die Drohnen durchziehen den freien blauen Himmel, und man kann froh sein, wenn sie nur ein Päckchen von *amazon* abwerfen. Manchmal hofft man dann, dass stattdessen eine blaue Telefonzelle

vor einem landet, die einen, einmal nur, in wirklich fremde, wirklich menschenferne Welten entführt, in die keine Kamera mehr schauen kann. Mr. Spock begrüßt einen dort mit Dr. Who, und Einstein ist ein *Time Lord* geworden, der auf einem Lichtstrahl zu einem Plausch mit Terry Pratchett und Tolkien über die ewige Relativität der menschlichen Phantasie unterwegs ist. Aber wahrscheinlich hat das letzte Schiff in die unsterblichen Lande schon längst abgelegt, und Wurmlöcher sind nie da, wo man sie braucht (die Menschheit bleibt derweil *humanly challenged*).

KASSANDRA UND CHRISTA WOLF UND ICH

Wir hätten uns begegnen können, damals in Griechenland zu Beginn der 80er Jahre. Ich hatte mein Abitur gerade hinter mir, einen unförmigen Rucksack auf dem Rücken und war in gleicher Mischung hochmütig und naiv, idealistisch und handfest, ein typisches Produkt westdeutscher Koedukation. Sie war eine anerkannte Autorin schon, im sechsten Lebensjahrzehnt, aus dem unbekanntem Osten, der für uns weiter weg lag als Athen. Dort waren wir zwei Rucksacktouristen, wenn auch eher verkleidete Streber als Hippies, nach 48stündiger Fahrt angekommen, mit reichlicher Verspätung natürlich; in Jugoslawien (ja, das gab es damals noch) hatten die Bahnarbeiter abends Feuer auf den Gleisen gemacht, am Morgen danach waren wir erwacht und hatten die Ägäis geradezu unwirklich glitzern sehen, pastellfarben, glattgespannt, es war wie das Meer der Augsburger Puppenkiste. Und nun standen wir am frühen Nachmittag an einem schlechteren Provinzbahnhof, vier Gleise, dann war die Welt zu Ende. Sie, Christa Wolf, war immerhin geflogen, aber auch mit allerlei Hindernissen; und sie fühlte sich, so kann man es in ihrem Reisebericht in den ersten beiden Poetikvorlesungen lesen, genauso fremd wie wir in der großen schmutzigen Stadt, wo die Autos viel zu viel hupten, die Leute viel zu laut sprachen und lachten und man kein einziges Wort lesen geschweige denn verstehen konnte. Zur Akropolis fand man irgendwann und war, Christa Wolf wie genau wir, eher *underwhelmed*; man hatte sich das größer

vorgestellt, ehrfurchterregender irgendwie, heiler sowieso, und nicht so staubig und chaotisch. Vielleicht aber war ich, das könnte ich mir gut vorstellen, genauso beeindruckt wie Christa Wolf von den Karyatiden: Überlebensgroße, stattliche, gerade aufgerichtete, ernsthaft blickende Frauen, die die Welt auf ihren Köpfen trugen – nicht auf ihren starken Armen oder Händen, auf ihren Köpfen.

Ich jedoch las damals in Griechenland nicht, wie Christa Wolf, die Orestie des Aischylos, sondern wahrscheinlich etwas sanft Idealistisches, mäßig Hippieartiges wie Henry Millers *Der Koloss von Maroussi* (ich meine das Titelblatt dunkel vor mir zu sehen); ich habe jedoch alles vergessen, was darin gestanden haben mag. Vielleicht wäre mir Cassandra stärker im Sinn geblieben, wenn ich sie damals schon gekannt hätte. So verschwimmen die starken Karyatiden mit den winzigen, gekrümmten schwarzen Frauen, die ich auf Santorin sah, emsig wie kleine Insekten. Ansonsten aber war Griechenland ein männliches Land, Männer saßen überall vor den Cafés, Männer fuhren uns in halsbrecherischen Bussen steile Klippen hinauf, Männer nahmen die beiden blassen Deutschen in ihren alten Pickup-Trucks per Anhalter mit, Männer bevölkerte die Meteora-Kloster ebenso wie Delphi, seit Jahrhunderten. Später würde ich beim Studieren zwei junge Griechinnen kennenlernen, wir wurden Freundinnen für kurze Zeit und sie waren die lebenslustigsten und ernsthaftesten und freiesten Frauen, die mir jemals begegnet waren. Heute sind sie mir verloren gegangen, Griechenland aber wird immer noch von Männern regiert, und nicht unbedingt zu seinem Besten.

Kassandra nun – auf sie stieß ich erst wenig später durch Christa Wolf, durch ihre Erzählung und die Vorlesungen dazu, die sie in den Jahren nach ihrem eigenen Griechenland-Trip schrieb. Wenn ich heute die beiden alten dtv-Bände in die Hand nehme, die ich unmittelbar nach Erscheinen der Bücher gekauft haben muss, sehe ich zwei hässlich angegraute, viel zu dicht bedruckte Taschenbücher; damals hat man noch geglaubt, dass ein Taschenbuch besser billig sein sollte, auf Schönheit kam es nicht. Vorn klebt noch mein Exlibris, ein dicklicher, energisch blickender Elefant mit den Worten:

"Das Buch gehört mir!", und ich kann mir diese Geschmacklosigkeit nur verzeihen, wenn ich mich daran erinnere, wie stolz ich damals offenbar war auf diese ziemlich hässlich gemachten, aber dafür mir ganz allein gehörenden Bücher! Und diese waren gar von einer Frau geschrieben; nicht, dass es mir damals besonders aufgefallen wäre, ich war noch in meinem eigenen koedukativen Gleichheitsmythos gefangen, dass das alles nun wirklich keinen Unterschied mache. Aber immerhin: Ich hatte nicht nur die Erzählung gekauft, ich hatte auch die Poetikvorlesungen dazu gekauft und nach Augenschein sogar gelesen!

Nur, leider, weiß ich auch davon nichts mehr. Das ist nichts Ungewöhnliches bei mir, mein Gedächtnis ist zu sehr an Neuem interessiert, als dass es sich mit Altem, Geschehenen, Erlesenem belasten würde; es merkt sich gerade noch, im besten Fall, die Titel gelesener Bücher samt einer Art kleinem Qualitätsindex bei besonders eindrucksvollen Lektüererlebnissen, aber mit Inhalten belastet es sich wirklich nicht. Ich erkenne sogar meine eigenen Texte oft Jahre später nicht mehr. Nein, ich müsste wirklich lügen, wenn ich sagen sollte, ob mich Cassandra damals beeindruckt hätte; und zwar sowohl die historische (ja, davon gehen wir jetzt einmal aus) als auch die literarische Figur. Cassandra, natürlich werde ich ihre Geschichte gekannt haben, vom Kassandrarufer gehört haben; ob ich die damit verbundene Tragik verstanden habe, bezweifle ich ebenfalls, zumal ich zum Tragischen kaum ein Talent habe. Als ich nun jedoch, beinahe 35 Jahre später, Cassandra las, in meinem eigenen Seminar zum Thema "weibliches Schreiben", für das der Text offensichtlich geradezu unvermeidlich ist, sprangen mich die Parallelen geradezu an. Cassandra war, so erzählt Christa Wolf die Geschichte, die Lieblingstochter ihres Vaters, des mächtigen, aber leider charakterlich etwas schwächlichen König Priamos von Troja; sie war, Christa Wolf, wiederholt das mehrmals, die Lieblingstochter unter seinen vielen Abkömmlingen, ihre Mutter hingegen hatte sie abgelehnt: Die braucht mich nicht, das waren ihre lakonischen Worte gewesen. Auch ich war die Lieblingstochter unseres Vaters, immer

gewesen, alle wussten es; er zeigte seine Zuneigung kaum, so wie die meisten Männer damals, aber er nannte mich Jutili, und es war der einzige Kosename, den ich jemals hatte (ich war nicht kosig). Unsere Mutter hingegen, das wussten die Geschwister weniger, hatte mich abgelehnt, sie hat diese Worte nicht gesagt, die Hekabe zu Cassandra sagte, aber sie hätte sie sagen können. Das verkraftet man gut, weil man ja die Lieblingstochter des Vaters ist und im Übrigen wirklich nicht sehr bedürftig; und man verkraftet es nicht gut, weil es die Mutter ist. Deshalb, und auch das macht Cassandra vor, stürzt man sich auf alles, was einen davon ablenken kann; interessiert sich für alles, weiblich oder nicht, will alles machen, selbst machen, will, unabhängig sein, denn: Wenn man unabhängig ist, macht es nichts, wenn man verlassen wird. In diesem Prozess wird man allerdings, wenn man, wie Cassandra, gewisse Talente hat, leicht hochmütig; und man wird, weil man weiß, wie es ist, zurückgestoßen zu werden, sensibel für die Verletzungen der Anderen.

Aber es geht um mehr als um ein immer noch nicht sonderlich tragisches Kindheitsschicksal. Ach, Cassandra, wie ich dich nun kenne, erkenne: Du kannst nicht lügen, du musst die Wahrheit sagen, immer; das hat dir nicht ein Gott gegeben, sondern dein eigener Kopf, der die Welt trägt, und was würde mit der Welt passieren, wenn man mit dem Lügen anfangen würde? Natürlich bist du hochmütig (du bist in meiner Vorstellung natürlich auch groß und stattlich, wie die Karyatiden, wie ich, kein Weibchen), denn du kannst es, bei allem guten Willen, nicht verstehen, warum die Anderen nicht sehen, was du siehst, die Gegenwart und ihre gar nicht so entfernte Verwandte, die Zukunft. Das hat dir nicht ein Gott gegeben, das war wirklich nicht nötig, wahrscheinlich hätte sogar Apollo gesagt, wenn er genauer hingeschaut hätte: Die braucht mich nicht! Nein, deine eigenen scharfen Augen und dein geübter Verstand zeigen es dir, schaut doch her, schaut doch nur einmal her, so möchtest du die ganze Zeit rufen, es ist doch gar nicht so schwer! Aber die anderen schauen wieder einmal weg. Auf ihren eigenen Bauchnabel, in ihr eigenes Innere (hohl, so fühlt es sich an, ist es bei den anderen nicht so?),

auf die Menge (falsch, so fühlt es sich an), auf die Anführer (sie lügen, schimmernde Lügen, sie lenken euch ab, damit ihr das nicht seht, was doch offen da liegt vor aller Augen). Und das Schlimmste ist: Du verstehst sie sogar in ihrem Nichtsehen. Aber mit der Liebe tut man sich schwer dann, das ist der Preis des Sehens und Verstehens.

Nun lässt Christa Wolf ihre Cassandra, die ihr ins Herz und in den Kopf gegangen ist, wie sie mir auch damals hätte gehen können und heute geht, nicht allein mit ihrem vermeintlichen archaischen Schicksal. Sie macht, und das ist gar nicht so oberflächlich, wie es sich anhört, eine moderne Frau aus ihr (den Mythos vermenschlichen, nennt sie das; ihm eine Geschichte, einen sozialen Hintergrund, eine psychologische Vertiefung geben). Cassandra kritisiert also nicht nur den völlig sinnentleerten Krieg um Troja, der um ein Phantom geführt wird wie die meisten Kriege bis heute, nur dass hier das Phantom auf eine besondere Art sichtbar und unsichtbar zugleich war: Es war eine Frau, die schönste Frau der Welt, Helena, und wen scherte es schon, dass man sie niemals sah? Jeder möchte für die schönste Frau der Welt kämpfen (also: jeder Mann), und jeder trägt ein Bild von ihr in seinem Kopf, etwas unscharf natürlich, es ist jedenfalls keine Karyatide. Cassandra kritisiert die schleichende Herrschaftsübernahme durch ein Heer blasser Bürokraten, die sich gegenseitig in ihrer Schwäche stützen und als erstes die Sprache erobern und dann die Geschichte (sie machen Propaganda daraus, wie noch jeder Herrscher). Sie kritisiert die Gewalt von Männern, die umso maßloser wird, je größer ihre Ichschwäche und ihr Selbstgefühl sind: Achill, das Vieh, so nennt sie ihn, den Erzmann, und alles lehnt sich in mir auf gegen eine solche Formulierung, kann man denn einen Menschen so nennen, wird man dann nicht selbst -? Aber man muss wohl durch den Hass hindurch, und jede, die Cassandra dabei nicht folgen muss, sollte dem Schicksal dankbar sein. Christa Wolf erfindet jedoch auch Männer, die zwischen den Lagern stehen – Panthoos, den klugen griechischen Priester, der Cassandra an Hellsichtigkeit kaum nachsteht, aber es ist die Hellsicht

der männlichen Vernunft, und gehört er nicht zum feindlichen Lager, ist er nicht ein Grieche, betreibt man nicht – Verrat, nächtlich, halb willig, halb ungewollt? Ach, es ist nicht so einfach mit Freund und Feind, und die schlimmsten Feinde können sich im eigenen Inneren einschleichen und das Bett mit einem teilen, während man noch halbherzig an der falschen Front kämpft. Oder Aeneas, ein Idealmann, und was hätte man für eine Liebesgeschichte aus Cassandra und Aeneas machen können! Aber Aeneas ist nie zu Hause, er muss eben die Welt retten, und sie wird ihm am Ende wieder ziehen lassen müssen, weil er nun mal ein Held ist, es können ja nicht immer nur die Falschen Helden werden; sie aber, sie muss bleiben, weil sie – nun ja, eine Heldin ist, die nicht ungestraft den Untergang verkündet hat; es muss ihr eigener sein, wenn nicht ihr ganzes Leben eine Lüge gewesen sein soll.

Mit all dem bin ich bei Christa Wolf, wäre es früher gewesen, werde es weiter sein. Ich liebe sie für ihre kluge Analyse der Schwächen der Männer; für ihre dialektische Schulung, mit der sie ganz nebenbei zeigt, dass jedes Denken, das auf Fortschritt und Steigerung setzt und sonst auf nichts (also: das der meisten Männer und das der westlichen Zivilisation im Großen und Ganzen), sich selbst in Extreme treiben muss, die immer, unter allen Umständen, jederzeit, lebensfeindlich sind: Nichts bleibt gut im Extrem, noch nicht einmal das Gute, und wer immer nur das Beste will, hat das Gute schon längst verloren. Ich liebe sie für ihre Ablehnung der großen Tragödie, für die stille Art, in der sie Cassandra sogar durch ihren Wahnsinn führt; für die Sanftheit, mit der sie den weisen Anchises zeichnet, der kleine Holzfiguren schnitzt, und was würde man geben für eine dieser Figuren, die man mit sich führen und vorzeigen kann und durch die man erkannt werden wird! Ein kleines Pferdchen, vielleicht auch ein pummeliger Elefant. Und ich breche beinahe in Jubel aus, als Christa Wolf sinniert, wem sie wohl erzählen könnte, wie sie die Ilias langweilt: Mir, mir, möchte ich rufen, denn natürlich ist Homer ein großer Autor, aber es ist eben doch, im Grunde:

Männerliteratur und voraussehbar und eingeschränkt wie alle Männerliteratur.

Aber in einigem, es muss gesagt sein, weiche ich ab, ja, ärgere ich mich sogar, weniger über Cassandra als über ihre Schöpferin. So wirft Christa Wolf Schiller die Biederkeit seiner klassischen Cassandra vor – aber sie ist gar nicht bieder, sie ist nur klassisch, sie leidet ohne Wahnsinn und in gesetzten Versen, aber wenn Schiller nicht das Recht auf seine eigene Cassandra hat, wieso dann sie, Christa Wolf? Und Schillers Cassandra leidet wirklich, sie leidet eben, vielleicht ist es nicht übertrieben zu sagen, ein wenig wie Schiller, der so vieles sah, wenn er auf die Französische Revolution blickte beispielsweise und all den damit verbundenen Wahnsinn; aber auch ihm wollte niemand zuhören, wenn er zu erklären versuchte, wie die Menschheit spielend – aber: mit welchem Anspruch spielend! – besser, heiler, ganzer werden sollte (nicht klüger, oh nein, auch nicht fortschrittlicher!). Allein Goethe, der Einzige, wiegte ein wenig den weisen Kopf und verzieh ihm auch das. Konnte Christa Wolf das nicht sehen, oder wollte sie nicht? Vielleicht ist das, und das ist verzeihlich, ihr blinder Fleck, und jeder muss einen blinden Fleck haben, das liegt in der Natur der Sache und der aus ihr abgeleiteten Metapher. Ihr eigentlicher blinder Fleck aber ist, das sah ich immer genauer, je länger ich die Vorlesungen las und ihren Gedanken nachging, der fatale Subjekt-Objekt-Dualismus, von dem sie gedanklich nicht loskommt; eine Begriffsfalle, wenn es jemals eine gegeben hat. Von Hegel haben ihn die Marxisten geerbt, und es ist wohl nicht überspitzt zu sagen, dass es historisch wenige philosophische Systeme gab, die männlicher waren als ausgerechnet dieses. Und Christa Wolf, die hinter die Begriffe sehen kann wie Cassandra, die um den begrenzten Wert von Systemen und Logik weiß, geht ausgerechnet diesen beiden Begriffen auf den nun schon reichlich ange-trockneten Leim: Die Frau ist immer Objekt und muss es bleiben, weil der Mann, das selbstbestimmte Subjekt, das nur seinen eigenen Gesetzen folgt, sie dazu gemacht hat, immerzu macht und weitermachen wird; Vergewaltigung ist nur der plumpste Ausdruck dieses

Sachverhalts, und in Cassandra wird – soweit wahrscheinlich historisch korrekt – reichlich vergewaltigt, auf den verschiedensten Ebenen. Dass jedoch gerade diese Gewaltakte die angeblich doch autonomen Subjekte, die Männer, ebenso zu Objekten machen – sei es ihrer Libido, sei es eines falschen Männlichkeitswahns, sei es ihrer Ichschwäche; dass es auf der anderen Seite doch die Möglichkeit gibt, sich dieser Objektivierung zu entziehen, zumindest im Bewusstsein, die Opferrolle nicht anzunehmen – bleibt unerwähnt. Ungedacht. Oder, wenn man den Begriffen noch ein klein wenig tiefer unter den philosophischen Priesterrock schaut: Ist es denn möglich, immer so genau zu sagen, wer nun Subjekt oder Objekt ist? Ist die Vorstellung eines völlig selbstbestimmten Lebens, in dem jeder von morgens bis abends selbstbestimmt Subjekt sein kann (nachts sowieso, obwohl – mit Träumen ist das so eine Sache, und schon wieder kommen die Begriffe ins Rutschen) und niemand einen anderen Menschen jemals als Mittel zum Zweck benutzt; ist eine solche Vorstellung nicht völlig unrealistisch? Schon wenn wir in der Bäckerei ein Brötchen kaufen, ist es mit der Autonomie der Verkäuferin vorbei, jeder Politiker, der sich in einer repräsentativen Demokratie allein auf seine Autonomie beruft, hat seinen Wähler schon verraten, und das an der Mutterbrust saugende Baby will nicht Autonomie, sondern Milch! Ja, wäre eine solche Welt auch nur wünschbar? Monaden, eine neben der anderen, fensterlos, aber autonom. Man kann ja gelegentlich durchaus freundlich funktionieren und das auf die Dauer ziemlich lästige Ego-Subjekt (immer nur will es Ich, Ich, Ich) ein wenig spielen schicken. Oder, besser noch, fasten lassen. Der Geist unterhält sich derweil mit Objekten, die halten auch besser und zerfließen nicht gleich, wenn man sie mal etwas genauer anschaut oder einem Begriff unterzieht. Gelegentlich. Ich sage nicht, dass es den Subjekt-Objekt-Dualismus nicht gibt; aber daneben gibt es das Leben, das sich niemals an menschliche Begriffe hält und fröhlich weiter Subjekt und Objekt zugleich ist, auch wenn die Logik Purzelbäume schlägt.

Christa Wolf bringt es immerhin an dieser Stelle zu einem Gedankenexperiment, das die Subjekt-Objekt-Sperre halbwegs elegant untergräbt: Was wäre, so sinniert sie, wenn man sich die großen Helden der Weltliteratur – und sie zählt auf: Odysseus, Ödipus, Agamemnon, Jesus, König Lear, Faust, Julien Sorel, Wilhelm Meister – einmal als Frauen vorstellte? Ja, was wohl. Odysseus würde nicht zur spinnenden Penelope heimkehren, die die Freier an der Nase herumführt, sondern gemeinsam mit Kirke eine eigene Spinnerei auf Aiaia begründen, und alle vorbeikommenden Männer würden in fleißige Seidenwürmer verwandelt? Jesus würde seine Subjektivität entdecken und sich am Gründonnerstag davonschleichen; oder würden die Römer überhaupt Frauen kreuzigen? Wilhelmine Meister würde an ihrer weiblichen Bildung arbeiten, die Turmgesellschaft, eine Vereinigung von klugen Geschäftsfrauen, würde über sie wachen und am Ende würde sie mit ihren unehelichen Kindern eine Patchwork-Familie gründen? Faustina wollte sowieso noch nie recht wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält, sondern lieber eine Großfamilie auf dem Land gründen, Mephistopheles darf gelegentlich Gevatter stehen, er ist immer so unterhaltsam bei den Tauffeierlichkeiten? Nein, das Gedankenexperiment, so schön es ist, es funktioniert nicht recht. Denn würde man aus den Männern Frauen machen – hätten sie sofort eine andere Geschichte, andere Sehnsüchte, andere Erlebnisse. Ein männlicher Held wird keine Heldin, wenn man ihn kastriert; Heldinnen müssen als Frauen geboren sein, als Frauen gelebt haben, als Frauen reüssiert oder gescheitert. Und ihre Geschichte müsste, wahrscheinlich, auch in einer anderen Sprache erzählt werden.

Denn das ist Christa Wolfs größter Kummer, nein, vielleicht nicht ihr größter, aber ein sehr großer, sie ist nämlich eine weibliche Autorin: Dass die männliche Literatur den Frauen die Sprache genommen hat, dass sie auch hier zum Objekt gemacht wurden, in ihrem Sprechen und dem daraus resultierenden Denken. Und so müssen die weiblichen Heldinnen am Ende, wie die verzweifelten Heroinnen von Ingeborg Bachmann, in der Wand verschwinden, sich selbst

aflösen, sprachlos werden: Es war Mord, heißt es in Malina am Ende, und immerhin erwägt Christa Wolf nur mit einem Wort, es könne auch Selbstmord gewesen sein. Und auch ich möchte mit Cassandra, die durchaus sprachmächtig ist, einwerfen: Müssen die Frauen das denn wirklich? Wäre nicht schon ein Anfang gemacht, wenn man einige Wörter – nun, einfach ein wenig in Quarantäne nehmen würde, bis sie sich wieder erholt hätten von all der Überfrachtung, von der Lüge, von der propagandistischen Umdeutung zu beliebigen Machtzwecken, oder wenigstens: einen Gegenspin dazu erzeugen? Subjekt und Objekt gehörten ganz sicher dazu, samt einem großen Teil ihrer philosophischen Verwandtschaft; spätestens nachdem sie einmal in ihrer langen Wortgeschichte sogar ganz die Bedeutung wechseln konnten (dem Mittelalter war das Objekt, was uns Subjekt ist, und umgekehrt), könnte man vielleicht die vorläufige Unfruchtbarkeit der Unterscheidung zugestehen.

Zu diesen Wörtern gehört auch, wahrscheinlich, die Liebe; sie war immer eine Männerangelegenheit in der Literatur, und der permanente Missbrauch hat allzu deutliche Spuren hinterlassen. „Erklär mir, Liebe“, so heißt es in einem bekannten Gedicht von Ingeborg Bachmann, Christa Wolf zitiert es mehrfach in ihren Cassandra-Vorlesungen. Das Gedicht spielt ein erkennendes Objekt gegen ein empfindendes Subjekt aus, aber das Gedicht ist zutiefst vieldeutig und vertrackt, und nachdem die mehrfachen Bitten um Erklärungen gescheitert sind, weil sich immer wieder Bilder in den Vordergrund gedrängt hatten, heißt es am Ende lakonisch: „Erklär mir nichts. Ich seh“. Und das Gedicht-Ich (das wir nun weder ein Subjekt noch ein Objekt nennen wollen) sieht: einen Salamander, der durchs Feuer geht. Unberührt. Man mag das entsetzlich finden, ein Bild dafür, wie die Frau abgehärtet wurde, wie der oder die Erkennende abgehärtet wurde, wie man ein Unmensch wird, keiner Gefühle mehr fähig, selbst der stärksten nicht mehr: Schmerz, Leid, Mitfühlen. Oder auch nicht. Ich will, dass es eine andere Deutung gibt, sie heißt: Kein Erklären mehr, vom wem auch immer. Erklärt mir nichts mehr. Ich sehe. Ich sehe, wie Cassandra sah, und das ist

jenseits des Erklärens, das so selten nur ein Verstehen erstrebt, sondern meist ein Überzeugen erpressen will. Erklär mir nichts. Ich seh! Und wenn man dafür ein Salamander werden muss - ein schönes Tier im Übrigen, mit klugen Augen, viel Zeit und einer Neigung zur Sonne -, dann ist das möglicherweise der Preis, den man bezahlen muss, weil nichts umsonst ist auf dieser Welt der Märkte und des Handels und der großen Schlussabrechnung.

Nehmen wir also den Salamander, warum nicht, es gibt schlechtere Symbole. Die Salamander sind nämlich in der Mythologie die Elementargeister des Feuers, wunderschöne Wesen (ihr Geschlecht ist etwas unklar, aber wie wir wissen, sind Geschlechter sowieso nur Zuschreibungen); machen wir also eine Salamandrine zum Symbol einer weiblichen Sprache, lassen wir sie antreten gegen Pegasus, das Dichterross der Männer, und wir sehen: Sie ist genauso beweglich und vielleicht sogar schneller; sie glitzert wunderbar im Licht, sie ist wechselwarm und passt sich ihrer Umgebung an, sie durchläuft eine Metamorphose, ja sie ist sogar in gewissem Maße regenerationsfähig bei äußeren Verletzungen! Setzen wir uns also der glühenden Vernunftsonne aus, gelegentlich, wohldosiert, leichtbekleidet; sie hilft uns, alles in hellster Klarheit zu sehen. Kehren wir dann zurück zum sanften Mond, gelegentlich, wohldosiert, nächtlich verhüllt; er hilft uns, die im Dunkeln zu sehen, die das Licht des Tages scheuen, unsere Augen zu erholen, die Gefühle zu besänftigen, die Hitze zu mildern. Es ist nicht die Sonne, die unser Feind ist, so wenig wie der Mond unser Freund ist; und es ist ganz gewiss nicht der Mann allein, der alle Frauen zu hilflosen, sprachlosen, machtlosen Subjekten gemacht hat. Autonomie heißt: Das Gesetz wohnt in uns selbst, und wenn man denn in Begriffen sprechen will: Es ist das, was uns selbst von abhängigen Subjekten zu starken Objekten werden lässt, und dann wieder zurück; und sein stärkstes Hindernis ist, bei Männern wie bei Frauen, die eigene Wehleidigkeit und die Unselbständigkeit und Neigung zur Bequemlichkeit (es gibt auch äußere Hindernisse, aber das kann man meist verkraften). Das weiß Cassandra nicht nur,

sie sieht es; aber sie erklärt es nicht, denn so etwas kann man nicht erklären. Man muss es spüren.

Und so lässt Christa Wolf am Ende ihrer Erzählung Cassandra und Aeneas, zwei selbständige Personen, in der Stunde der untergehenden Sonne aufeinandertreffen, wenn jeder Gegenstand aus sich selbst heraus zu leuchten anfängt und seine eigene, ganz spezielle Farbe zeigt. Aeneas sagt, das tue er, um sich vor der Nacht noch einmal zu behaupten, und Cassandra widerspricht: Um den Rest von Licht und Wärme zu verströmen, und dann Dunkelheit und Kälte in sich aufzunehmen. Und sie bleiben ein Mann und eine Frau in diesen Äußerungen, und das ist gut so. Gemeinsam sehen sie einen schmalen Streifen Zukunft, einen Zwischenraum zwischen den antagonistischen Welten; und vielleicht sind diese Zwischenräume alles, was dem Menschen bleibt, der ein Wesen zwischen so vielen Welten ist und immer dann am meisten fehlt, wenn er sich ganz auf die Seite einer einzigen schlägt (ja, schlägt, genau). Ich würde jedoch ein letztes Mal auch Christa Wolf widersprechen wollen, die – zeitlich allerdings logisch für die Erzählung – diesen Zwischenraum auf die Abenddämmerung verlegt: ein schönes Bild, zweifellos, die warmen Rottöne legen sich auf das Meer und werden immer intensiver, sogar das Meer leuchtet jetzt von sich aus, es ist nicht mehr die Augsburger Puppenkiste, sondern der große Ozean, aus dem alles Leben gekommen ist, und darauf folgt die Nacht, den romantischen Liebenden gnädig. Ich aber würde sagen, die Zukunft ist die Stunde der Morgendämmerung, des heraufziehenden Sonnenaufgangs: Die blassen Pastelltöne gewöhnen uns langsam an den Tag, die Farben erwachen und immer deutlicher steigen Konturen aus dem Morgendunst hervor. Es ist die Zeit, wenn man gähmend das warme Bett verlässt und einen neuen Tag in Angriff nimmt: Viel ist zu tun, und es wäre schön, wenn man es gemeinsam tun könnte. Und Cassandra sagt: Ich öffne mein Herz der Sonne, sie gibt mir viel zu sehen, ich werde heute Körbe flechten und eine kleine Philosophie schreiben. Und Aeneas sagt: Ich trage in mir noch das Dunkel der Nacht und deines Leibes, ich werde heute einen

Holzelefanten schnitzen und ein wenig tanzen. Und gemeinsam tragen sie das Universum, auf ihren Schultern und auf ihren Köpfen.

DIE ILIAS IST LANGWEILIG

Wem kann ich erzählen, dass ich die Ilias langweilig finde? So fragt Christa Wolf in den Poetikvorlesungen zu ihrer Erzählung *Kassandra*, und ich möchte schreien: Mir, mir, mir! Und ich dachte auch, ich würde nie jemand finden, dem ich das erzählen kann. Nun gut, meine Abneigung gründet nicht direkt auf intensiver Lektüre; und es war schon reichlich spät in meinem an Lektüre – quantitativ wie qualitativ – nicht gerade armen Leben, als ich mich endlich an Homer traute, ich war gut in den 40er Jahren. Ich kaufte mir also einen dicken Band, er kam von 2001 und enthielt auf sehr dünnem Papier die beiden dicken Bände, die unter dem Namen Homer durch die Weltliteratur geistern, der bekanntlich immer im Brustton des Respekts, der Bewunderung, ja geradezu des Enthusiasmus ausgesprochen werden muss: HOMER! Dann las ich hinein, versuchte den Rhythmus, den Atem der langen Hexameter-Verse zu finden, das ging sogar irgendwie, aber es war natürlich doch fremd, und es wurde immer fremder, je weiter ich las, und auf der dritten Seite (ungefähr, immerhin, es ist Dünndruckpapier, eng beschrieben) war ich bereit zuzugeben: Ich fand es wechselweise langweilig und ärgerlich, und wahrscheinlich noch mehr ärgerlich als langweilig. Und ich konnte meinen Ärger auch in ein Wort fassen, das Christa Wolf damals wahrscheinlich noch nicht zur Verfügung stand: Männerliteratur! Schlachten, Kämpfen, Krieg, Blut, Helden; gelegentlich eine Frau, die verschenkt oder vergewaltigt wird. Ich legte das Buch auf das kleine Tischchen bei der Toilette, dort liegt es immer noch, mit einem dicken Donald-Duck-Sammelband und Robert Gernhardts "Besternte Ernte"; und ich betrachte die Zusammenstellung als eine Art Kunstwerk und rühre sie nicht mehr an, außer gelegentlich beim Abstauben. Nun meine ich nicht, dass ich damit HOMER gerecht geworden bin, und ich will nicht ausschließen, dass ich es nicht doch später noch einmal versuche, zu einem gerechteren Urteil zu

kommen. Bis dahin aber halte ich es mit Christa Wolf und lese lieber Geschichten von Frauen, den ewigen Verlierern von Geschichte.

DIE WELT IM GLEICHGEWICHT HALTEN

In einem der eher wenig gelesenen und noch viel seltener verstandenen Romane von Goethe, *Wilhelm Meisters Wanderjahre* nämlich, gibt es eine ganz besondere weibliche Figur. Sie heißt Hersilie, und sie ist so ungewöhnlich wie ihr Name: Sie widerspricht nämlich nicht nur gern – was allein noch nicht außergewöhnlich wäre –, sondern sie widerspricht aus Prinzip: Zu jeder markanten Aussage bildet sich, praktisch automatisch, in ihr die Gegenaussage, die sie in den meisten Fällen für genauso wahr hält; speziell, so verkündet sie ein wenig neckisch, wenn die Männer immer wieder kommen mit ihren großen absoluten Maximen, könnten die Frauen wohl zu jedem eine Gegendarstellung abgeben. Goethe, der sich in seinem letzten großen Roman nicht zu schade ist, es für diejenigen, die bei der Handlung und den so ruhig fortfließenden Gespräch über Alles und Nichts (was beides genauso wahr ist) mal wieder nicht aufgepasst haben, noch einmal deutlich zu sagen, bringt Hersilies Eigenheit später in den dem Text beigefügten "Maximen und Reflexionen" auf den Punkt: "Jedes ausgesprochene Wort erweckt den Gegensinn". Als getreue Schüler müssten wir jetzt natürlich die Maxime auf sich selbst anwenden und deshalb die Position vertreten: "Jedes ausgesprochene Wort erweckt eine Sehnsucht nach Bestätigung", und schon sieht man, dass beides wahr ist (oder beides falsch); wenn man ein wenig trickreich und dialektisch geschult ist, kann man auch sagen, dass damit eben ein unendlicher Prozess eingeleitet ist, in dem sich Position und Gegenposition ständig weitertreiben, wenigstens dann, wenn ein kluge und realitätstüchtige Frau dabei ist, wie Hersilie. Und wäre die Welt dann nicht –

Aber gehen wir erst einmal einen Schritt zurück. Ich habe nämlich, um ehrlich zu sein, den Satz nicht verstanden, als ich ihn das erste Mal gelesen habe; ich bin einfach ersatzweise erst einmal auf ein altes

Klischee aufgesprungen: ganz klar, ein Trotzköpfchen, widerspricht halt, aus Prinzip, nervig! Aber im Hinterkopf hat schon der Gedanke genagt: Wir sind hier in einem Roman von Goethe. Der Mann sagt kluge Dinge, die meisten stimmen, oder, wenn man es vorsichtiger mag: haben eine große lebensweltliche Evidenz, um nicht zu sagen: Weisheit. Und Hersilie ist, das merkt man auch, eine Figur, an der ihm liegt. Sie ist originell, zutiefst, sie ist wirklich kein Klischee (noch nicht mal Werther ist ein Klischee, und der ist immerhin verdächtig dicht daran). Und ich habe noch nicht einmal ansatzweise gemerkt, dass ich damit ja schon den ersten Beweis der These geliefert habe – ich habe ihr innerlich widersprochen, ich habe gedacht: Nein, das macht doch keinen Sinn, man kann doch nicht einfach immer nur aus Prinzip widersprechen, klar, es wird viel Blödsinn geredet auf der Welt, aber manchmal stimmt es doch einfach auch! Inzwischen bin ich weiter. Geholfen hat dabei zum Beispiel eine Erfahrung, die scheinbar gar nicht hierhergehört – aber dann doch. Es passiert mir nämlich immer wieder, und zwar gar nicht mit Absicht, dass ich irgendwo ruhig sitze, bei einem Vortrag beispielsweise, und neben mir zappelt jemand, meistens ein Mann. Er macht etwas mit seinen Fingern oder bewegt die Füße, einfach so, ohne Sinn und Zweck, er zappelt einfach. Und ich werde dann, wie Hersilie: automatisch, noch ein Stück ruhiger. Ich bemühe mich sozusagen laut ruhig zu sein; Ruhe auszustrahlen, Konzentration, Bewegungslosigkeit. Es wirkt nur selten, aber ich fühle mich besser, und ich hoffe: auch die Welt. Oder es wird zu laut geredet, irgendwo, von irgendjemand (können auch Frauen sein). Dann rede ich leiser, wiederum: ganz automatisch. Das funktioniert übrigens besser, manchmal jedenfalls, dann gleichen alle ihre Lautstärke an und man kann sich gepflegt unterhalten. Und es ist wirklich nicht so, dass ich mir das vornehme oder damit angeben will, wie unglaublich zivilisiert ich bin, oder dass ich Leute erziehen will, zu was auch immer. Ich kann einfach nicht anders. Mein Körper verlangt nach Ausgleich, um beinahe jeden Preis: Es ist nötig, in Situationen, die aus dem

Gleichgewicht geraten, eine Gegenbewegung auszuführen. Es ist physio-logisch nötig und psycho-logisch befriedigend.

Und damit kommen wir wieder zurück zu Hersilie, die ich lange Zeit mit mir herumgetragen habe, zur gar nicht trotzig, sondern sehr sachlich widersprechenden Hersilie, einer unerreicht eigensinnigen und selbstbewussten Frau, die gar nicht begründen muss, warum sie anderer Meinung ist als die Männer, die Mehrheit, der *mainstream*. Es ist einfach nötig, das Gegenteil auch zu sagen. Die sachliche Basis des Arguments bei Goethe, auch das weiß ich inzwischen, ist seine *Farbenlehre*, sein wahres Herzenswerk, in dem der Gedanke der Komplementarität zentral ist – es gibt Komplementärfarben, jeder weiß das, was jedoch nicht jede weiß, ist, dass sie sich gegenseitig hervorrufen und verstärken: Wenn man lange genug auf Rot geschaut hat, produziert das Auge, ganz von sich allein, ein grünes Nachbild. Damit die Welt wieder im Gleichgewicht ist. Hersilie bringt, ohne Nachdenken und einfach, weil es ihre so außerordentlich ausgewogene und harmonische Natur ist, immer das Gegenbild hervor: nicht, weil es falsch oder richtig ist, sondern damit die Welt wieder im Gleichgewicht ist. Und gerade angesichts der derzeit grassierenden massiven Einseitigkeiten, der um sich greifenden Sprech- und Denkverbote auf allen möglichen Seiten, sind Hersilien eigentlich bitter nötig; sie wären aber ganz sicher permanent im Zentrum irgendeines *Shitstormes*, und zwar von beiden Seiten.

Populärpsychologisch sind sowohl die Neigung zum Widerspruch als auch die zur Übereinstimmung gut nachvollziehbar und erklärbar: Es ist schön und beruhigend und ein klein wenig einschläfernd und verdummend, sich mit anderen in Übereinstimmung zu wissen; man ist nicht mehr so allein in der Welt, und ein Gedanke, der in vielen Köpfen eine Heimat hat, hat sicherlich deutlich mehr Gewicht auf die große Wahrheitswaage zu legen als einer, der nur wenige gefunden hat, die ihn aufnehmen mögen, und der deshalb ein wenig herumvagabundiert und schon ziemlich ramponiert aussieht. Aber auf der anderen Seite möchte man auch nicht nur eine von Vielen sein; man legt Wert auf seine Individualität, und da kommt

ein sozusagen ungezügelter, ungeschniegelter Gedanken gelegentlich ganz recht, mit dem man beweisen kann, dass man einen eigenen Kopf hat; vielleicht wiegt der Gedanke dann nicht ganz so viel auf der großen Wahrheitswaage, aber das wird auf der Persönlichkeitswaage dann wieder ausgeglichen. Das Problem dabei ist nur, dass es eigentlich auf beides gar nicht ankommt, jedenfalls wenn man Hersilie ist: Ein Gedanke muss weder wahr sein (allgemeine Wahrheit ist bestenfalls für Götter, aber ganz sicher nicht für Menschen, auch wenn Männer das immer wieder glauben) noch originell (wer sich immer noch einbildet, es sei überhaupt möglich, einen originellen Gedanken zu haben, hat einfach noch nicht genug nachgedacht. Oder gelesen). Ein Gedanke hat – eine Funktion in einer bestimmten Situation, einem konkreten Gespräch, einer lebendigen Erfahrung. Dementsprechend kann er mehr oder weniger wahr oder originell sein; beides jedoch wird sich erst klären lassen, wenn man seinen Gegengedanken mitdenkt, mit der er sowieso verbrüdet ist wie – nun, man würde heute vielleicht sagen: verschränkt, so wie die Quantenteilchen. Und erst, wenn jeder, der Grün sagt, auch Rot mitdenken kann, dann ist die Welt wirklich im Gleichgewicht. Für einen Moment natürlich nur. Aber immerhin.

Persönlich jedoch, um noch einen Schritt weiter zurückzugehen, interessiert mich noch mehr die Frage, warum Hersilie so geworden ist, wie sie ist – wir lernen sie im Roman ja nur im Zustand voll entfalteter Komplementarität kennen, und immerhin verliebt sie sich ein wenig unglücklich (natürlich in ihr komplementäres Gegenteil, aber das würde jetzt zu weit führen), ist also durchaus auch noch irgendwie menschlich und kein reines Prinzip. Aber man trifft nicht viele Hersilien in der realen Welt; Trotzköpfe, ja, Widerspruchsgeister und Querulanten jede Menge, aber nicht Menschen, die die Welt, aus reinem Gerechtigkeitsgefühl, im Gleichgewicht halten wollen und müssen, auch wenn die Extreme immer weiter auseinanderdriften und der Spagat einen praktisch zerreißt, selbst bei täglichem Training und angeborener Flexibilität der Sehnen und Gelenke des Gehirns. Natürlich kann sie, das kennt man im 18.

Jahrhundert, eine "schöne Seele" sein: ein *freak of nature*, ein Versehen in der Evolution, eine Singularität (und all das gibt es, wirklich). Oder aber sie ist das Ergebnis einer – das klingt jetzt leider noch schrecklicher trivialpsychologisch – schlimmen Kindheit. Denn welches Kind kennt es nicht, dass Mutter und Vater – die beiden Götter der Kindheit, die doch eigentlich zu einer Gottheit zusammenschmolzen sein sollten, der, die einen selbst geschaffen hat – sich streiten, auseinanderdriften, dass sie nicht mehr miteinander sprechen, sondern gegeneinander, jeder Satz ein versteckter Vorwurf, jeder Blick eine Anklage, bis die Luft so dick wird, dass man sie in Klumpen hinunterschlucken muss, und jeder bleibt einem im Hals stecken? Und man kann nicht einfach immer rausgehen. Nein, man versucht, mühsam, mühsam, ein Gleichgewicht herzustellen, immer wieder, in jedem einzelnen Gespräch. Man entwickelt Tricks, Ablenkungsmanöver, Entgegnungsstrategien, Ausweichrouten – die aber alle einen gemeinsamen Zweck haben: das Gleichgewicht wiederherzustellen, und sei es nur für ein paar Minuten, damit man sich einmal entspannt zurücklehnen kann beim Abendessen. Der (momentan) Schwächere muss gestützt werden; der (momentan) Überlegene ein wenig gebremst; angesichts der Lüge beharrt man auf der Wahrheit, angesichts der allzu krassen Wahrheit auf einer versöhnlichen Verschleierung; der harte Ernst des Lebens verlangt nach einem kleinen Scherz, die sinnlose oberflächliche Albernheit nach einer Dämpfung durch ein wenig Wehmut und Wahrheit.

Einmal entwickelt, kann man das Verfahren überall anwenden. Irgendwann auch automatisch. Weil man so geworden ist. Weil man Ungleichgewichte nicht erträgt, persönlich, und das hat gar nichts mit Harmoniesucht zu tun (einer der erfolgreicheren Verleumdungskampagnen der Moderne, die es lieber mit der Streitkultur hält, was für ein unsinniges Wort schon! die praktischen Opfer kann man jederzeit besichtigen, beispielsweise vor Gericht oder in Krankenhäusern). Weil Ungleichgewichte nämlich ungerecht sind. Gerechtigkeit aber hat nur sehr wenig mit Recht haben oder mit Recht bekommen zu tun (deshalb stellen Gerichte sie auch nicht

zwangsläufig her, noch nicht einmal Gesetze können das sicherstellen), sondern mit Ausgewogenheit. Hersilias Waage wiegt ohne Ansehen der Person, ohne Ansehen des öffentlichen Diskurses, ohne Ansehen der "Wahrheit" sogar – sie wiegt im Interesse des Widerspruchs, des Gegenwortes, des Ausgleichs. Dann erst ist die Welt wirklich im Gleichgewicht.

DAS KIND BRAUCHT EINEN NAMEN – ZU EINER LÜCKE IN DEN WAHLVERWANDTSCHAFTEN.

Ich weiß nicht mehr, wann ich Goethes *Wahlverwandtschaften* das erste Mal gelesen habe; wahrscheinlich viel zu früh, wie so vieles. Aber es war ganz sicherlich Liebe auf den ersten Blick, auch wenn ich sie nicht hätte begründen können damals. Und dann habe ich das Buch wieder gelesen, im Studium, wahrscheinlich war das eher entfremdend, wie bei so vielem im Studium Gelesenen. Und dann habe ich es wieder gelesen für ein Forschungsprojekt, was ein anderer Name dafür ist, den Texten so zu nahe zu kommen, dass es schon fast unsittlich ist. Das Buch hat es ausgehalten, es ist von Goethe, Goethe-Texte halten vieles aus, sogar die allerschlechtesten Interpretationen und die oberflächlichsten Leser, die einem Text niemals nahekommen, da sie nicht einsehen, warum sie sich überhaupt auf ihn zu bewegen sollen und damit von sich selbst weg. Und wahrscheinlich ist es mir dabei immer noch nicht aufgefallen, aber immerhin meine ich, bei einer Stelle des Buches ein irgendwie kaltes, unheimliches Gefühl gehabt zu haben. Es ist nicht die, wo das Kind in den See fällt und ertrinkt, was furchtbar genug ist; auch nicht die, wo Charlotte und der Hauptmann über seinem toten Körper Wache halten, was noch furchtbarer ist, aber angemessen. Aber es hat, wie ich bei immer näherem Kreisen um die unheimlich kalte Stelle spürte, mit dem Kind im Allgemeinen zu tun. Das Kind hat nämlich keinen Namen. Es hat auch kein Gesicht. Es wurde geboren, aus einem ehelichen Versehen, es wurde aufgezogen mit vier Wahl-Eltern, aber wahrscheinlich eher vom Personal, und es ist nur dazu da,

um in den See zu fallen und zu sterben. Wäre es nicht recht schön gewesen, wenn das Kind einmal gelacht hätte, ein erstes Wörtchen gebrabbelt; ach, sogar wenn es dem ewig egozentrischen Eduard um den nicht vorhandenen Bart gegangen wäre und der ewig entrückten Ottilie ein wenig Möhrenbrei aufs Engelshemd gespuckt hätte. Vielleicht jedoch hätte es dann nicht mehr in den See fallen können; vielleicht wäre es von einem epischen Werkzeug zu einer Person geworden. Thomas Mann, später, wird Echo im *Dr. Faustus* sterben lassen; er hatte einen Namen und ein Gesicht, es waren die seines eigenen Enkels, und seine Familie hat es ihm nie verziehen.

PARZIVAL, ODER: WALD UND WELT

Ich habe gelegentlich schon von dem dicken grünen Buch gesprochen, das mein erstes Lieblingsbuch war: *Deutsche Heldensagen*, so hieß es, und es erzählte die Geschichten der Nibelungen, des rasenden Roland und der Artus-Sage in einer gar nicht allzu kindlich verkleisterten Fassung. Ich liebte alle die Geschichten, am meisten aber liebte ich die Geschichte von Parzival. Dabei ging es gar nicht um sein ja etwas mühevolleres Heldentum, oder um den Gral, den er nach so vielen Verirrungen dann doch noch fand. Nein, es ging um seine Kindheit. Denn Parzival, so hat es sich in meine Erinnerung eingebrannt, lebte ganz allein mit seiner Mutter, sie hieß Herzeleide, in einem Wald; sie allein zog ihn auf, und er wusste nicht, was er war (natürlich ein Königssohn), und er hatte keine Namen, und er wusste nichts von der Welt außer dem, was er vom Wald wusste. Und Herzeleid wollte ihn schützen vor den Gefahren der Welt und besonders des Ritterwesens, das ihr ihren Gatten geraubt hatte, der sein Kind nie mehr sehen sollte; aber man kann niemand vor seiner Bestimmung schützen. Und so trifft Parzival eines schönen Tages – im Wald gab es aber nur schöne Tage – eine Gruppe von Rittern, die ihm vom Hof des großen Königs Artus erzählen, und danach will er nur noch eines: Ritter werden. Und Herzeleid sieht ein, dass sie ihren Sohn nicht schützen kann; sie erteilt ihm noch einige gutgemeinte Lehren (die alle sich als falsch herausstellen werden); sie

steckt ihn in ein Narrengewand, damit er so wenig wie ein Ritter aussieht wie nur irgend möglich (es hilft nichts). Und Parzival verabschiedet sich freundlich und wohlherzogen von seiner Mutter, und dann reitet er los, die Narrenglöckchen klingen hell, und er sieht sich nicht einmal um. Herzeleide aber – bricht in diesem Moment zusammen und stirbt.

Die Szene ist tragisch genug, aber lange Zeit habe ich nicht verstanden, warum sie mich so besonders berührt hatte; sie wohnte in meinem Lesegedächtnis in einer eigenen Kammer, etwas versteckt, und dann und wann berührte sie etwas, ganz leise, und immer noch klangen die Glöckchen. Und bis heute weiß ich nicht genau, was es ist, und vielleicht sollte ich auch gar nicht versuchen, ihren Zauber durch Deutung zu zerstören; aber dann bin ich wieder zu sehr der schönen Hermeneutik und ihrem Zauber verfallen und versuche es doch. Inzwischen bin ich selbst eine Mutter; ich habe einen einzigen Sohn, er hat einen Namen, und ich habe absichtlich nicht versucht, ihn (allzu sehr) vor der Welt zu schützen – aber irgendwie ist es wohl doch passiert, dass er ein wenig in einem Wald groß geworden ist und sein reines Herz bewahrt hat, soweit man das heute überhaupt noch kann in dieser Welt der verschwindenden Wälder. Und ich bin nicht tot umgefallen, als er auszogen ist, aber ein wenig, ein wenig... Das konnte ich damals aber nicht wissen. Nein, ich glaube wirklich nicht, dass ich mich mit Herzeleide identifiziert habe, in helläugiger Antizipation meines späteren Mutterseins.

Es war wohl eher Parzival selbst, obwohl ich mich ganz sicher sonst eher mit den Prinzessinnen und weiblichen Heldinnen wie der starken Gudrun identifiziert habe. Es hatte zu tun mit der Vorstellung, dass man aufwachsen konnte in einem Wald, fern von der Welt; dass man seinen Namen nicht wissen konnte und überhaupt nicht wusste, was man alles nicht wissen konnte; es war wohl, trivial, aber wahr, die Vorstellung einer Unschuld vor dem Sündenfall der Reflexion. Von Anfang an war ich kein Kind, das viel zu früh seine Unschuld verloren hatte, das viel zu früh viel zu viel gedacht hat, das immer noch mehr wissen wollte, weil das Wissen ein Schutz und ein

Schatz war. Aber wenn ich die Geschichte von Parzival las, konnte ich mir eine Welt denken, die keine Namen hatte und in der das Kind ewig Kind sein würde. Dazu gehört übrigens auch, und das mag diese persönliche Utopie noch befremdlicher machen, dass das Kind keine Gefühle hat. Es liebt seine Mutter gar nicht, jedenfalls nicht so, wie wir das mit unserem künstlichen Muttertags-Putz einmal im Jahr inszenieren. Gefühle sind schon zu viel – Welt und zu wenig Wald.

THE KINDNESS OF STRANGERS

Es gibt Geschichten in der Literatur, die versteht man nicht, wenn man sie das erste Mal liest; und auch nicht beim zweiten und beim dritten Mal. Das kann natürlich daran liegen, dass man sie zu früh liest; aber es kann sehr lang dauern, bis der passende Zeitpunkt endlich kommt, und manchmal kommt er auch nie (das kann übrigens auch an der Geschichte liegen, und nicht am Leser. Aber auch das weiß man erst viel später).

So eine Geschichte war die von Anfortas, dem Gralskönig mit der Wunde, die sich niemals schließt, und der nicht erlöst wird, wenn nicht jemand endlich nach seiner Krankheit fragt. Wahrscheinlich habe ich sie in einer Kinderbuchfassung der Parzival-Geschichte gelesen, und das ist ja auch eine Geschichte, die man anfangs recht gern liest: Wie Parzival im Wald aufwächst, der reine Ritter, mit seiner Mutter Herzeleide; und wie er in die Welt geht und sich seine Reinheit an ihrem Schmutz reibt. Und dann findet er das Gralschloss irgendwann tatsächlich und muss teilnehmen an dieser bizarren Zeremonie: Er sitzt neben dem König, einem offensichtlich kranken, schwer leidenden Greis; und durch den festlich geschmückten Saal wird eine blutige Lanze getragen. Man meint das leise Stöhnen des Greises zu hören bei ihrem Anblick, das blasse, durchsichtig gewordene Gesicht zu sehen, die leidvoll verzogenen Mundwinkel. Ein wenig riecht es nach Eiter und Blut, denn die Wunde des Königs ist offen, man weiß gerade als Kind, wie das ist

mit offenen Wunden, man hat sich gerade wieder das Knie aufgeschlagen, und als endlich der Schorf über der Wunde sich geschlossen hatte, hatte man sie wieder aufgerissen, man weiß gar nicht recht warum. Danach wird der Gral durch den Saal getragen, wie aus Zauberhand erscheint Essen und Trinken auf den Tischen; trotzdem herrscht eine lähmende Stille im Saal, und auch Parzival ist wie gelähmt und er macht den Mund nicht auf und fragt nicht, einmal, zweimal und dreimal fragt er nicht, was es mit all dem auf sich hat, und warum der König so leidet oder was es mit der blutigen Lanze und dem wundertätigen Gerät auf sich hat. Warum um Himmelswillen macht Parzival nicht endlich den Mund auf?

Das sagt sich leicht dahin, selbst für ein schüchternes Kind, das ohnehin nur ziemlich selten den Mund aufmachte. Und man war zu diesem Zeitpunkt noch nicht wirklich krank gewesen, außer den aufgeschlagenen Knien und der einen oder anderen Kinderkrankheit. Natürlich hatten alle mitleidsvoll gefragt, wie es einem geht, wenn man Windpocken hatte, es war ein wenig nervig gewesen, aber die gute Absicht war klar. Aber man wird älter, und das heißt: Man wird kränker. Und nicht nur man selbst, sondern auch die Menschen um einen herum; und irgendwann beginnen die ersten mit dem Sterben. Und man versteht als erstes, dass man nicht einfach so fragen kann: "Ist dein Krebs jetzt weg?" "War es wirklich ein Schlaganfall?" "Was macht denn der Herzinfarkt heute so?" Nein, das sind gefährliche Fragen. Man könnte dem Kranken zu nahetreten; Krankheit ist persönlich, und sie ist eine Schwäche, und sie ist kein schöner Gesprächsgegenstand. Vielleicht hätte man dann zu viel Mitleid. Oder zu wenig. Man wüsste nicht, wie das Gespräch weitergehen sollte nach: "Nein, die Chemo hilft nicht, der Arzt gibt mir noch drei Wochen". Also fragt man nicht. Man nennt das Diskretion. Taktgefühl. "Wie geht's?" geht gerade noch, und auch darauf will man nun wirklich keine ehrliche Antwort bekommen. Sonst hätte man ja nicht gefragt.

Man versteht Parzival jetzt ein bisschen besser, aber das ist nur die eine Hälfte der Geschichte. Die zweite Hälfte kommt, wenn man

selbst nicht nur krank ist, sondern leidet. Es muss kein großes Leiden sein, keine schlimme Krankheit, gar nichts Lebensbedrohliches; aber manchmal leidet man eben einfach ein bisschen, und niemand schaut hin, und wenn es zu lange dauert, helfen auch der angeborene Optimismus und das unausrottbare Wunschdenken nicht weiter (ohne diese Gnadenstücke der Evolution hätte die Menschheit sowieso nicht überlebt). Bis auf einmal jemand diese Frage stellt, am besten ein Fremder, vielleicht aus Neugierde, aber man meint auch ein wenig echtes Mitgefühl zu hören: "Wie geht es Ihnen denn? Sie sehen so schlecht aus!" Und man schluckt ein wenig, weil einem jemand zu nahegetreten ist, und weil eine Krankheit eine Schwäche ist, und weil man nicht weiß, wie das Gespräch enden soll. Und dann sagt man, wie es einem geht. Dass man ein wenig leidet, aus diesem oder jenem Grund. Man fasst Mut und spricht ein bisschen weiter. Dabei sieht man, dass der Frager vielleicht selbst nicht gut aussieht. Oder er erzählt, dass er etwas Ähnliches auch einmal gehabt hat. Und natürlich wird es dann ein Gespräch über Krankheiten und über die Ungerechtigkeit des Lebens und die Tücken des Alters, trivial eigentlich, aber wundersamer Weise fühlt man sich hinterher entschieden besser. Man hat sein Leid geteilt, mit einem Fremden.

Das, und nur das, hätte Amfortas also gebraucht, und die Wunde hätte anfangen können, sich zu schließen. Natürlich sterben wir am Ende alle, Gral hin oder her, und darüber ist nicht gut reden. Aber zwischendurch hilft die Freundlichkeit Fremder beim Überleben.

DENKEN UND SPRECHEN

WARUM ICH NICHT FLUCHEN KANN

Ich kann nicht fluchen. Ich konnte noch nicht einmal als Kind fluchen, und zwar ohne, dass man es mir verboten hätte. Ich glaube auch nicht, dass Kleinkinder Schimpfworte ausprobieren müssen und sollen, um Spaß zu haben oder die Eltern zu provozieren oder was auch immer; mir scheint das eine der vielen Legenden über die Kindheit zu sein, die von Erwachsenen erfunden wurden, um selbst nicht ein lästiges Vorbild sein zu müssen. Ich jedenfalls fand das niemals lustig. Niemand musste mir jemals sagen, dass ich mir den Mund mit Seife auswaschen solle, weil ich ein schmutziges Wort in den Mund genommen hatte; es wäre mir sowieso, ganz von Natur aus, so unangenehm gewesen, als hätte ich wirklich Seife verschluckt. Ich habe auch schon als Kind nur das gesagt, was ich meinte; das ist eine seltsame Angewohnheit, ich weiß, aber bis heute bringe ich es nicht einmal über die Zunge, wildfremden Menschen von morgens bis abends einen "schönen Tag" zu wünschen; ich kenne sie doch nicht. Und es gibt Menschen, die ich kenne und denen ich wirklich einen "schönen Tag" wünschen möchte, von Herzen, und das funktionierte früher auch ganz gut. Nie werde ich vergessen, dass ein Kollege im Studium, mit dem ich sonst nicht viel zu tun hatte und der sonst auch wirklich nichts von mir wollte, ganz ehrlich – also, dass dieser Kollege irgendwann, nachdem ich mit einem fröhlichen "Guten Morgen" auf den Lippen den Seminarraum betreten hatte, einfach so sagte, dass mein "Guten Morgen" doch jedes Mal den Tag rette; und er sagte das mit seinem netten kölschen Dialekt, und das hat dem Tag gleich noch einmal einen kleinen Sonnenschein mehr gegeben. Heute geht das aber nicht mehr, die Formel ist abgenutzt als – und es fällt einem schon kaum mehr ein Beispiel ein, weil man Dinge heutzutage nicht mehr abnutzt, sondern wegwirft, bei der kleinsten Schramme, und schnell etwas Neues kauft. Aber wir haben nur eine Sprache, und deren wichtigste und schönste Worte sind so etwas von kaputt geredet, dass es noch nicht mal mehr reichen würde, Seife in den Mund zu nehmen, wenn man

sie noch benutzt; es müsste schon ein mittelstarkes Desinfektionsmittel sein (*one more stupid lovesong and I'll be sick*).

Der Grund für meine seltsame Sprachverklebung ist ganz einfach: Ich habe Respekt vor Wörtern. Wörter sind nicht beliebige Buchstabengebilde, mit denen man um sich wirft, ohne Rücksicht darauf, was und wen man damit trifft, und hinterher sagt man "Oops, Entschuldigung! War nicht so gemeint, echt!" Wörter bezeichnen Dinge und Menschen und Gedanken und Gefühle, ohne Wörter wären wir nicht nur sprachlos, sondern dumm und gefühllos und Einsiedlerkrebse. Und warum sollte man sich seine Gedanken und seine Gefühle verderben und beschmutzen lassen sollte, indem man, einfach so zum Spaß, ein hässliches Wort sagt – das ja auch einen hässlichen, verächtlichen Gegenstand assoziiert, automatisch, ohne dass man es verhindern kann, denn die Wörter hängen an den Dingen und die Dinge an den Wörtern, für immer und ewig? Wer Wörter verachtet, verachtet auch Menschen. Und jeder, der das gleiche gern im Brustton der geteilten moralischen Überlegenheit von Büchern behauptet, egal ob er jemals eines gelesen hat oder nicht, sollte das nächste Mal sein loses Mundwerk im Zaum halten, wenn ihn ein Mitmensch geärgert hat oder, was wahrscheinlicher ist, er eine unbestimmte Aggression an einem anderen austoben möchte – weil es so einfach ist und weil es verhindert, dass man über die eigentlichen Ursachen der Aggression nachdenkt und dann noch gar sein Handeln oder Denken ändern müsste!

Ich könnte nun Beispiele für diesen Mechanismus aufzählen, bei dem sich Respektlosigkeit gegenüber der Sprache mit der Respektlosigkeit gegenüber Dingen und Menschen verkettet, aber noch nicht einmal schreiben mag ich hässliche Wörter, und das ist nun schon wirklich ziemlich verklebt. Und natürlich, das gebe ich zu, fluche ich wie alle anderen auch gelegentlich, wenn mir ein Missgeschick passiert und ich nervlich angespannt bin. Ich fühle mich danach aber gar nicht besser; und vielleicht ist auch das nur eine gern geglaubte, aber leider haltlose Legende, dass Fluchen und Schimpfen eine Art psychische Katalyse sind, nach der sich die Seele und

der Mund wieder gereinigt und aufgefrischt und gesittet äußern können, weil die bösen Worte irgendeinen kleinen Dämon ausgetrieben haben. Ich würde aber lieber vorher mit ihm diskutieren, so bin ich nun einmal, ich interessiere mich sehr für kleine bis mittelgroße Dämonen; und vielleicht könnten wir dann eine Einigung finden, die sicherstellt, dass er sich nicht bei der nächsten Gelegenheit wieder einnistet und sich weiter ausbreitet und irgendwann endgültig die Herrschaft über all die guten Wörter und Gedanken übernimmt.

Denn das ist die andere Seite meiner Wort-Verklemmtheit: Ich habe schon als Kind neue Worte über alles geliebt, und niemals hätte ich mich über Fremdworte oder schwierige Worte beschwert. Als Kind lernt man sowieso von morgens bis abends, ganz von Natur aus, wenn nicht ein dummer lernfauler Erwachsener einem das ausgerechnet hat ("Das verstehst du noch nicht!" "Das interessiert dich doch gar nicht!"). Und man ist nicht einfach irgendwann fertig damit, Grundwortschatz gesichert, für einfache Hauptsätze reicht es, und wer kompliziert redet, hat auch nur etwas zu verbergen und ist ein Angeber! Nein, neue Wörter waren für mich ein wahrer Schatz und ein wunderbares Rätsel. Man hört sie zum ersten Mal, sie klingen fremd, aber sie wollen verstanden werden. Früher hatte man dafür, Welch ein schönes Wort: Konversationslexika, und ich weiß noch, wie erstaunt meine Eltern geschaut haben, als ich eines haben wollte, es musste ja nicht der Brockhaus sein, aber wenigstens der Meyer, rot, in zwanzig Bänden. Und damit war das Spiel noch nicht vorbei: Denn ein neues Wort wirklich verstanden hat man erst, wenn man es selbst anwendet, und zwar, das war der zweite Schwierigkeitsgrad, möglichst außerhalb seines engen Herkunftskeises, aber trotzdem in einer möglichst aussagekräftigen Art und Weise. Das führt ein gewisses Risiko mit sich, ab und zu völlig daneben zu liegen und als altklug statt als klug zu gelten, und ich war meinen Eltern wirklich sehr böse, dass sie recht hatten und "vollschlank" eben nicht "voll schlank", wie man heute sagen würde, sondern eher "nicht so schlank", also XL-Model, bedeutete. Aber ich habe nicht aufgehört mein Wortspiel zu spielen und meinen Wortschatz um

neue Wortschätze zu erweitern (heute gerade: *Muschelschubser*, *Zibeben*, *metastabil*). Denn man erschließt sich die Welt am besten, indem man sie mit einem dichten Wortnetz mit möglichst feinen Maschen überzieht, durch das all die groben, aufgeblähten Alltags- oder Modeworte, plumps!, hindurch fallen und durch möglichst spezifische, bedeutungsreine, sauber gehaltene Wörter ersetzt werden können. Eine vollendete Sprache lässt keine weißen Flecken mehr übrig: Alles kann genau, anschaulich, charakteristisch benannt werden, ohne es unter allzu grobe Sprachraster zu bringen; alles steht miteinander in Zusammenhang, erklärt und beleuchtet sich gegenseitig, und das ist auch schon der ganze Trick von Literatur und Dichtung als, eben, *dichter* und bewusster Sprachverwendung.

Eine nicht ganz ungefährliche Nebenwirkung dieser Haltung ist, dass man äußerst anfällig wird für, nennen wir es ruhig, obwohl es grenzwertig schmutzig ist und mir eine gewisse Überwindung abverlangt, *bullshit* in jeglicher Form. Worthülsen. Plattheiten. Leere Worte. Allzu große Worte, die nur gesprochen werden, um etwas zu erreichen, etwas zu verschleiern oder jemand zu manipulieren. Worte, die es verlangen, dass man sie im gehobenen Tonfall des Unerschütterlichen und Ewig Wahren ausspricht, sozusagen in permanenten Großbuchstaben (FREIHEIT! LIEBE! GOTT! GEIST! EMANZIPATION!). Dem absolut Pompösen kann man nur das absolute Gegenteil entgegensetzen: *bullshit*, denn dann hängen sich vielleicht, irgendwann, der eklige Geruch und das schmutzige Bild an das große Wort und ziehen es wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurück. Damit ist nun nicht gesagt, dass große Worte keinen Inhalt haben können; sie werden nur durch allzu häufigen, unbedachten, unangemessenen, manipulativen Gebrauch komplett entleert, und um sie noch in den Mund nehmen zu können, bräuchte ich keine Seife, sondern eine Art Antibläh-Schutz, wie man ihn für den Magen einnimmt, wenn er sich wieder einmal übernommen hat mit zu viel Süßigkeit und Fett. Und wenn man die Luft herausgelassen hat, kann man vielleicht wieder gemeinsam anfangen, an der Bedeutung zu arbeiten; aber vielleicht wäre auch zuerst ein wenig

Quarantäne nötig, eine Art sprachliches Abklingbecken. Und nein, das ist geradezu das Gegenteil von *political correctness*, die versucht, die Sprache so zu sterilisieren, dass sie niemanden mehr wehtut, ohne zu bedenken, dass man sie damit auch zwingend zu einem unscharfen, bedeutungsneutralen und ganz und gar weltfremden Instrument macht. Eine Sprache, die nicht wehtut, kann auch nicht wohltun. Sie ist ein Phrasendreschgerät geworden, aus dem nur noch allgemein abzunickende Floskeln kippen, allzeit verwendbar ohne die geringste Gefahr von Nebenwirkungen (außer sprachlicher Verarmung natürlich), und das ist auch schon das Beste, was man von ihr sagen kann.

Es ist nicht ganz leicht, aus dieser Haltung heraus mit anderen Menschen zu sprechen. Man versucht, möglichst dicht an den Wörtern (und damit den Sachen) zu bleiben, aber das gelingt nur selten; jeder hat seine eigene Wort-Welt, und die meisten davon sind noch nicht einmal ganz eigene Welten, sondern eher gemietete, nur halb verstandene, herbei zitierte Halbwelten. Kommunikation, öffentliche wie private, ist heute im Wesentlichen ein Geplapper, und wahrscheinlich ist das sogar besser so: Wenn man sich tatsächlich verstehen würde und nicht nur ständig freundlich aneinander vorbeireden – würde man unter Umständen erkennen müssen, dass man mit den meisten Menschen weniger gemeinsam hat, als man zu denken pflegt. *Smalltalk* ist lebenserhaltend, gesellschaftliches Schmiermittel, ein fortwährendes Friedensangebot nach dem Motto: Ich tue dir nichts, lass mich einfach reden, wer redet, schießt nicht, und wer miteinander redet, hat schon immerhin etwas Gemeinsam ("schön, dass wir geredet haben!", ja, eben), auf das Verstehen kommt es ja eigentlich nicht an. Das echte Miteinander-Sprechen hingenen nannte man früher "Mitteilung", wir nennen es heute "Kommunikation", und das ist leider auch ein durch übermäßige Theoriebildung nicht verschärfter, sondern verunklarter Begriff geworden. Aber beide Worte, Mitteilung und Kommunikation, haben ursprünglich, wenn man ihnen genauer auf den ja durchaus verschiedenen Leib schaut, einen höheren Mehrwert: Etwas wird geteilt, mit einem

anderen. "Kommunikation" ist das gleiche auf Lateinisch, erinnert aber vielleicht, wenn man das Wort denn kennt, auch an andere kommunikativ überhöhte Akte wie die Kommunion, das heilige Abendmahl, eine ganz spezielle und intime Form der Mitteilung. Wenn man ein solches Gespräch geführt hat, und das wird nicht oft der Fall sein, vergisst man es nie, und das Gehirn muss es nicht vor uns verstecken in irgendeiner Rumpelkammer des Bewusstseins, sondern es wohnt ganz dicht bei unseren privatesten Gemächern, vielleicht sogar darin, und leuchtet über lange Zeit.

LASS ES UNS NICHT SAGEN

Eigentlich bräuchte man endlich ein neues Wort dafür. Es gibt nämlich Wörter, die sind so abgenutzt, dass man sie noch nicht mal mehr mit sterilen Handschuhen anfassen möchte; selbst solche, die einmal Heiligtümer, Urworte, Beschwörungen waren und doch so einfach, so notwendig wie Brot und Wasser. Doch alles, was der Mensch zu oft in die Hand nimmt, geschweige denn in den Mund, beschmutzt er. Oder es wird aufgeblasen mit heißer Luft, bis dass man keine Konturen mehr erkennen kann; es wird schwammiges schwabbliges Etwas von einem Wort, es überzieht die ganze Welt und will immer noch mehr bedeuten, bis es alles verschlingt und kein Unterschied mehr zu sehen ist, nirgends. Oder es wird entstellt, wird so lange gedreht und gewendet und immer neu verkleidet, bis einem ganz schwindlig wird: Es kann jetzt jede Gestalt annehmen, es ist schwarz und weiß, groß und klein, dunkel und hell – und das könnte ja sogar eine gute Sache sein, wenn nicht an die Stelle einer schönen Komplementarität eine brutale Verkehrung getreten wäre: Schwarz ist jetzt weiß. Klein ist groß. Dunkel ist hell. Worte sind egal, Bedeutungen beliebig, Unterscheidungen überflüssig. Man weiß doch schließlich, was gemeint ist!

Ja, das Meinen. Aber wie sollte man es auch richtig gelernt haben? Die meisten Worte kommen in einem erbärmlichen Zustand zu uns, wenn wir Kinder sind, unscharf und verbraucht, nicht etwa aus

zweiter Hand, nein, aus tausendster, millionster Hand. Und wir nehmen sie trotzdem auf, weil wir keine andere Wahl haben und weil wir freundlich sind im Zustand der semantischen Unschuld: Ein neues Wort ist eine neue Welt, und wen kümmert es schon, dass man nicht mehr der erste Eroberer ist und schon so viele vor uns ihre Fahne darauf abgesteckt haben, dass man das kleine Stückchen Welt, dass es ursprünglich bedeutete, als es noch rein war und kindlich und unschuldig, darunter nicht mehr sehen kann? Mitreden, darauf kommt es an. Wir werden den Gegenstand dazu schon finden. Die Großen werden wissen, wovon sie sprechen. Oder doch nicht?

Und so beginnen wir, den Gegenstand zum Wort zu suchen. Wir haben schon gelernt, aus den Büchern, dass es ein großer Gegenstand sein muss: Alle suchen nach ihm, vom Anbeginn der Zeiten an, Kriege wurden darum geführt, Menschen haben andere oder sich selbst in seinem Namen verletzt, verwundet, getötet. Die Märchen sprechen von nichts anderem, die Romane sowieso, und immer ist es ein weltbewegendes Erlebnis: Von einem Moment auf den anderen passiert es, Fanfaren und Streicher erklingen, und unser Leben hat sich verändert. Von Grund auf. Wir haben ihn getroffen, sie gesehen, den Einzigen, die Einzige, ein Blick nur genügt, noch nicht einmal ein Wort muss gewechselt werden – aber man hat zu wissen, sofort, dass es das nun war. *Auf Leben und Tod*, oder wenigstens *in guten und schlechten Zeiten*. *Für immer und ewig*. *Füreinander bestimmt*. *Nichts kann uns trennen*. *Ohne dich ist alles sinnlos*. *Hast du es schon gesagt? Wird sie es sagen?* Denn wenn man es sagt, dann gibt es kein Zurück. Es sind Worte, die die Welt verändern. So glaubt man, man hat es so oft gelesen, man hat es gesehen, in Filmen, man kann es kaum erwarten. So muss es sein. Oder etwa nicht?

Am Anfang war aber leider nicht das Wort; es war das Klischee, und wir werden nie wissen können, wie es gewesen wäre, wenn am Anfang eben nur das Wort gewesen wäre, sauber, bedeutungsschwer, klar unterscheidend. So aber suchen wir immer nur das, was wir schon erwarten, sehnlichst herbeiwarten, kaum abwarten können.

Und wir finden es, weil wir so begierig auf das Finden sind, an allen möglichen Stellen, vor allem aber den falschen. Wir werden erfinderisch, weil wir es nicht abwarten können, wir suchen Bedeutungen, wo keine sind, wir lesen jedes Wort und jeden Satz in einem neuen Licht: *Hätte er nicht? Sollte sie nicht? Warum nur, warum nur?* Stehen am Fenster, warten auf den entscheidenden Anruf, machen uns schön vor inneren und äußeren Spiegeln, inszenieren Begegnungen, manipulieren Situationen, schreiben an unserem eigenen unvollendeten Roman, erfinderisch wie nur je ein Dichter. Gelegentlich passiert etwas. Meistens ist es enttäuschend. Jugend ist eine schwere Zeit, sie besteht aus kumulativen Missverständnissen. *Aber hatten nicht die Romane? Warum ist es nicht so wie in den vielen Filmen?*

Dann kommt der Sex, und das Missverständnis wird körperlich und damit schwerwiegend. Immerhin weiß man jetzt etwas besser, was man will; ob und wie man es bekommt, ist eine Frage, die nun eigentlich permanent gestellt wird, und sie kann so dringlich werden, dass kaum noch Platz für andere, wichtigere Fragen bleibt. Wenig weiß man über das legendäre "erste Mal", aber die Gerüchte verdichten sich, dass es meist – eher enttäuschend ist, sicherlich individuell unterschiedlich, sicherlich verschieden für Männer und Frauen, Mädchen und Jungen (oder jede sonstige Kombination), aber allzu häufig eben: enttäuschend. Gleichwohl ist es eine Schwelle, hinter die es kein Zurück gibt. Man ist nun dabei, man gehört dazu; und es wird wohl an einem selbst liegen, wenn es nicht so war wie in den Romanen und Filmen. Und irgendwann, demnächst, beim nächsten und beim übernächsten Male, wird es besser werden, wird es tatsächlicher besser, und am Ende, vielleicht, mit etwas Glück und einer lebhaften Einbildungskraft: überwältigend. Die Erde hat gebebt, ein wenig. Man ist atemlos und seltsam still hinterher. Dann will man noch einmal, dass die Erde bebt. Das reicht, für eine lange Zeit, eines der kleineren Erdzeitalter, vielleicht. Wird es nicht reichen für immer und ewig?

Aber man gewöhnt sich bekanntlich an alles, sogar an Erdbeben, und die ominöse Richter-Skala ist nur theoretisch nach oben hin

offen. Vielleicht liegt es ja daran, dass es doch, trotz allem, der Falsche, nicht ganz die Richtige war? Versuchen, versuchen. Mal bebt es mehr, mal weniger. Zudem stellt sich durch fortgesetztes Experimentieren hinaus, dass Erdbeben eben Ausnahmesituationen sind; an den meisten Tagen im Jahr dreht sich die Erde sehr unauffällig, die Gestirne gehen ihren gewohnten Gang, und beim Frühstück sitzt einem immer dasselbe Gesicht gegenüber. Man hat die rosa Brille inzwischen beiseitegelegt und sieht nun, seltsamerweise jeden Tag schärfer, die kleinen Unreinheiten auf der Oberfläche und die Verwerfungen in der Tiefe. *Hat er wieder nicht zugehört? Wird sie jemals verstehen? Muss er wirklich immer?* Das Frühstück ist nur der erste Horror eines allzu langen Alltages. Abends wird der Spinat zwischen den Zähnen kleben, und er erzählt die Geschichte immer noch falsch. *Weil er nicht zugehört hat. Weil sie nicht versteht. Was haben wir nur falsch gemacht?*

Trennungen, Neuanfänge, ein wenig weiser vielleicht, ein wenig älter auf jeden Fall. Vielleicht redet man nun ein wenig mehr miteinander, bevor man miteinander schläft. Denn reden ist auch ein Austausch, und vielleicht bebt die Erde nicht, wenn man sich versteht, aber sie bewegt sich nicht mehr ganz so lähmend wie vorher, macht vielleicht sogar einen kleinen Sprung. Man kann endlich wieder neugierig werden, nachdem die älteste, die körperliche Neugier, gestillt ist. Man kann sich auf ein Gespräch einlassen, von dem man nicht weiß, wohin es führt, man kann das sagen, was man wirklich denkt – und braucht man dafür nicht genauso viel Vertrauen wie für den dunklen Moment, in dem man seine Kleider ablegt und ganz nackt dasteht, mit Unreinheiten auf der Oberfläche und Verwerfungen in der Tiefe? Bewegen sich die Geister nicht wie die Körper in diesem intimen Gebiet, ungeschützt, angreifbar, mitgerissen? Gibt es nicht einen Einklang, einen Rhythmus, eine Vielstimmigkeit der Gedanken: Übereinstimmung?

Zwischendurch kommt das Kind (wenn es denn kommt). Wenn es Glück hat, ist es gezeugt aus zweistimmiger Übereinstimmung, hat Mutter und Vater, zwei eigenständige Wesen, die gemeinsam einen

neuen Menschen gemacht haben. Natürlich ist alles um diesen Vorgang ebenfalls verstellt durch viel zu hohe Erwartungen, viel zu abstrakte Ängste und beliebig-bedeutungslos gewordene Worte: *Das Wunder der Geburt. Meine Mutter. Mein Vater. Mein Kind. Mein, unser Ein und Alles. Alles würde ich für sie geben, nur das Beste ist für ihn genug. Alles soll er haben, was ich nicht hatte.* Aber das Kind schreit, als erstes schreit es, wenn es auf die Welt kommt; es lächelt nicht, es bedankt sich nicht, es ist noch nicht einmal niedlich auf den ersten Blick. Und das Kind will, von Anfang an, oder, schlimmer noch, es will nicht. Das Kind ist ein eigener Mensch; es formt sich zwar nach unserem Bild, oh ja, das tut es tatsächlich, aber das ist gar nicht so schmeichelhaft, wie man es sich vorgestellt hatte und wie es die Bilder und Geschichten versprochen hatten. *Das hat es doch von dir, siehst du nicht? Nein, von mir hat sie das ganz bestimmt nicht! Kannst du nicht einmal konsequent? Aber du richtest dich doch auch nicht danach!* Das Kind steht dazwischen. Es kann verbinden und trennen, es ist das Ergebnis einer temporären Übereinstimmung aus zwei verschiedenen Elementen. Wenn sie zerfällt, dann leidet das Kind, unaussprechlich; es ist doch Eines, wie können sich Mutter und Vater trennen, wo sie doch beide in einem sind, hier, genau da, wo das Herz ist, das auch nur eines ist, auch wenn es zwei Kammern hat? Bleiben, bleiben. Das Kind wächst, und man sieht, wie sich Übereinstimmung wieder entfaltet, wie sie eine eigene Stimme gewinnt, eine dritte, dazwischen. Vielleicht bilden die drei Stimmen irgendwann eine Harmonie. Dann bewegt sich die Welt im Takt, manchmal tanzt sie sogar.

Aber auch das Kind geht irgendwann, das ist der Gang der Dinge. Zurück zum Reden, Reden. Irgendwann scheint alles gesagt. Man kennt sich, man kennt jede Drehung und Wendung eines Arguments, kennt die Lieblingsworte und den Lieblingsfeind, weiß, wie der Satz ausgeht, kaum dass er begonnen hat: *Du meinst doch bestimmt. Ja, ich weiß. Hab' ich doch schon immer gesagt.* Reden ist viel, aber am Ende des Tages sind es auch nur Worte, und der Spinat steckt immer noch in den nun schon mehrfach reparierten Zähnen,

und am nächsten Morgen kommt nicht ein neues, sondern immer das gleiche Frühstück. Die Gesichtszüge gleichen sich an wie die Gesten, die Bewegungen, die Denkungsart. Sogar der Hund sieht schon genauso aus, allein die Katze leistet noch ein wenig Widerstand. Dieses ist der kritische Punkt, sei es im dritten oder im siebten oder im dreizehnten Jahr. Die Erde steht für einen Moment still, lähmend still, und die Einsicht springt die beiden an, wenn auch nicht notwendig im gleichen Moment: Ist es das jetzt gewesen? Wird es so nun immer und immer wiederkehren, jeden Tag?

Manche freunden sich dann an mit der Gewohnheit, und das ist nicht die schlechteste Freundin: Sie ist treu und zuverlässig, sie wiegt uns in Sicherheit angesichts einer sich allzu schnell drehenden Welt. Wiederholung, Wiederholung; und vielleicht wird man irgendwann lernen, die Variation zu schätzen, den kleinen Unterschied, die Nuance. Aber es gibt noch andere Freunde. Der Humor ist eine davon, die rettende Distanz, ein spontanes treffendes Wort – und die Welt schwingt, beschwingt. Die Dankbarkeit ist eine andere; es gibt so unendlich viele Gründe zum Dankbarsein in dieser Welt der Mängel und Dummheiten, und vor lauter Meinen und Mäkeln übersehen wir sie einfach, weil wir die Wörter für sie längst verlernt haben und uns schämen, wortlos und überwältigt dazustehen, wie ein Kind, das vor lauter Schauen das Reden vergessen hat. Die Bewunderung, das Staunen, warum nicht, sie waren doch am Anfang auch dabei, und ist man nicht gewachsen zwischendurch, jeder für sich allein, wenn man tapfer war und redlich und sich nicht vor der Arbeit gefürchtet hat und die Verantwortung auf sich genommen, Tag für Tag? Das Vertrauen, natürlich, und es ist eben nicht bedingungslos und also beliebig und unverbindlich wie alle Wortblasen, sondern zutiefst gegründet, ein wahres Versprechen: *Ich weiß, dass du der bist, den du aus dir gemacht hast, mit Mühe und Arbeit an jedem einzelnen Tag. Ich vertraue darauf, dass du diejenige wirst, die du weiter aus dir machen wirst, mit Mühe und Arbeit, an jedem einzelnen Tag.* Wir sind nicht Freunde, ach was; auch das Wort hat schon längst zu viel mitmachen müssen. Gefährten? So kann man vielleicht noch sagen.

Die Liebe ist nicht ein Schlagwort, das man auf ein Plakat schreibt, um damit in den Krieg zu ziehen oder an den Kinokassen reich zu werden. Sie ist auch keine gigantische Verzuckerung der Welt, von der man früher oder später Bauchweh bekommt; wenn schon, dann ist sie ein künstlicher Süßstoff mit bitterem Nachgeschmack. Vielleicht ist sie eine gigantische Seifenblase, die in allen Farben schillert und uns mit in die Höhe reißt – aber wenn man sie nur ein wenig anpiekst, oder wenn sie gegen etwas stößt, dann zerplatzt sie, plopp, und wir purzeln wieder zurück auf den harten Boden der Wirklichkeit. Aber eigentlich fallen mir, wenn ich einen Ersatz für das verbrauchte Wort suche, ganz andere Bilder ein, ziemlich komische: Sie könnte ein Mehrkomponentenkleber sein, der aus mehreren Bestandteilen besteht, und nur zusammen vermischt, im richtigen Verhältnis natürlich und mit der richtigen Aushärtungszeit, halten sie wirklich zusammen. Und ich weiß schon, dass alle technischen Bilder irgendwie immer ein wenig falsch sind, aber schon, wenn man darüber nachdenkt, warum genau sie stimmen oder nicht, lernt man mehr dabei, als wenn man ein seit Jahrhunderten ausgelutschtes Wort immer und immer wieder weiter auszusaugen versucht und den bitteren Nachgeschmack nicht mehr los wird.

Aber schau, jetzt ist mir endlich ein neues (eigentlich nicht besonders originelles, aber darauf kommt es auch nicht an) Bild eingefallen. Sie ist ein schon etwas ramponiertes Gebäude – die Jahre haben an ihm gebaut, die vorübergehenden Moden und die Vorlieben der Bewohner, und nicht alles passt zusammen. Es ist inzwischen ein großer Bau geworden, mit vielen Zimmern und Sälen, für jeden einzeln und für beide zusammen. Im Keller hat er Kammern für die Entfremdung und das Missverstehen, aber im Treppenhaus geben sich die Gewohnheiten jeden Tag freundlich die Hand. Natürlich sind Gäste willkommen; sie bewohnen einzelne Räume, sie kommen und gehen, sie hinterlassen ihre eigenen Spuren, und niemand muss deswegen ausziehen. Oben hat das Gebäude Türme, von denen aus man in die Zukunft schauen und sich vorstellen kann, dass man fliegt, bis ans Ende der Welt und der Zeit und dann wieder zurück

nach Hause. Am wichtigsten jedoch ist das Fundament: Es ist erdbebensicher, denn man weiß, dass auf diesem Gebiet die Erde ab und zu ein wenig bebt, und dann schwankt das Gebäude leis hin und her, weil es flexibel ist und sich anpassen kann. Aber es hat keinen Namen; die Worte sind zu unzuverlässig geworden, um etwas auf ihnen zu gründen, und sie unterscheiden nicht gut genug. Lass sie uns nicht sagen.

HERAUSFORDERUNGEN

Da standen wir nun, alle ein wenig herausgeputzt aus Anlass der feierlichen Preisverleihung, an den schönen weißen Stehtischen, etwas ungeschickt schwäbische Canapés und lokalen Weißwein balancierend und Konversation betreibend, wie sich das so gehört; der Anlass im Einzelnen tut nichts zur Sache, es war ein freundlich-bildungsbürgerliches Ereignis der kulturellen Mittelklasse. Man hatte sich bereits ausgetauscht über das Ereignis selbst, sicherlich hatte auch das Wetter eine Rolle gespielt, und man kam an die gefährliche Grenze, wo die Konversation einen gewissen Freiheitsgrad entwickelt, sozusagen in See sticht ohne genaue Idee, wo es denn eigentlich hingehen soll. Und so begab es sich, dass der seriöse ältere Herr – er war der etwas cholertisch-rotbackige Typ, trug eine Trachtenjacke und man mochte sich gleich einen Hut mit einem Gamsbart dazu vorstellen – auf einmal lospolterte; vielleicht hatte zuvor jemand etwas Unschuldiges über die Preisträger gesagt, in der Art, sie hätten eine große Herausforderung brillant gemeistert. "Herausforderung!", so polterte es also nun aus dem gar nicht so unsympathischen Herrn heraus, war er einem nicht als Jäger vorgestellt worden? Oder war es nur deshalb, weil er das Thema jetzt so energisch auf die Hörner nahm? Herausforderung, wenn er das Wort schon höre! Alles und jedes sei heutzutage eine "Herausforderung" (aus den Anführungszeichen, die er mitsprach, tropfte der Ekel und hinterließ kleine imaginäre Fettflecken auf den noch einigermaßen sauberen weißen Papiertischdecken), und vor allem, wenn Politiker das Wort in den Mund nähmen, dann müsse man wirklich sehr aufpassen!

Eine reine Worthülse sei das, nichts, aber auch gar nichts sei damit gesagt – außer, dass derjenige, der wieder einmal mutig (mutig! es schlug einem das Jägerherz im Leibe) den Tatsachen ins Auge gesehen habe, dieselben als Herausforderung erkannt habe und sich nun nicht scheue, das auch auszusprechen! Damit sei es aber dann auch geschehen (angelegt, aber nicht geschossen, schoss es mir durch den Kopf, von Treffen gar nicht erst zu reden). Nein, er könne es wirklich und wahrhaftig nicht mehr hören, vor allem nach diesem endlosen Wahlkampf (wir hatten gerade erst gewählt, und das Land lag noch in der Starre des unentschiedenen Wahlergebnisses, einer wahren – nun ja, Herausforderung?). Herausforderungen überall, aber keine einzige Aktion. Immer, wenn man nicht mehr weiterwisse und auch nicht weiterdenken wollte, von Handeln ganz zu schweigen, spreche man halt von einer Herausforderung! Er meine dabei im Übrigen nicht nur eine Partei, da seien schon alle gleichermaßen – herausgefordert, lag es mir auf der Zunge, und wir schafften es dann auch bald, die Kurve ins Scherzhafte zu bekommen und die Klippen der herrschenden Sprachpolitik halbwegs elegant zu umschiffen. Aber es gab mir zu denken, dass jetzt schon biedere, wahrscheinlich seit Jahrzehnten CDU-treue Jäger den Verfall der politischen Sprache besser diagnostizieren als all die korrekten Bildungsbürger, die ihn etwas peinlich betreten umstanden und wahrscheinlich fieberhafter darüber nachdachten, wie oft sie in den letzten fünf Minuten schon gedankenlos das Wort "Herausforderung" benutzt haben mochten. Ich hoffte innig, es würde ihnen wenigstens noch zwei Tage lang im Hals stecken bleiben, wenn sie es irgendwo hörten. Mir steckt es bis heute noch immer da, aber ich freue mich eigentlich, wenn ich mich daran verschlucke, und denke an den Jäger aus der Kurpfalz (nein, die Geschichte spielte woanders) und seine durchaus zielgerichtete und treffend formulierte Empörung.

VERSCHWÖRUNGSTHEORIEN.

Und dann hatte ich ein neues Wort erfunden, es war das erste Mal, und es passierte ganz beiläufig; heute wünschte ich manchmal, ich

hätte eine Art *Copyright* dafür bekommen können, dann wäre ich jetzt reich und könnte den ganzen lieben langen Tag lang neue Wörter erfinden, was wirklich ein schönes Hobby ist. Aber wahrscheinlicher ist, dass es das Wort schon gab, es war aber noch nicht berühmt geworden, das ganz sicher nicht; und ich hatte es auch nirgendwo gelesen vorher. Ich weiß natürlich überhaupt nicht mehr, worum es konkret ging, es war irgendeine Diskussion mit Freunden, wir waren in dem Alter, wo man Tag und Nacht diskutiert, weil schließlich die Welt erklärt werden muss, und irgendjemand präsentierte wahrscheinlich eine große Welterklärungstheorie, und ich sagte: Das ist aber eine – und dann suchte ich ein Wort, für einen bestimmten Typus von Erklärungen, die niemals richtig widerlegt werden können, weil sie schon implizieren, dass jeder, der sie widerlegt, mit in der großen Verschwörung – und da kam mir das Wort in den Sinn, und ich schwöre, das ist mindestens dreißig, vielleicht sogar vierzig Jahre her, und ich sagte: Das ist aber eine Verschwörungstheorie! Alle waren einverstanden. Mit dem Wort und der Analyse. Ich aber war sehr glücklich, weil ich ein ganz neues und ziemlich kompliziertes Wort erfunden hatte, eines, das die Welt ganz sicher brauchte. Ich hatte Recht, wenn auch leider kein *Copyright*.

DIE DREI ENTSCHLÜSSE

Man denkt gemeinhin, dass Kindheitserinnerungen entweder nostalgisch verklärt oder traumatisch sind (ob sie wahr sind, ist eine davon ganz unabhängige Frage). Aber es gibt auch eine Art von Kindheitserinnerung, die einfach nur sachlich ist; oder vielleicht wäre rational das bessere Wort, aber auf keinen Fall müssen sie alle gefühlig aufgeladen sein. Ich erinnere mich an drei Momente aus meiner etwas späteren Kindheit oder frühen Jugend. Und alle drei Momente sind verbunden mit bewussten Entschlüssen, die nach einer rationalen Analyse einer unbefriedigenden Situation zustande kamen und sich tatsächlich alle im Laufe der Zeit, im Großen und Ganzen zumindest, als gute Entschlüsse bewährten.

Der erste und früheste war wohl – nennen wir ihn: das Ärger-Verbot. Irgendetwas war schief gegangen, wahrscheinlich war ich mal wieder ungeschickt gewesen. Ich war nämlich ein ungeschicktes Kind, und ob ich das wirklich war, wird man auch niemals wissen, denn in den Ruf gerät man leicht und man wird ihn nie wieder los, und das ist ein wesentlicher Grund dafür, dass man auch weiterhin zuverlässig ungeschickt ist. Wie auch immer, etwas war schief gegangen, und ich hatte mich geärgert. Ziemlich geärgert sogar; denn ich wollte kein ungeschicktes Kind sein, sonst konnte ich doch auch alles gut, das meiste sogar ein wenig besser als die meisten, und ich war persönliche Misserfolge einfach nicht gewohnt. Und dann habe ich mich darüber geärgert, dass ich mich geärgert habe. Aber dieser Über-Ärger war wohl schon etwas schwächer, so dass sich mein Verstand wieder Gehör verschaffen konnte, und der sagte: Ist doch albern! Jetzt ärgerst du dich, dass du dich ärgerst! Und passiert ist es ohnehin. Wie wäre es, wenn wir uns – wenn wir schon Missgeschicke und Misserfolge nicht vermeiden können, und das ist offensichtlich so – einfach gar nicht mehr ärgern? Den Teil einfach überspringen, weil er doch sowieso nichts ändert und du dich noch schlechter fühlst hinterher? Ärger ist, und ich glaube wirklich, mein Verstand hat dieses Wort damals schon benutzt: unproduktiv. Verschwendete Energie. Fang gefälligt was Besseres damit an! Was soll ich sagen, es hat funktioniert. Es war noch nicht mal richtig schwer, und nach den ersten drei Malen hat man sich schon so daran gewöhnt, dass man darüber lachen konnte, dass man sich jetzt nicht ärgern brauchte.

Der zweite Entschluss war ähnlich, aber nicht genauso; das war das Wutanfall-Verbot. Ich war nämlich, obwohl ich meinen Ärger schnell zu beherrschen lernte, trotzdem ein durchaus emotionales Kind. Ich konnte zum Beispiel Wutanfälle haben; wenn ich mal wieder ungeschickt war (also vor dem Ärger-Verbot), vor allem aber, wenn ich mich oder irgendjemand anders ungerecht behandelt gefühlt habe. Das hatte beinahe gar nichts mit moralischen Erwägungen zu tun, sondern eher (aber das habe ich erst sehr viel später

verstanden) mit Logik. Offensichtliche Ungerechtigkeit ist unlogisch, etwas passiert, bei dem Ursache und Wirkung nicht zueinander passen, oder die Proportionen nicht eingehalten sind, oder unbegründete Herrschaftsverhältnisse ausgenützt werden oder – gar nicht so selten – einfach, indem jemand lügt; was nicht nur ein moralisches Vergehen ist, sondern auch eines gegen die Wahrheit und damit ein logisches. Damit wurde mein jugendlicher Verstand nicht fertig; und deshalb konnte ich gelegentlich ein wenig austicken. Als ich aber das erste Mal einen anderen gegenüber (und es tut nichts zur Sache, wer es war oder worum es ging oder wer Recht hatte) wortgewaltig austickte, als aus mir ein Wortschwall herausprudelte, der wahrscheinlich auf einer richtigen rationalen Analyse beruhte, aber diese in eine aggressiv-polemische Form packte, von der ich bisher nicht wusste, dass ich sie überhaupt beherrsche, und als ich auf einmal das Gefühl hatte, ich könnte jetzt mit Worten einschneidende Verletzungen zuführen – da habe ich mich erschrocken. Und nachdem ich mich beruhigt und genug geschämt hatte, meldete sich wiederum mein Verstand und sagte: Das tut man nicht, und vor allem nicht Leuten gegenüber, die sich nicht angemessen wehren können. Beherrsche dich gefälligst! Argumente kann man später immer noch vorbringen, und wie immer wird es wenig nützen. Aber diesen kleinen Dämon in dir schicken wir besser wieder schlafen. Was soll ich sagen – auch das hat funktioniert. Man lernt, wie es sich anfühlt, wenn die Wut aufsteigt, und man schickt sie wieder schlafen.

Der dritte Entschluss war sicher der späteste; es war das Ich-Verbot. Ich kann mich diesmal sogar ziemlich genau an den Moment erinnern, es war nämlich während einer Straßenbahnfahrt, frühmorgens auf dem Weg zum Gymnasium, und ich habe mit einem meiner Mitschüler geredet. Das war insofern etwas Besonderes, als es ein echtes Gespräch war und nicht das, was man mit der besten Freundin sonst im Halbschlaf in der Straßenbahn hin und her plapperte. Aber worum es ging, weiß ich beim besten Willen nicht mehr, sondern nur noch, dass mein Verstand sagte: Irgendwie ist es immer das Gleiche. Alle reden nur von sich. Jeder Satz beginnt mit Ich.

Man erzählt etwas, und der andere sagt: Ich auch. Oder Ich nicht. Aber auf jeden Fall Ich. Nie geht jemand auf das ein, was man sagt, man könnte ja auch mal nachfragen oder so. Sei ehrlich, tust du doch auch nicht. Jeder redet am liebsten von sich selbst. Ist aber ziemlich langweilig auf die Dauer, oder? Also hör doch einfach mal versuchsweise auf, Ich zu sagen. Lass die Leute reden und frag weiter. Mal gucken, was passiert. Und tatsächlich redeten die Leute weiter. Zum Glück interessierte mich damals schon fast alles, weil ich unsterblich neugierig und wissbegierig (und das ist nur fast das Gleiche) war. Von anderen Menschen wusste ich sowieso nicht viel, und eigentlich hatte jeder etwas zu sagen. Es war überhaupt nicht schwer, zuzuhören und zu fragen und nicht Ich zu sagen; es war ein Vergnügen und lehrreich zudem (und dass ich in diesem Text in jedem Satz "Ich" sage, hat im Übrigen gar nichts damit zu tun; es geht nicht um Persönliches, es geht um eine persönlich gewonnene Erkenntnis).

Nun höre ich viele Stimmen sagen, dass ich offensichtlich emotional verkorkst und ein Kopfmonster bin, das nicht gelernt hat seine Gefühle auszuleben, sondern sie unterdrückt und deshalb wahrscheinlich all die Verhaltensstörungen verdient hat, die ich tatsächlich habe. *Whatever* (gestört sind wir sowieso alle). Natürlich geht es auch manchmal schief. Aber so ist das nun einmal mit dem Verstand. Man kann sich das nicht aussuchen, und das hat das Kind in mir offenbar früh erkannt: Rationalität hat ihren Preis. Man ist nicht immer liebenswert, wenn man auf den Verstand hört. Aber die Rationalität und die Gerechtigkeit gebieten es, diesen Preis gegen die Kosten mangelnder Selbstbeherrschung, ungezügelter Aggressivität und Egozentrik gegenzurechnen. Das muss jeder für sich ganz allein kalkulieren, und wahrscheinlich ist es besser, wenn man seinen Verstand dafür einsetzt, auch wenn sich das Ganze dann ein wenig im Kreise dreht.

Man muss sich das Kind übrigens nicht unglücklich vorstellen. Gute Entschlüsse sind auch Glücksmomente, und deshalb bewahrt sie die Erinnerung auch ohne gefühligen Beigeschmack.

VIELLEICHT FÄLLT ES IHR NOCH EIN

Und so stand ich auch einmal, es war in der Pause einer Tagung, auf einer kleinen Anhöhe im Park und schaute auf den auf den kleinen See (es war aber nicht in Schwaben). Ich dachte mir gar nichts Besonderes, und es hatte sich auch keine frei vagabundierende Erinnerung von hinten angeschlichen. Aber hinter mir stand auf einmal einer meiner akademischen Lehrer, und er sagte: Man soll sie nicht stören. Ich sagte, vollständig verwirrt: Was? Ich kannte ihn als vernünftigen Menschen, vielleicht hatten wir sogar ein kleines Verhältnis, aber ganz unschuldiger Art. Und er sagte: Vielleicht fällt es ihnen noch ein. Ich glaube, dann ging er wieder, und ich blieb verwirrt zurück. Mir ist es erst sehr viel später eingefallen, die Schublade hat wirklich geklemmt, es war ein Zitat, es war aus Rilkes Roman *Malte Laurids Brigge*, und es lautet: "Wenn arme Leute nachdenken, soll man sie nicht stören. Vielleicht fällt es ihnen doch ein". Es war sicherlich nicht beleidigend gemeint, sondern geradezu im Gegenteil, es war sehr ernsthaft gemeint. Ich wünschte jetzt, es wäre mir damals gleich eingefallen. Aber ich war wohl noch nicht arm genug.

SCHOCKSCHARF

Natürlich gibt es auch Erinnerungen, die tief eingegraben sind, schwere Momente, traumatische Momente, Stellen des ewigen Schreckens. Einige davon klemmt man möglichst schnell wieder in ihre sehr weit unten gelegene Schublade, sobald sie auftauchen; sie sehen schon ziemlich erstarrt aus, versteinert sozusagen, und eines Tages wird man ihnen ins Auge schauen können, ohne selbst zu versteinern, aber nicht gerade jetzt. Unfälle bilden eine eigene Kategorie. Zweimal bin ich vom Fahrrad gestürzt, es waren nicht ganz ungefährliche Stürze, und die Zeit verläuft dabei wirklich in Zeitlupe, man sieht sich selbst zu, wie man über den Lenker fliegt, man beobachtet sich dabei, wie man die Kurve nicht kriegt und langsam, viel zu langsam zur Seite kippt und das Bein dabei verdreht, oh so ganz falsch verdreht, und es wird nicht gut enden. Aber das ist eigentlich

nicht erschreckend im Rückblick, sondern es sind eher Momente von exquisiter Tiefenschärfe, und die Angst spielt überhaupt nicht mit. Sogar noch, während man daliegt, weil es sich ergeben hat, dass jegliche Bewegung völlig unmöglich ist, weil im eigenen Körper Dinge vorgehen, die man noch nie erlebt hat und nicht verstehen will, sogar dann macht der Schock noch alles unwirklich scharf und sonderbar gefühllos. Es ist kein schlechter Zustand, gar nicht. (*Leider hört er auf*)

ORTE DER ERKENNTNIS

Wenn man an einem Orte eine Erleuchtung gehabt hat, und sei es auch nur eine sehr kleine, kerzenartig aufflackernde, dann bleibt sie für immer mit diesem Ort verbunden. So ging ich an einem – ich würde gern sagen: an einem schönen Frühlingstag, aber das weiß ich nicht mehr genau, vielleicht war es auch eher ein rauer Frühherbsttag – aber ich bin mir jedenfalls ganz sicher, dass ich durch den Erlanger Schlossgarten ging. Es ist kein pompöser Schlossgarten mit großem Parterre, Fontänen oder antikisierenden Prunkvasen. Er ist ein wenig unauffällig, sachlich fast, wie das Schloss, das er begleitet, dort ist schon seit lange die Universitätsverwaltung eingezogen und hat es mit dem grauen Schleier der Unauffälligkeit überzogen, der alle Verwaltungsgebäude dieser Welt der öffentlichen Aufmerksamkeit entzieht. Der Schlossgarten jedoch hat immerhin schön gegliederte Baumgruppen mit Wiesenflächen dazwischen und sogar eine heiter geschwungene Orangerie, die fast mit dem Verwaltungsschloss versöhnt. Er ist eine kleine Oase, die sauber abgeschlossen in der alten Hugenottenstadt liegt; die ihm umgebenden zweistöckigen Häuserreihen schauen kaum über seine Mauern, nur der Kirchturm winkt freundlich und nicht übermächtig von der Neustädter Kirche herüber. Und da er direkt hinter dem Vorlesungsgebäude der Universität liegt, wird er in der schönen Jahreszeit vor allem von Studenten bevölkert, lesend, Frisbee spielend, schwätzend, überall stehen die Fahrräder, auch junge Familien mit Kindern sind da, und man meint, ein solches Land müsste eine Zukunft haben.

Nun war es noch sehr früh an diesem besonderen Tag im Jahr, an dem ich durch den Erlanger Schlossgarten ging, und ich war in Gedanken versunken, so tief, wie man nur in einem Park in Gedanken versunken sein kann, man würde sonst auf der Straße überfahren, es waren aber noch nicht einmal genug Radler unterwegs. Und ich grübelte über meine Magisterarbeit; sie ging, durchaus erfreulich, ihrem Ende entgegen, die Strapazen hatten sich in Grenzen gehalten, eigentlich fühlte ich mich, sozusagen, in akademischer Topform: Wahrscheinlich würde man niemals wieder so klug werden (aber das war ein Gedanke, den ich wahrscheinlich damals nicht dachte, als ich noch glaubte, dieses Land habe eine Zukunft). Aber mir fehlte etwas, das wusste ich genau; es fehlte – die letzte Wendung, der zündende Gedanke, der thronende Schlussstein, die kleine goldene Laterne ganz oben – nun ja, auf einem noch etwas bescheidenen akademischen Palast, aber immerhin war er kein graues Verwaltungsgebäude geworden, da war ich mir ganz sicher. Und vielleicht war es so, dass ich doch, unbewusst (das meiste tun wir ja sowieso unbewusst und unser Gehirn verschweigt es uns sicherheitshalber, weil wir uns so leicht ablenken lassen) den Schlossgarten mit seinen schön gegliederten Baumgruppen in mich aufnahm, die heitere Orangerie und das psychisch grau überzogene Schloss und dabei zu dem Schluss kam: Ist es nicht bemerkenswert, dass diese Gebäude, diese Pflanzen, diese Formen zu mir sprechen, obwohl sie doch gar nichts zu sagen haben; schließlich haben sie keine Aufschriften, sie sind kein Text, den man lesen kann und verstehen und vielleicht deuten, sie stehen einfach da und bedeuten, ich könnte auch nur mangelhaft sagen, was, aber ich bin mir ganz sicher: sie bedeuten, sie erwecken ein Gefühl von Bedeutung, von Sinn, von – ja, vielleicht sogar Mitteilung, Austausch. Das aber, und von nun drängte sich der Gedanke langsam ins Bewusstsein vor, taten meine Texte doch irgendwie auch, die Romane, die ich gelesen hatte, sorgfältig und mehrfach, und um deren Bedeutung ich gerungen hatte, weil sie eben nicht einfach in ihnen abzulesen ist, obwohl sie Text sind und einen Inhalt haben, der sich die ganze Zeit vordrängt und

schreit: Versteh mich, es ist doch ganz einfach, du musst nur auf die Worte schauen! Nein, eben nicht. Es reichte nicht, nur auf die Worte zu schauen und auf den Inhalt; denn dann wäre es doch völlig gleichgültig, wie man sie anordnete, die Wörter, ob man einen grauen Verwaltungspalast aus ihnen errichtete oder eine beschwingte Orangerie, ob man einen abgezirkelten Vorgarten oder eine schön gegliederte Baumgruppe pflanzte – die Materialien sind die gleichen, Wörter, Steine, Zellen, aber sie sind nicht nur sorgsam ausgewählt, sondern auch unterschiedlich angeordnet, in Satzrhythmen gegliedert, in Bilder gefügt. Die Form aber, sie war nicht beliebig oder einfach nur schön, sie war selbst sprechend. Formen können sprechen. Es gibt eine – um die genaue Formulierung zu verwenden, die dann als Schlussstein Eingang in die Arbeit fand, aber sie ist akademischer Jargon und deshalb etwas ärgerlich – "Semantik der Form", und wer sie nicht versteht, der hat den Text allerhöchstens, bestenfalls, zur Hälfte verstanden.

Das war die Erkenntnis, sie klingt harmlos, sie war aber weitreichend, und sie ist im Übrigen nicht ganz einfach zu verstehen; man muss dazu schon ein wenig sensibel sein für Formen, für ihre Verschiedenheit, ihre Individualität, auch ihre gelegentliche Logik. Aber genau das ist es, was der Autor tut (wenn es ihn denn gibt, und es gibt wenige Dinge auf der Welt, von denen ich so fest überzeugt bin, dass es sie gibt und immer geben wird, wie den Autor, es darf aber auch gern eine Autorin sein), wenn er ein literarisches Kunstwerk (was auch nur Jargon für: ein gutes Buch) macht. Er hat ein Problem, eine Idee, eine Geschichte, die er mitteilen möchte; aber er macht keine wissenschaftliche Abhandlung daraus, keine philosophische Lehre und keine Anekdote, sondern einen Text mit einer Form. Vielleicht – aber auch das habe ich erst viel später gelernt – hat er sogar zuerst nur eine Form, die nach einem Inhalt schreit; der Weg ist von beiden Seiten begehbar, wie alle guten Wege, die keine Einbahnstraßen sind. Und es ist nicht nur wichtig, das zu verstehen, weil man dann Bücher besser versteht – schließlich kann man auch ohne Bücher leben, auch wenn das für mich und einige andere

schwer vorstellbar ist und vielleicht nicht wirklich wünschenswert. Nein, es hilft überhaupt beim Verstehen, im Leben und dem ganzen Rest. Ideen haben immer Kleider an, genauso wie Menschen; beide unterliegen Moden, Verwandlungen, Denk- und Sehgewohnheiten und kommen dementsprechend in unterschiedlichen Formen (heute spricht man von "*embodied knowledge*", und das ist nicht nur eine gute Formulierung, sondern sogar eine weiterführende Erkenntnis). Sich nackt verstehen konnten nur Adam und Eva im Paradies, und bekanntlich hat selbst das nicht funktioniert. Seit der Vertreibung aus dem Paradies – man könnte aber auch sagen: seit dem Urknall, und ganz sicher seit der biologischen Evolution im engeren Sinne – kommen Inhalte mit Verpackung. Davon lebt heute nicht zuletzt das Marketing, und das ziemlich gut, auch wenn man dabei dann und wann (und immer häufiger) den Eindruck hat, es geht nur noch um die Verpackung und der sogenannte *content* sei eine eher unerwünschte Nebenwirkung und definitiv nur etwas für Spezialisten. Wie dann jedoch genau die Form und der Inhalt miteinander sprechen – wie sie sich verstärken und unterstützen können, sich aber auch gelegentlich überlagern, verzerren oder missverstehen: Das ist nun definitiv ein Thema für einen anderen Park und vielleicht sogar für Fortgeschrittene.

SETZKÄSTEN ODER: VOM ORDEN DER WELT

Gibt es eigentlich noch Setzkästen, oder sind sie verschwunden, wie so vieles im digitalen Zeitalter, was mit realen Objekten, mit Dingen zu tun hatte? Oder ist *Facebook* jetzt ein monumentaler Setzkasten geworden, ein Erinnerungsspeicher, der nie mehr verstaubt und unendliche Platzkapazitäten hat? Denn das war das Problem mit realen Setzkästen. Sie verstaubten. Sie füllten sich, und dann verstaubten sie, und das ist nicht nur die Paranoia der pflichtbewussten Hausfrau (die wahrscheinlich mit den Setzkästen ausgestorben ist, aber ein wenig davon lebt noch in mir), sondern ein Ausdruck des Lebens, wie es nun einmal ist jenseits von immer blankgeputzten Displays (nein, ich weiß, das stimmt auch nicht) und Dingen, die nur

im Kopf existieren: Es findet statt, und dann nutzt es ab und wird schmutzig. Aber wenn man wenigstens ein klein wenig davon festhalten will, eine Miniaturausgabe, eine kleine Welt, eine Puppenstube der Erinnerung – dann füllt man einen Setzkasten.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich das erste Mal wirklich einen Gegenstand, ein Ding, etwas vollendet Nutzloses von meinem eigenen Geld gekauft habe. Natürlich bekam man irgendwann Taschengeld, übersichtliche Beträge und man hatte ja kein Handy; also kaufte man damit Süßigkeiten, prickelnd saure Brausebonbons zum Beispiel, 100 Stück, und der arme Kioskbesitzer tat einem ein wenig leid; aber er lebte von uns, den Schulkindern, die 100 saure Brausebonbons kauften oder weiße Schaumstoffmäuse (zum Glück in kleineren abzählbaren Mengen) oder im Sommer Wassereis, das schneller schmolz und tropfte, als man es essen konnte. Irgendwann wird man sich das erste Kleidungsstück gekauft haben, endlich eine richtige Jeans und nicht das, was die Eltern dafür hielten; aber das ist ein zu großer Sprung von den 100 Brausebonbons zu einer Mustang-Jeans, so eng wie möglich. Und Bücher musste man nicht kaufen, noch lange nicht, dafür gab es ja die Bibliothek, und Buchhandlungen waren ein wenig schreckenerregend, auch wenn sie damals noch keine Buchpaläste mit angeschlossenem Coffee-Shop und Leseecken für werdende Mütter waren. Was jedoch füllt die Lücke zwischen – sagen wir: einer und fünfzig Deutscher Mark? Es wird ein kleines Ding gewesen sein, das weder einen besonderen Zweck hatte noch einen direkt ästhetischen, sondern das einfach – eine Kuriosität war, weil es so besonders klein und irgendwie rührend und etwas ganz Besonderes war. Dunkel schwebt vor meinem inneren Auge ein kleines getöpftes Teil, eine Miniatur-Vase; aber vielleicht war es auch eine kleine vergoldete Maschine, vielleicht auch nur ein Muschelkästchen aus dem Sommerurlaub – und jetzt, wo ich darüber nachdenke, bin ich mir ziemlich sicher, dass ein solches Muschelkästchen (natürlich komplett in China gefertigt aus viel zu glatten und perfekt geformten Muschelimitaten, die auch nicht so penetrant nach Meer rochen wie die am Strand selbst gesammelten) eines meiner ersten

selbstgekauften Dinge gewesen sein muss. Es war innen mit rotem Samt ausgeschlagen, und man wusste ganz sicher nicht, was man hätte hineintun sollen – denn wenn man ein Geheimnis, einen Schatz gehabt hätte, dann wäre er viel zu geheim gewesen, als dass man ihn selbst gekannt hätte –, aber man wusste, dass man es haben musste. Koste es, was es wolle. Unsinn, sagten die Eltern, das verstaubt nur, sagte die Mutter, das kaufe ich dir nicht, sagte der Vater (der uns trotzdem so vieles kaufte, und niemals haben wir es ihm ordentlich gedankt; es war ein großer Teil seiner Liebe). Dann kauft man es eben selbst, das Muschelkästchen. (Ich habe es nicht mehr, es ist verschwunden, aber in diesem Moment lebt es in meinem Herzen).

Und von nun an sammeln sich die kleinen Dinge. Flohmärkte waren Orte, wo man kleine Dinge zusammentrug, damals waren sie noch nicht so kommerzialisiert und man hatte auch noch nicht alles und noch ein wenig mehr, sondern man entdeckte gerade erst den Reiz des Kaufens, des Selbstauswählens und Selbstbezahlens. Und dann hatte man ein Ding, es gehörte einem ganz allein, man hatte es erwählt aus einem großen unsortierten Haufen von bedeutungslosen Dingen, und das hatte ihm Bedeutung verliehen: Es war erwählt. Dinge sammelten sich an, im Setzkasten, nebeneinander, vielleicht geordnet nach den ersten Ansätzen zu einem ästhetischen Empfinden, wahrscheinlicher jedoch: nach Größe; denn die Fächer waren sehr verschieden groß, und das führte dazu, dass man Kompromisse schließen musste. Und es war ein eigentümlicher Glücksmoment, wenn man wieder etwas erworben hatte und es in die kleine Familie im Kasten einsortierte: Es hatte seinen Platz gefunden. Wenn ich genauer nachdenke, fällt es mir auf, dass ich immer schon nach diesem Gefühl – ja, beinahe süchtig war. Wenn ich an meine frühesten Kindheitsdinge denke (und da gab es durchaus noch blondlockige und kulleräugige Puppen, aber sie waren sehr teuer), dann drängt sich eines in den Vordergrund: eine kleine Familie von Tierfiguren. Sie war ziemlich patchworkartig zusammengesetzt und gehorchte keinerlei zoologischer Logik: Wahrscheinlich

lebten die Löwen darin friedlich neben den Tauben, Hund und Katz waren befreundet, und die Vögel wollten so wenig wegfliegen wie die Fische zum Ozean schwimmen. Aber es war mir wichtiger, dass es genug Figuren waren, um einen Zoo damit zu bauen. Einzeln waren sie – einsam, bedeutungslos, leblose Tierfiguren eben. Erst im Zoo erwachten sie zum Leben. Das heißt nun nicht, dass ich mir phantasievolle Zoogeschichten ausgedacht hätte, in denen die Tiere unerwartete Freundschaften schließen über Artengrenzen hinweg, in denen die Affen sich mit Bananen bewarfen und der Bär tanzte; nein, ich war tatsächlich relativ phantasielos (und bin es, zu meinem großen Leidwesen bis heute), es war allein der Akt des Setzens und Ordners, der mich völlig befriedigte. Mein Zoo war ein Setzkasten für Tiere; und wenn noch der letzte Pinguin einen Platz neben der Fledermaus gefunden hatte, war ich zufrieden. Sollten sie leben, wie sie wollten, dafür brauchten sie mich nicht. Ich hatte sie gesetzt, und das war genug.

Ist es erstaunlich, dass ich auch mit unseren Lego-Steinen immer nur Häuser baute mit Gärten drumherum, die niemals bezogen wurden? Dass das Puppenhaus, es war ein sehr einfaches und die Teetassen passten nicht einmal zur Teekanne in der Größe, zwar ausgestattet, aber niemals bespielt wurde? Dass ich meinen Setzkasten füllte mit vielen kleinen Entdeckungen, die gesetzt wurden und dann verstaubten? Irgendwann – es war, um ehrlich zu sein, nach der Lektüre eines Romans von Johannes Mario Simmel (damals der Inbegriff eines Bestsellerautors, und deshalb war es mir peinlich) – erfand ich mir sogar eine Sammelleidenschaft: Ich sammelte fortan Elefanten. Das hatte nichts mit einer besonderen Vorliebe für diese sympathischen Dickhäuter zu tun (ich war eher dünnhäutig, wenn ich auch gelegentlich trampelig sein konnte), und schon gar nicht mit einem Interesse an Biologie und Lebensgewohnheiten konkreter Tiere (an Biologie hatte ich das größte anzunehmende Desinteresse überhaupt, sozusagen GAD, ich fand es geradezu als intellektuelle Beleidigung, wie geistfern und unendlich langweilig die Wissenschaft vom Lebendigen ist, und so kann man sich irren, wenn

man jung und überheblich ist!). Nein, es war einfach ein Bedürfnis danach, Dinge zu bekommen, kleine Dinge, die man in einen Setzkasten stellen konnte. Natürlich konnte ich auf Nachfragen wenn auch kein direkt emotionales (*Elefanten sind ja so süüüüüüß!*), sondern ein inzwischen schon etwas ausgeprägteres ästhetisches Interesse vorweisen: Schaut doch nur, so viele verschiedene Formen, Farben, Materialien, ist es nicht ein Wunder, dass man ein einzelnes (im Subtext: mir eher fremdes) Geschöpf auf so viele verschiedenen Arten nachbilden kann? Schaut, ich kann Familien damit machen: Dort wohnen die Holzelefanten, eine sehr große Familie (das Material ist eher billig, logisch), häufig kommen sie auch gleich in Familienverbänden, nach Größe gereiht! Dort sind die Tonelefanten, ja, wir waren auf vielen Töpfermärkten, und man kann ja nicht immer nur Müslischalen kaufen! Und seht, hier, etwas ganz Besonderes: Zerbrechliche Glaselefanten, aus Venedig, aus Murano, solch leuchtende Farben, ganz unwirklich, und die ganz zarten Rüssel, wie leicht zerbrechen sie! (Das taten sie übrigens tatsächlich, bei diversen Umzügen, und während meine Elefanten mit mir durchs Land zogen, verloren sie etliche Teile, aber nie, ich schwöre es: nie, hätte ich deshalb einen aus der Familie verstoßen! Er bekam ein Plätzchen weiter hinten, wo man es nicht so sehen konnte, dass der Rüssel leider fehlte; oder wo er sich anlehnen konnte, um das fehlende Hinterbein zu kompensieren.) Und dort, seht ihr, das ist ein besonderer Elefant, er ist aus hellem Ton, ganz frisch gebrannt sieht er aus, und er ist mehr Elefant als die meisten anderen zusammengenommen: Ganz deutlich sieht man, wie der große Körper zusammengesetzt ist, der feine Grat über den Rücken, die bei aller Kraft doch zierlichen Beine, die gar nicht plump dumbo-artigen Ohren: Es ist der Elefant, den mein erster Freund mir getöpft hat, sein Vater war Kunstlehrer an unserer Schule, etwas irre und angsteinflößend, wie Kunstlehrer manchmal sind; aber sein Sohn machte mir meinen ersten selbstgemachten Elefanten, und nicht nur deshalb, sondern weil er wirklich großartig gemacht war (später hätte ich gesagt: die platonische Idee eines Elefanten), liebte ich meine Elefanten danach doch ein

wenig (die Freundschaft ging bald in die Brüche, aber wenigstens konnte sie so nicht verstauben).

Irgendwann auf den wirren Wegen des Lebens gehen die Setzkästen verloren, und wenn man das realisiert, ist es einer der wenigen Momente, in denen man definitiv zu spüren meint, dass man erwachsen geworden ist: Man kauft viel zu viel Dinge jetzt, kein Setzkasten wäre mehr groß genug, und es sind erwachsene Dinge, die zwar durchaus gelegentlich sinn- und zweckfrei sein dürfen: Aber dann brauchen sie mehr Platz an der Wand oder Stellfläche oder einen ganzen Garten. Ich weiß jedoch genau, dass es in mir einen völlig unerwarteten sentimental Ruck gegeben hat, viel später, als mein Sohn sich das erste kleine Ding von seinem eigenen Geld kaufte. Urplötzlich möchte man gleichzeitig lachen und weinen, weil es ein völlig zweckfreies, vielleicht nicht unbedingt schönes, ganz sicherlich kleines, aber auf jeden Fall ein ganz besonderes Ding ist. Man reißt sich aber zusammen und sagt: "Du wirst einen Setzkasten brauchen!" (es gibt eigentlich keine Setzkästen mehr, aber zum Glück hat man die alten aufgehoben), worauf das Kind fragt: "Was ist ein Setzkasten?" (mit diesem Unterton: wahrscheinlich auch so etwas aus der alten analogen Welt, wie Kofferradios und Telefone mit Kabeln) Und man ist versucht zu sagen: Es ist eine Welt! Es ist eine kleine Welt, die du dir selbst anlegst, mit Dingen, die du erwählt hast – nicht, weil es so viel Werbung für sie gab, oder weil all deine Schulkameraden sie auch haben (Pokemons und ähnliches zählen übrigens nicht, das ist ein Hype und keine Welt), oder weil sie für irgendetwas nützlich sein könnten. Es ist – dein erstes inneres Inventar, ein Spiegel deiner Seele, lange bevor sie damit anfängt, sich in jedem Spiegel zu suchen, ein Abbild deiner Wünsche, bevor du sie noch erkannt hast, ein Schatzkasten für zukünftige Schätze, ein Kosmos voller Schönheit und Ordnung (und nur du allein hast diese Schönheit erkannt und erwählt, nur du kannst sie ordnen!) in einer Welt voller Überfluss, Chaos und Missverständnis. Halte sie fest, solange du kannst. Sie wird verstauben, aber das stört ihre Ordnung nur ein wenig; es ist der Gang der Dinge in dieser Welt, in der nichts für immer rein

bleibt. Halte sie fest. Aber weil ich weiß, dass mein Kind das selbst lernen muss – und es wird es lernen, ganz sicher, weil ich ihn gut und gründlich gelehrt habe gern zu lernen –, sage ich nur: Das ist nicht wichtig, vergiss es. Lass es gut einpacken, damit es nicht kaputtgeht! Zuhause suchen wir dann einen schönen Platz.

KINDERSPIELE UND LEBENSPHILOSOPHIE

Das philosophischste aller Kinderspiele ist das "Teekesselchen". Warum es so heißt, weiß noch nicht einmal das große weite Internet; es weiß aber immerhin, dass es als "*teapot*" aus dem Englischen kam, wo das Teetrinken sowieso beinahe metaphysische Dimensionen hat. Indem es jedoch so heißt, "Teekesselchen" nämlich (und ist das nicht ein schönes Wort im Deutschen, mit seinem Vierfach-E und seinem kleinen Diminutiv!), ist es bereits eine philosophische Reflexionsfigur: Es meint sich selbst, das Spiel; und es meint einen Alltagsgegenstand, und zwischen der geblühten Porzellankanne – ganz früher trug sie oft noch ein seltsames Gebilde am Hals, den sogenannten Tropfenfänger, der verhindern sollte, dass die von der Oma eigenhändig bestickten Tischdecken hässlich braune Teeflecken bekamen – und dem Erraten von Homonymien erstreckt sich das weite Feld der Philosophie. Denn das doppeldeutige, wenn nicht gar vieldeutige Teekesselchen macht das aufmerkende Kind darauf aufmerksam, dass Wörter und Gegenstände nicht aneinander gebunden sind mit Fesseln für die Ewigkeit, sondern nebenher geradezu unkeusche Beziehungen zu ganz anderen Gegenständen oder Sachverhalten eingehen können: Der runde Ball, den man hochwirft, mutiert noch in der Luft zum Ball, auf dem die Paare Wiener Walzer tanzen, immer im Kreis herum. Auf der Bank liegen nicht nur die gesparten 50-Pfennig-Stücke, für die man irgendwann einen Preis bekommt (der aber nicht dem Preis entspricht, den man eingezahlt hat), sondern auf die Bank im Garten kann man sich setzen und seine Fünziger zählen. Derweil geht der Tor durchs (Garten-)Tor, oder ist es doch der Weise, auf seine Art und Weise? Die Mutter bringt dem Vater, damit er das Tor reparieren kann, einen Satz

Muttern aus der Werkzeugkiste, und vom Baum fällt ein Blatt, auf das man schreiben kann, eine Geschichte aus der Geschichte beispielsweise. Oder eine Dichtung; im Werkzeugkasten sind auch Dichtungen, neben den Muttern, es gibt sogar Federn dort.

Auf langen Autofahrten haben wir immer neue Teekesselchen entdeckt, und es waren ganz sicher so viele, wie es unterschiedliche Teekesselchen gibt. Zwischendurch überfiel das Kind nachgerade das Gefühl, die Sprachwelt sei eine eher unzuverlässige Angelegenheit, in der die Worte mutieren wie die Dinge. Sogar der Geist, der Inbegriff von Philosophie schlechthin, scheint davon befallen: Er jagt Wortgespenster, Wortgeister, in seinem Kopfe, mit seinem Geiste, um dem Geist der Sprache auf die Spur zu kommen, der aber mindestens mehrspurig zu verfahren scheint. Und natürlich streitet man sich beim Spielen, wie die Philosophen verschiedenen Geistes auch, bei Grenzfällen: Weißheit und Weisheit klingen natürlich nur identisch, sind es aber nicht, da muss man schon auf den Buchstaben schauen! Eigennamen gehen gar nicht, sonst müsste man alle Müller und Bäcker und Schuhmacher und Meier und Schmied mitnehmen, und ist es nicht bemerkenswert, dass die Leute früher einmal so hießen, wie sie taten, man stelle sich nur vor, man trifft Herrn Versicherungsvertreter auf der Straße, er plappert ein bisschen mit Frau Webdesignerin, die eng mit Herrn Mechatroniker befreundet ist? Und sind es eigentlich wirklich zwei verschiedene Worte, wenn wir ein Sternbild Schütze nennen, das nun einmal genauso aussieht wie ein Schütze (fast jedenfalls), also eigentlich ein Abbild des gleichen Gegenstandes ist? Ist ein Bild, das man fotografiert hat, nicht eigentlich das gleiche, wie ein Bild, das im Museum hängt, oder sogar wie das Bild, das man sich im Kopfe machen kann – also ein dreifaches Teekesselchen oder nur einfach dreimal das gleiche Teekesselchen, nur auf dem einen sind Stiefmütterchen, auf dem anderen Rosen und auf dem dritten Veilchen abgebildet? Und wieder hat man die Welt dabei ertappt, dass die Verbindung zwischen Worten und Sachen lose ist, eine Kette mit nur schwachen Bindegliedern, die sich die Welt gleichwohl schmückend um den Hals legt.

Und schamlos wiederholen sich die Glieder, ein Flügel ist ein Flügel ist ein Flügel, und vor dem geistigen Auge entsteht eine Kreatur mit einer Klaviertastatur und einem aufgestelltem schwarzem Federgebilde darauf, die einen eigenen Gebäudeteil bewohnt.

Das zweite philosophische Kinderspiel folgt dem Teekesselchen dicht auf den Fersen (und kann ein Teekesselchen eigentlich Fersen haben, oder ist das ein Teekesselchen?): Es ist "Ich sehe was, was du nicht siehst". Eigentlich könnte man geradezu Philosophie so definieren: Dass jemand etwas sieht, was ein anderer noch nicht so gesehen hat; und eben deshalb streiten Philosophen auch so gern, weil des Einen Grün unverständlicherweise des Nächsten Blau ist, manch einer kann kein Rot sehen (und sieht deshalb manchmal rot), und zwischen Schwarz und Weiß erstrecken sich so viele Grautöne, dass manch einer lieber gleich bei Schwarz und Weiß bleibt. Es ist eine Aufforderung zum genauen Hinsehen, zum intensiven Beobachten, zum Erfassen auch kleinster Details: Ich habe etwas gesehen, was dir entgangen ist, weil du nicht genau genug geschaut hast, sieh doch, der blaue Mantel (nein, nicht der vom Fahrrad!) hat rote Knöpfe, ganz kleine! Die Blume (nein, nicht die vom Bier!) hat an den Rändern der Blüten (nein, kein Falschgeld!) weiße Sprenkel, man muss sehr gut hinsehen, sonst entgehen sie einem. Und auf einmal wird die Welt um einen herum viel bunter, als sie vorher war, viel detaillierter und interessanter – und tatsächlich in jedem Kopf ein wenig anders, und es hat wenig Sinn darauf zu bestehen, die Knöpfe seien rot, wenn der andere sie orange sieht.

Hingegen gibt es auch Kinderspiele, die bereiten einen eher auf die dunklen Seiten der Welt vor. Bei der "Reise nach Jerusalem" bleibt jede Runde einer auf der Strecke; der Zug ist für ihn abgefahren, und dass die Reise ausgerechnet nach Jerusalem geht, ist schon von besonderer Ironie; es ist ein Kinderkreuzzug, jedes Mal wieder, und dass am Ende einer überlebt, ist es schon viel. Während der "Plumpsack" umgeht (was schon ein besonders hässliches Wort ist, vor allem im Vergleich zu Teekesselchen), erklingt dazu das bedrohliche Lied: "Der Plumpsack geht um, dreh dich nicht herum, wer

sich umdreht oder lacht, kriegt den Buckel schwarz gemacht", und davon kann ein phantasiebegabteres Kind schon einmal Alpträume kriegen, in denen ihm ein unförmiger Plumpsack von hinten auf den Rücken springt und dabei hämisch kreischt, und hinterher ist man schwarz von oben bis unten und es geht niemals wieder weg, und niemals, niemals wird man den Plumpsack fangen. Der Frohsinn wohnt nah beim Schrecken, und wer zuletzt lacht, lacht nicht nur am besten, sondern auch als Einziger.

Unzählig die Spiele, die einen darauf vorbereiten, dass man im Leben ausgelacht werden wird: wenn man blind mit dem Kochlöffel nach dem Kochtopf schlägt und irgendwann ganz die Orientierung verliert, und man hört nur noch das Lachen der Anderen, und man weiß nicht mehr, wo man ist, vielleicht fällt man gleich die Treppe herunter oder schlägt sich den Kopf am Schrank auf, und immer lauter wird das Lachen, nein, das Grölen, und sie haben einen schon wieder in Irre geschickt. Beim "Schokoladenessen" lernt man, dass man sich den Genuss mühsam erarbeiten muss: Erst werden die Mütze und der Schal übergestülpt, und kaum hat man die schon klebrigen, viel zu kleinen Handschuh mühsam über die schwitzenden Finger gezogen und will nach dem Besteck greifen, schon hat wieder jemand eine Sechse gewürfelt, die ganze Mühe war umsonst, die Schokolade schmilzt vor den Augen dahin - und selbst wenn man, endlich einmal, so weit gekommen ist, ein Stückchen aufzupieksen, muss man es hinunterschlingen, kaum schmeckt man etwas, wahrscheinlich verschluckt man sich. Genau so ist das Leben, und das kann man nicht früh genug lernen: Es ist kein Kinderspiel, und ist das jetzt ein Teekesselchen oder keines?

SCHREIBEN

GELEGENHEITSSCHREIBEREI I: MEIN SCHREIBRAUM

Komischerweise kam mir die Idee, mit dem Schreiben anzufangen – also mit dem literarischen Schreiben im engeren Sinne; geschrieben habe ich schon seit meiner Jugend ziemlich viel, erst Tagebücher und Briefe, dann journalistische Texte und nun schon seit ziemlich langer Zeit wissenschaftliche Abhandlungen – die Idee kam mir also auf einem Friedhof, mitten in Stuttgart. Ich hatte noch etwas Zeit vor einem Termin, der Friedhof lag so ruhig und friedlich im frühlingshaften Sonnenschein da, und da ich seltsam von Räumen angezogen werde, die ruhig und friedlich sind, hatte ich mich auf eine Bank in die Sonne gesetzt. Insekten schwirrten herum, die Blumen von den frischen Gräbern verströmten einen Geruch genau an der Schwelle zwischen Blüte und Verfall, und ich war allein mit den Toten. Ich dachte, der Grund tut nichts zur Sache, über Menschen und Tiere nach, über ihr Verhältnis, über den befremdlichen Hochmut der Menschen gegenüber ihren Mitgeschöpfen und über die seltsame Anziehungskraft zwischen Mensch und Tier, die in vielen Fällen ja durchaus wechselseitig zu sein scheint; und ich überlegte, wie Tiere wohl zu den Menschen sprechen würden, wenn sie denn sprechen könnten. Von da aus war es gar nicht weit, nur ein kleiner Gedankensprung, zu dem altehrwürdigen Genre der Fabel, in der die Tiere seit jeher reden und häufig recht klug. Und dann dachte etwas in mir, eine Stimme, die ich noch gar nicht kannte: Warum schreibt eigentlich niemand Fabeln mehr? Sollte man das nicht mal ausprobieren, moderne Fabeln zu schreiben? Und dann legte sich ganz plötzlich ein Schalter in meinem Gehirn um, der bisher zuverlässig verhindert hatte, dass ich auf solche Ideen komme – auf ihm stand wahrscheinlich: Vorsicht, Zutritt nur für Profis! Unsachgemäße Anwendung kann unvorhersehbare Folgen haben! –, und auf einmal dachte ich: Und warum schreibst du sie nicht? Endlose Jahre lang hast du alles mögliche Zeug geschrieben, und das gar nicht mal so schlecht; warum traust du dich jetzt nicht mal endlich, etwas

‚Richtiges‘, etwas Nicht-Sekundäres, etwas Literarisches zu schreiben, auch auf die Gefahr hin, dass du damit endgültig an die Grenzen deines Könnens stößt? Versuch es doch einfach mal! Schreib eine Fabel über – über Nemo beispielsweise, Riesenerfolg, uralte Geschichte, herzerhellend und trotzdem lustig. Schreib eine Fabel, in der Nemo auf die Menschen schaut. Der Moment hat sich in mein Gedächtnis eingraviert, es war eine kleine, unauffällige Lebenswende, auf einem Stuttgarter Friedhof an einem ruhigen Samstagmittag (die anderen waren alle beim Einkaufen), umgaukelt von Schmetterlingen und umgeben von dem Geruch sterbender Blumen und den Toten, und es ist eine schöne, befreiende Erinnerung.

Ich habe die Fabel geschrieben, sie hieß "Nemo beim Zahnarzt", und dann noch einige mehr. Und dann habe ich andere Formen ausprobiert, moderne Märchen, innere Monologe, Essays, Aphorismen, am Ende, als ich schon sehr mutig war, auch Erzählungen. Gleich am Anfang stieß ich dabei jedoch auf das Problem, auf das auch Virginia Woolf gestoßen war, als sie am Ufer eines Flusses, vielleicht umgaukelt von Schmetterlingen, über schreibende Frauen nachgedacht hatte: nämlich dass frau nicht nur einen gewissen Grad an wirtschaftlicher Unabhängigkeit braucht, wenn sie sich in die Literatur begibt, sondern auch einen Raum, ganz für sich allein. Denn Schreiben, das konnte auch ich nur zwischendurch, halb heimlich, wenn alles Berufliche fertiggeschrieben war und der Haushalt halbwegs erledigt und die Familie anderweitig beschäftigt und zufrieden. Aber sollte ich mich dafür an den Schreibtisch im Arbeitszimmer setzen, wo schon die nächsten Seminararbeiten drohten, die Liste mit den zu schreibenden Aufsätzen, wo die Aktenordner darauf hinviesen, dass nächste Woche wieder Seminar sei, und dann wieder und dann wieder? Nein, der Schreibtisch konnte es nicht sein, jedenfalls nicht der, an dem die Arbeit hing wie ein Klotz.

Aber konnte man sein Notebook nicht überall mit hinnehmen? Ich probierte Räume an. Das Gäste-/Bügelzimmer ging, im Winter, zur Not: Wenn das Bügeleisen versteckt war, war es ein schön hergerichteter, meist ordentlicher, friedlicher Raum. Aber er war ein wenig

zu nah an den anderen Zimmern, ein wenig zu klein, um ganz frei atmen zu können. Sobald es jedoch warm genug war, ging ich mit meinem Notebook hinaus ins Freie, auf die Terrasse: Zwar war der Bildschirm nicht hell genug, mal war es zu warm, mal zu kalt, aber man war draußen, die große Hornisse kam vorbei geschwirrt, die Katze schaute zwischendurch nach dem Rechten, die Amsel kraakelte wie immer. Natürlich sah ich, wenn ich genau hinschaute, dass der Rasen mal wieder gemäht werden musste und das Unkraut gezupft. Aber dann nahm ich die Brille ab, da ich inzwischen ein wenig altersweitsichtig bin, und schon sah der Garten, im Großen und Ganzen und etwas unscharf, fröhlich und voller Leben aus, nicht voller Arbeit. Denn das ist es, was Virginia Woolf, durchaus eine pflichtbewusste höhere Tochter aus gutem Intellektuellenhause erkannt hatte: Räume, in denen eine Frau zu funktionieren hat, in denen sie eine gesellschaftliche Rolle ausfüllt oder in denen sie ihren weiblichen Pflichten nachgeht, engen den Geist ein, und zwar in einem wörtlichen und nicht in einem bildlich-unverbindlichen Sinn: Nichts erhebt sich da ins Freie, Neue, ohne das keine Schöpfung möglich ist, und sei sie noch so klein; die Inspiration stolpert über das Bügeleisen, Pegasus frisst das blühende Unkraut und rülpsst, und schon ist es vorbei, man ist wieder im Leben mit seinen Pflichten, und das ist noch nicht mal falsch oder schlecht: Aber es ist ein anderer Zustand.

Ein Zimmer für sich – ich habe festgestellt, in vielen Versuchen, dass es gar kein Zimmer sein muss. Ideen kommen mir sowieso meist an ganz anderen Orten, in der Sauna (ganz fatal, weil kein Notizblock zur Hand), morgens im Halbschlaf vor dem Aufstehen, beim Gehen der vertrauten Feldwege durch die Obstwiesen. Und seit dem Moment auf dem Friedhof ist es so geblieben, dass das das Beste überhaupt ist, das Schönste, das Aufregendste: eine neue Idee zu haben, eine Form dafür zu finden, die ersten Sätze auszuspinnen – und darauf zu hoffen, dass die Idee auch dann weiter trägt, wenn man sie in einen Raum einsperren muss, um sie auszuarbeiten, was definitiv nur das Zweitschönste ist. Korrigieren hingegen ist, da sind sich die

meisten Autoren und Autorinnen einig, eine Art Vorhölle, aber leider, leider, bitter notwendig; Ideen haben eine Art, sich etwas undiszipliniert aufzuführen, was für eine Idee in Ordnung ist, nicht aber für einen Text, den schließlich, bestenfalls, auch andere Leute mit Gewinn lesen sollen.

Es gibt aber einen besonderen Raum, in dem ich regelmäßig Ideen habe und sie sogar ausarbeiten kann; es ist, interessanterweise, ein ganz und gar nicht privater und dazu noch beweglicher Raum, es ist: ein Großraumabteil der Deutschen Bundesbahn bei einer möglichst langen und ruhigen Fahrt. Man setzt sich hin und ist befreit: Fortan sind andere Leute für alle möglichen Probleme (die natürlich ständig auftreten, klar, schließlich ist man mit der Deutschen Bahn unterwegs) zuständig. Ich habe eine Pause, eine, zwei, drei lange Stunden, in denen niemand etwas von mir will. Draußen ziehen Landschaften vorbei (außer man ist auf einer Schnellstrecke im Tunnel), man kann den Blick zwischendurch heben und sieht ein Dorf, eine Wiese, einen Acker, einen Wald; Kühe grasen friedlich, die Windräder drehen sich lautlos und sogar die Autos sehen aus der Distanz gesehen ganz freundlich aus, bunte kleine Kästen, die sich am Bahnübergang stauen. Das Großraumabteil sorgt für genügend Distanz zu den Mitreisenden; es hat häufig sogar eine ganze eigene Stimmung, sie ist in den besten Fällen so entspannt, dass sich Pegasus freundlich an einem Vierer-Tisch niederlässt und ein kleines Liedchen singt, während er aus dem Fenster schaut und den nicht mehr ganz heißen Kaffee aus dem Bordbistro trinkt (nicht immer natürlich, Pendlerzüge werden ab einer gewissen Verspätung emotionale Dynamitladungen). Manchmal freue ich mich dann sogar über eine Verspätung, einen verpassten Anschluss, eine gewonnene Stunde.

Offensichtlich bin ich also eine Feld-Wald-Wiesen-Autorin; dafür spricht auch die breite Streuung meiner kleinen Versuche in alten und neuen Formen. Manchmal bin ich aber auch eine fahrende Autorin, und eine meiner Lieblingsmetaphern (sie ist Englisch, eine Sprache, die bei aller Kürze sehr metaphorenträchtig ist) ist die vom "*train of thoughts*": Die Gedanken hängen aneinander, sie haben eine

gewisse Richtung, ein Fahrziel; aber man kann sie auch umkoppeln, der Speisewagen kommt heute ganz nach vorn, die erste Klasse wird für alle freigegeben, und vielleicht fahren wir sogar eine kleine Umleitung, weil die alte Strecke schöner ist. Mit dem Losfahren löst man alte Bindungen, für eine kleine Weile; und mit dem Ankommen hat man etwas erreicht. Pegasus fährt gelegentlich gern mit der Bahn; er ist ein durchaus fortschrittlicher Mythos und hat gar nichts dagegen, von Frauen gezähmt zu werden. Wenigstens fragen sie nicht ständig nach seinen "Pferdestärken".

GELEGENHEITSSCHREIBEREI II: VON PEGASUS ZU ARIEL

Wie ist das eigentlich, wenn einen die Muse küsst? Ach, wenn sie es doch nur räte! Ein zärtlicher Kuss, hingehaucht auf die Dichterin-stirn, und die Worte fließen einem nur so aus der Feder, und während man sich noch den Schweiß von der Stirn wischt, erscheint schon ein perfekter Text auf dem Papier, wortstark, geistvoll, lustreich. Aber irgendwie bleibt die Szene immer eine Männerphantasie und lässt sich nicht so recht ins Weibliche mutieren: Die Musen sind traditionell reizvolle junge Damen, zumeist wenig bekleidet; sie zeigen sich beim Tanze in den vorteilhaftesten Stellungen, sie flechten neckische Kränze, und schon die Idee, dass sie dann Sappho oder Elfriede Jelinek damit bekränzen könnten – lieber nicht (das gilt aber auch für die Mehrzahl der schreibenden Männer). Lassen wir die Küsse vielleicht doch besser dort, wo sie hingehören – in der Liebe, in der Jugend, wo die Lippen noch voll sind und der Funke fliegt, ohne sich in Worte vergrößern zu müssen.

Oder ist es doch die direkte göttliche Inspiration, die mit übermenschlichem Feuer sich in die Seele des Dichters ergießt und ihn zu den kühnsten Schöpfungen begeistert? Ach, wenn man doch daran glauben könnte, wenigstens eine Art Genius-Placebo. Ersatzweise haben Generationen religiös unbegabter Dichter versucht, den göttlichen Rausch durch weltliche Rauschmittel zu induzieren

- was gelegentlich sogar funktionieren soll. Allerdings zeigen die solcherart empfangenen Geisteskinder häufig deutliche Spuren ihrer eher wüsten Zeugung und müssen, bevor man sie öffentlich vorzeigen kann, von allerhand Geburtsschleim gereinigt werden. So manches überlebt diesen Prozess nicht; nicht alles, was nahe am Wahnsinn ist, ist deshalb schon Dichtung.

Und dann kam Pegasus. Für die Griechen war Pegasus eigentlich nur ein ganz normales mythologische Vieh, geboren aus ihrer ungebremsten, vor delikaten Vermischungen nicht Halt machenden mythologischen Phantasie: als Sohn des Meeres- (und im Zweitberuf Pferde-)gottes Poseidon und der schlangenköpfigen Medusa, entsprang er, als der Heros Perseus die männerverderbende Ex-Schönheit köpfte, ihrem Haupt als geflügeltes Pferd. Anschließend machte er sich auf dem Weg zum Olymp und stellte sich Zeus als Donner- und Blitzbote zur Verfügung. Auf einer seiner Botentouren erschuf er, eher beiläufig, mit einem halbgöttlichen Huftritt die Musenquelle Hippokrene auf dem Musenberg Helikon - deren Genuss künftig, siehe oben, die Dichter zu ihren schönsten Phantasien beflügeln sollte. Pegasus jedoch wurde am Brunnen überrascht und gezähmt von Bellerophon, der ihn als Schlachtross brauchte, um die Chimäre zu besiegen.

Die Chimära, ein weiteres mythologisches Ungeheuer, konnte es durchaus mit Pegasus aufnehmen: Ihr Löwenkopf saß auf einem Ziegenkörper, der in einem Drachen-Schlangen-Schwanz endete. Offensichtlich durfte man ein solches Monster nicht leben lassen, obwohl etwas unklar bleibt, was sie eigentlich verbochen hatte; aber im Mythos gibt es Monster in erster Linie, damit Helden sie töten können, weil das eben der Stoff ist, aus dem Heldendichtungen gemacht werden. Bellerophon also machte der Chimäre mit Pegasus den Garau - aber dann wurde er übermütig und lehnte sich gegen den Göttervater, gegen Zeus selbst auf. Zeus jedoch, und hier kippt das Heldenepos leicht schräg ab in die Travestie, schickte eine göttliche Bremse (nein, kein Fabelwesen, einfach eine Stechmücke); und die Bremse stach Pegasus, und Pegasus bäumte sich, Fabelwesen

oder nicht, auf, und der Held fiel herunter und war fortan keiner mehr, sondern tot. Pegasus aber wurde von Zeus unter die Sterne versetzt, und dort thront er heute immer noch, im nach ihm benannten Sternbild. Und niemand wird wissen, ob er nicht lieber weiter ein einfacher Pferde-Blitzbote geblieben wäre, der gelegentlich einen Schluck zu viel aus der Hippokrene nahm. Die Geschichte zeigt jedoch, dass man gut im Sattel sitzen muss, wenn man das Dichterross reiten will; es trägt einen zwar überall hin mit seinen Flügeln, aber irgendwie muss man auch wieder zurückkommen, und geflügelte Worte allein machen noch kein Werk. Gelegentlich geht der Dichter besser zu Fuß, und Chimären könnte man auch einfach leben lassen und in Zoos ausstellen, bis die Menschheit es endgültig geschafft hat, der Mythologie durch Genetik auf die Sprünge zu helfen.

Shakespeare aber schuf Ariel. Ariel ist ein Luftgeist, in der älteren Überlieferung: ein gefallener Engel – oder ist er doch ein Dämon? Wer weiß das schon, Gut und Böse werden in einer gewissen Entfernung unscharf und wechseln die Farbe je nach Betrachter. Ariel jedoch umkreist die Erde in zwei Sekunden; er ist unsichtbar und allmächtig, er flüstert den Menschen die Liebe ein und den Hass, er verfügt über die Elemente und die Seelen gleichermaßen. Zehn Jahre wurde er auf einer Zauberinsel in einem Baum von der Hexe Sycorax gefangen gehalten, und wie soll man sich vorstellen, was das für den Beweglichsten, den Luftigsten von allen bedeutet hat? Aber dann befreite ihn Prospero, ein alter müder Zauberer, dem er nun untergeben ist; vielleicht hieß der Zauberer auch Shakespeare, für eine Weile, oder Goethe, oder Homer. Aber Ariel ist nicht für immer zu fesseln, nicht durch Bäume und nicht durch Zauberei und schon gar nicht durch Worte. Er lebt in den Winden, dem Atem der Welt; er schwimmt in den Bächen und im Meer, die alles Seiende durchströmen; er wühlt in der Erde, aus der alles wächst, und er ist unwiderstehlich im Feuer. Wenn Ariel eine Dichterseele in Besitz nimmt, als Hauch, als Strömung, als Samen, als Funke, dann explodiert sie – die Synapsen fangen an hysterische Netze zu spinnen

und die Neuronen feuern nach allen Seiten. Ariel aber kommt nur zu denen, die ihn nicht fürchten. Alle anderen spüren vielleicht, gelegentlich, ein unbestimmtes Lüftchen, einen kräuselnden Wellenschlag, eine kleine ungewohnte Sensation in ihrer Seele, aber sie würden vergehen an seinem stärksten Feuerwerk und an seinem unmenschlichen All-Blick. Ariel schert sich nicht um Gut oder Böse, Richtig oder Falsch; er kennt keinen Gott, er kennt keinen Menschen, er kennt nur die Elemente und ihren immerwährenden Sturm und seine grenzenlose Freiheit, die ihm nur eines befiehlt: zu schaffen. Vergesst Ariel besser. Ahnt ihn allenfalls. Aber kommt ihm nicht zu nahe.

Wir aber sind Gelegenheitschreiberinnen. Mal küsst uns die Muse im Vorbeigehen, sehr flüchtig. Sie hat sich herausgeputzt wie ein Party-Girl und macht die ganze Zeit Selfies, den Kussmund dick geschminkt und knallartig zugespitzt. Dann wieder tritt uns ein Pferd, fast ist das besser, es tut wenigstens ein wenig weh. Ariel sehen wir höchstens im Flugzeug an uns vorbeihuschen, wenn es endlich Reiseflughöhe erreicht hat, aber er ist schneller als der Schall und nur sein mitleidiges Lächeln bleibt einen Moment stehen im leeren Raum. Wir aber schreiben, gelegentlich, uns etwas von der Seele. Oder vom Leib. Wir schämen uns dabei, weil es ja wirklich nicht unbedingt sein muss; und Dichtung, da ist Ariel ganz streng, sollte eigentlich notwendig sein – ein Stück vom eigenen Fleisch, beseelt von einem Schmerzenshauch der eigenen Seele, gewendet und gestaltet zu etwas Neuem. Ist es aber gestaltet, dann ist ein Ding mehr in der Luft. Es muss nicht schön sein, es trägt leicht an seiner kleinen Bedeutung, es torkelt noch ein wenig unsicher durch den neuen Raum, vielleicht ist es doch zu früh geboren? Als Mutter sorgt man sich und schneidet die Nabelschnur nur schweren Herzens durch. Vielleicht, dass Ariel es übersieht in der Masse der aufgeblähten Schäume und Seifenblasen.

ANSCHLUSSPRODUKTIVITÄT

Schon als Kind konnte ich nicht zuschauen. Ich meine, zuschauen, wenn irgendjemand etwas macht, das man auch selbst machen könnte. Sport, zum Beispiel. Deshalb bin ich bis heute völlig unfähig, ein Fußballspiel anzusehen (abgesehen von den ca. hundert anderen Gründen, das nicht zu tun, wie beispielsweise der Dauerhysterie von TOOOOOR brüllenden Fußballreportern, den millionenfach wiederholten und schon beim ersten Mal gänzlich unoriginellen Äußerungen einfacher Fußballprofis über das immergleiche Spiel, den seltsamen Folterinstrumenten zur akustischen Unterstützung der Mannschaft, dem Fahnenhype, der verkappten Gewalt überhaupt, der gesellschaftlich absolut akzeptierten Entschuldigung für sinnlose Parteilichkeit – und der entsetzlichen Langeweile, natürlich). Ich habe nie Fußball gespielt, ich habe es vielleicht zwei oder dreimal versucht, auf irgendeinem Familienfest oder auf Anregung eines fehlgeleiteten Sportlehrers, es hat nicht funktioniert, ich kann es nicht, und ich habe nichts davon Leuten zuzuschauen, die es können. Ich kann ein wenig Turnen anschauen, weil ich das früher einmal selbst gemacht habe, aber auch das langweilt mich bald, und es juckt mich höchstens in den Beinen zu versuchen, ob man noch ein Rad schlagen kann (definitiv nicht, es endet in einer physisch und psychisch schmerzhaften Erfahrung). Typische Intellektuellenarroganz? Ach, wenn es nur das wäre, es ist aber schlimmer. Es ist das gleiche mit Musik. Natürlich höre ich Berieselungsmusik, wie alle anderen auch, darum geht es nicht; aber die Leistungsschauen der großen Musik, Konzerte also – kein Interesse, null. Musik kann man selbst machen, man kann es zumindest versuchen, und das habe ich versucht, mit sehr begrenzten Erfolgen. Warum soll ich zuschauen, wie andere Leute Musik machen – zugegeben, großartig Musik machen, Lichtjahre jenseits jeglicher noch so ambitionierter Hausmusik? Aber es funktioniert nicht richtig für mich. Bestenfalls möchte ich gleich loslaufen und mir auch die Noten besorgen, um dann natürlich grandios zu scheitern. Egal. Kochen im Fernsehen? Eine völlige Verirrung, solange man noch eine Küche hat und selbst

am Herd stehen kann. Talk-Shows? Hab ich nie kapiert. Leuten beim Streiten zusehen, wenn man selbst denken und diskutieren kann?

Nachdem mir das irgendwann aufgefallen war, habe ich angefangen darüber nachzudenken. Richtig verstanden habe ich es aber erst, als ich Goethe gelesen habe – ich meine, richtig gelesen, nicht für die Schule oder für irgendeine missverstandene Bildung, sondern so gelesen, wie man eigentlich lesen soll, nämlich: existentiell, so als wäre das Buch oder die Geschichte oder jeder einzelne Satz genau für einen selbst geschrieben, und zwar von jemand, der als Person hinter diesem Satz steht, weil er seine persönliche Wahrheit oder, wenigstens: seine persönliche Erfahrung ist und nicht irgendeine bizarre Phantasie oder das übliche Wunschgedenke. Denn Goethe, dieser große Allesmacher und Alleskönner (und nein, ich vergleiche mich nicht mit Goethe, um Gottes willen, aber er hat einige Sätze sehr speziell für mich geschrieben), hat geschrieben: "Der Mensch erfährt und genießt nichts, ohne zugleich produktiv zu werden. Dies ist die innerste Eigenschaft der menschlichen Natur". Nun gut, bei dem zweiten Satz bin ich mir nicht ganz sicher; da spricht in der Erfahrung einiges dagegen – aber immerhin, es schauen ja nicht nur Millionen Menschen Fußball, sondern ein gar nicht so kleiner Teil davon wird in allen möglichen Vereinen durchaus produktiv mit einem Fuß am Ball, vielleicht also doch? Aber dass ich persönlich nichts – vielleicht sollte man ergänzen: nichts von Bedeutung – erfahre oder genieße, wenn ich nicht dabei in irgendeiner, und sei sie noch so dilettantischer, Art produktiv werden kann, das habe ich schon lange gewusst, aber erst durch den Goethe-Satz verstanden.

Im Übrigen kann ich nur nicht zuschauen, wenn jemand etwas macht, vormacht sozusagen. Ich gehe außerordentlich gern in Ausstellungen, künstlerische oder historische; dort kann man Dinge sehen, die jemand gemacht hat, Produkte also, und das ist sehr interessant und belehrend und sogar unterhaltend. Bücher lesen ist natürlich kein Problem, um Gotteswillen; aber es würde wahrscheinlich sogar relativ schnell langweilig, Goethe dabei zuzusehen, wie er

den *Faust* schreibt, obwohl – dafür würde ich vielleicht sogar eine Ausnahme machen. Aber die gilt natürlich nicht für das öffentliche Reden über Literatur, was für mich noch eine größere Folter ist als ein Spiel der Nationalmannschaft samt Verlängerungen und Elfmeterschießen anschauen zu müssen. Trotzdem habe ich es, obwohl ich Bücher verschlinge, seit ich lesen kann, nicht gewagt, selbst zu schreiben – also, außer den Jugendverirrungen von Tagebüchern, den schulischen Pflichten, den ersten journalistischen Versuchen. Die Schwelle war zu hoch, sie war gemacht aus Ehrfurcht (Goethe!) und Angst. Und selbst heute, nachdem ich schon viel geschrieben habe, ist sie immer noch da, wenn auch inzwischen deutlich verkleinert. Aber ich muss mir jedes Mal aufs Neue innerlich einen Schubs geben, los, mach doch, hast du doch schon oft gemacht! Ja, gemacht schon, aber es hat nicht immer gut funktioniert. Mit jedem Satz kann man nämlich scheitern; wie jeder Fußballer mit einem falschen Pass oder jeder Musiker mit einer schiefen Note oder der Koch mit seiner *Sauce hollandaise*. Das ist die dunkle Seite der Produktivität, ob sie nun allgemeinmenschlich oder nur zutiefst persönlich ist: Wer macht, kann scheitern. Wer zuschaut, nicht (er kann aber kritisieren, und oh! ist das schön! immer besser zu wissen, obwohl man noch nie gemacht hat!).

So weit, so gut, und ganz nachvollziehbar und familienfreundlich. Seit neuestem jedoch habe ich eine Abart von Produktivität an mir entdeckt, die mir selbst ein wenig unheimlich vorkommt. Beruflich gehe ich oft zu Vorträgen, und ich tue auch das ganz gern: Schließlich trägt da, im besten Falle, jemand ein schönes und rundes Ergebnis seiner eigenen Produktivität vor, wir schauen ihm also nicht zu, wie er einen Vortrag hält, sondern wie er ein Produkt vorstellt; und anschließend dürfen wir selbst produktiv werden, indem wir Fragen stellen und diskutieren. Soweit das akademische Standardmodell, und es kann tatsächlich funktionieren (na gut, allzu häufig sehen wir natürlich doch nur jemand dabei zu, wie er einen Vortrag hält, ohne dass ein Ergebnis oder auch nur ein kleiner Gedanke sich von weitem sehen oder hören lassen, und die Fragerunde besteht im

Wesentlichen daraus, dass andere Leute sich dabei zusehen, wie sie selbst vermeintlich intelligente Fragen stellen und damit ihre akademische Ebenbürtigkeit beweisen – aber: es ist – möglich). Inzwischen jedoch habe ich so viele akademische Vorträge gehört, dass ich sogar bei mittelguten und guten eigentlich nur noch mit einem Ohr hin-hören muss; ich weiß, wo die These hingehet, ich weiß, wie sie begründet werden wird, ich weiß, was damit erreicht werden soll, und ich weiß sogar, wie die Diskussion laufen wird, mehr oder weniger jedenfalls, Überraschungen sind – möglich. Deshalb hat vor einiger Zeit meine andere Gehirnhälfte beschlossen, dass sie, während das eine Ohr mit Zuhören und der entsprechende Gehirnteil mit Extrapolieren beschäftigt ist, doch genauso gut was anderes machen könnte (so wie viele Leute Randbilder auf Notizbücher kritzeln, und es kommt durchaus vor, dass sie interessanter sind als der Vortrag). Nicht ganz was anderes, sondern ein bisschen was anderes, etwas, was den Vortragsfaden aufnimmt und ihn, während der Vortragende sich brav daran entlanghangelt, zu etwas anderem verstrickt, Luftmaschen, Mustern, was weiß ich. Produktiv werden eben!

Seitdem schreibe ich noch begeisterter mit bei Vorträgen – was ich bisher schon tat, nicht weil es mir wichtig war, sondern als Konzentrationsübung und ein wenig aus Disziplin, um die Handschrift nicht völlig verkommen zu lassen. Es fällt nicht so sehr auf, weil man bei Vorträgen ja mitschreiben darf, viele sitzen sowieso inzwischen mit dem Notebook da und tun wer weiß schon was hinter ihrem Display. Ich aber schreibe – kleine Reisegeschichten zum Beispiel; bei einer Ringvorlesung zur Reiseliteratur habe ich ein ganzes kleines Notizbuch voller Reisegeschichten geschrieben. Ein im Übrigen ausgezeichnete Vortrag über Hermeneutik geriet mir zu einem Gedicht; einer eher schwacher über Nietzsche zu einer Betrachtung über Hinterköpfe und das, was sie verraten und was sie nicht verraten über ihre zugehörigen Vorderseiten. Aber ein bisschen unsittlich komme ich mir dabei vor. Mein manisches Gekritzeln (meist unter dem Strich auf der Seite, während oben das Gerüst eines Vortragsnotats mitläuft, aus alter Gewohnheit) hat etwas von –

Leichenfledderei ist zu hart, Plagiat trifft es nicht recht, vielleicht ein klein wenig: Gedanken-Pornographie? Es ist eine Art Selbstentzündung an fremder Produktivität, die diese jedoch entfremdet, verdreht, zumindest: instrumentalisiert. Würde ich wollen, dass meine Studentinnen aus meinen häufig recht wirren Seminarvorträgen Kurzgeschichten strickten oder Haikus drechselten? Ach, warum nicht. Vielleicht wäre es sogar besser. Nennen wir es, mit einem Begriff, der technisch genug klingt, um respektabel zu sein: Anschluss-Produktivität.

Mein schönstes Leseerlebnis

SCHREIBAUFGABEN

Am Anfang ist es immer ganz schlimm. Es ist zu Beginn des neuen Semesters, frische Gesichter auf allen Seiten, Erwartungen, Vorstellungen, Befürchtungen. Und dann kommt auch noch gleich als erstes eine Hausaufgabe; und sie kommt ein wenig aus dem Hinterhalt, es ist nämlich eher eine Zumutung: Schreiben sollen sie. Nicht wissenschaftlich-distanziert, mit einem Begriffs- oder Methodenapparat im Rücken und dem beruhigenden Gefühl, sich notfalls dahinter verstecken zu können. Sondern persönlich. Über ihren Schreibraum. *A woman needs money and a room of her own*, das hatte Virginia Woolf über weibliches Schreiben gesagt; Geld natürlich, das leuchtet jedem ein, aber einen Raum, wozu braucht man denn ein Zimmer? Jede hat doch heute ihr Zimmer. Hat sie das wirklich? Und was ist es, Schutzraum oder Freiraum, Versteck oder Schauraum? Alles davon, keines davon? Und was um Himmelswillen will sie nur hören, die Seminarleiterin?

Die Verkrampfung ist zu spüren in diesem Moment, in diesem Raum, und sie ist zu spüren in so manchem Text, den ich bekomme. Und dann kann ich sehen, beim Lesen sehen und spüren, wie sich diese Verkrampfung abbaut, wie sie beim Schreiben sich in Luft auflöst, oder: in Worte, nicht immer geschickte, nicht immer passende, aber mit zunehmender Sicherheit gefundene und gesetzte. Manche

brauchen einen langen stolpernden Anlauf, einige starten schon wie ein Überschallflieger, aus dem Vollen. Ich betrete Einzelzimmer, Kinderzimmer, WG-Zimmer; ich sitze mit am plätschernden Bach und im schweigenden Wald, ich sehe sie im Café ernsthaft über ihr Notebook gebeugt und im Zug, die unentbehrlichen Kopfhörer im Ohr und die Strickjacke um die Schultern im mal wieder eisgekühlten ICE. Ich begleite sie zurück in ihre Kindheit oder in ein Traumreich; ich spüre ihre Ängste (und oft sind es große Ängste) und ihre Hoffnungen, und ich bin am Ende mehr gerührt, als ich sagen kann. Sie sollten einen Raum beschreiben, und sie haben ihr Herz ausgeschüttet, in kleinen Portionen, einer Unbekannten, auf einen Vertrauensvorschuss hin, von dem man nicht weiß, ob er wirklich ausgezahlt werden wird. Vielleicht braucht Frau zum Schreiben gar keinen Raum für sich allein; aber ein Text braucht einen Raum, einen Rahmen, einen Überschuss, und das Lesen besiedelt ihn dann.